This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

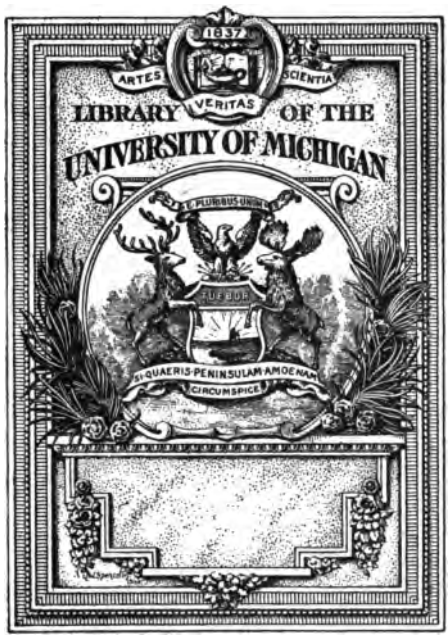
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 925,931


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

No. 182. Dritte Folge No. 12.

Deutsche Literaturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

DIE DEUTSCHE REVUE

VON

KARL GUTZKOW UND LUDOLF WIENBARG

(1835)

HERAUSGEGEBEN

VON

J. DRESCH

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT POITIERS

BERLIN W. 35

B. BEHR'S VERLAG

1904

Herrn Professor

Albert Lange

in herzlichster Dankbarkeit

zugeeignet.

136101

Einleitung.

I. Der Inhalt.

Seit dem ersten Januar 1835 schrieb Gutzkow das „Literaturblatt des Frankfurter Phönix"; seine Aufsätze waren aber, nach Form und Inhalt, so kühn, dass der Herausgeber der Zeitung, Sauerländer, und der verantwortliche Redakteur, Ed. Duller, in Schrecken gerieten und sich bald von ihrem jungen Mitarbeiter trennten. Vom 28. August an steht im „Phönix" kein Artikel mehr von Gutzkow. Er trug sich zu dieser Zeit mit dem Plane einer eigenen Revue und schrieb darüber an den Verfasser des „Danton", Georg Büchner, der sich nach Strassburg hatte flüchten müssen (28. August).[1])

„Ich bin in Ihrer Nähe, aber leider werde ich die Musse nicht haben, Strassburg besuchen zu können. Zwar bin ich jetzt ungebundener als je, weil ich mein Literaturblatt dem Phönix preisgegeben habe, aber es drücken mich doch mancherlei Geschäfte, weil ich gesonnen bin, noch vor dem neuen Jahre selbst ein Journal mit meinem Freunde L. Wienbarg zu ediren. Der Titel wird sein: ‚Deutsche Revue'; die Form,

---

[1]) Siehe „Briefe Gutzkows und seiner Braut", herausgegeben von Ch. Andler im „Euphorion" 1897 (drittes Ergänzungsheft S. 186) — und J. Dresch, „Gutzkow et la Jeune Allemagne," Paris 1904.

wöchentlich ein Heft. Ich gestehe aufrichtig, dass ich mich bei diesem Unternehmen ernstlich auf Sie verlassen möchte."

Wienbarg, der ein Jahr früher, in der Vorrede zu den „Ästhetischen Feldzügen", „das Junge Deutschland" aus der Taufe gehoben hatte, hielt sich seit Anfang August in Frankfurt auf, und hatte bald mit Gutzkow ein literarisches Bündnis geschlossen. Es fehlte nur noch an einem Verleger für die geplante Revue. Gutzkow, der diesen Brief an Büchner aus Stuttgart schrieb, war dorthin gereist, um den Buchhändler Cotta für sich zu gewinnen. Ein Beweis dafür ist ein Brief Gutzkows an denselben, den Johannes Proelss[1]) in den Archiven Cottas aufgestöbert und in seinem Werke über das „Junge Deutschland" herausgegeben hat. Wir entnehmen ihm folgende Stelle: „Als ich Ihnen den Plan der Deutschen Revue, eines Blattes, das gewiss den muntersten Succes haben würde, machte, wandten Sie Ihre Institute ein. Aber, verehrtester Herr Baron, Ihre Institute sind nichts Absolutes und verlangen, will man sie integriren, eine unendliche Vorsicht. Der Augsburger Zeitung z. B. kann ich nicht mehr bieten, als was sie von mir genommen hat: alles weitere, und wenn es sich in den loyalsten Grenzen hielte, würde eine Reformation bedingen, die den Gesichtspunkt jenes Instituts vor Fürsten und Ministern verrückte."

Die Antwort des Herrn Barons Cotta besitzen wir nicht; sie war aber wahrscheinlich eine ablehnende, da eine ausserordentliche Beilage[2]) der „Allgemeinen Zeitung" am 11. September erklärte, dass die „Deutsche Revue" demnächst in der E. Löwenthalschen Buchhandlung in Mannheim erscheinen würde. Löwenthal war ein junger Freund Gutzkows, ein jüdischer Ver-

[1]) Joh. Proelss, „Das junge Deutschland" 1892, S. 594.
[2]) Proelss S. 596.

leger, dessen Bekanntschaft er ein Jahr vorher in Berlin gemacht hatte; er nahm keinen Anstand, diese Revue herauszugeben, sah vielmehr hierin eine günstige Gelegenheit, den Namen seiner neu gegründeten Buchhandlung bekannt zu machen. Kaum hatte sich aber die „Deutsche Revue" einen Verleger verschafft, als ein mächtiger Gegner auftrat. An demselben Tage, wo sie in der „Allgemeinen Zeitung" angekündigt wurde, erschien im „Literaturblatt des Morgenblattes" ein Artikel, der den Verfasser der „Wally", Gutzkow, die zukünftigen Mitarbeiter der „Deutschen Revue" und überhaupt alle Schriftsteller des sogenannten „Jungen Deutschlands" als kranke, entnervte, von den Franzosen angesteckte Wüstlinge bezeichnete, als Leute, die Patriotismus, Religion und Sittlichkeit in Gefahr brächten. Diesen Artikel hatte Menzel geschrieben, und er liess auf denselben noch viele andere folgen, in denen er in gleichem Tone seinen ehemaligen Zögling und Adjutanten Gutzkow bekämpfte. Auf diesen Streit nimmt Gutzkow Bezug, wenn er an Büchner schreibt:[1]) „Von Menzels elendem Angriffe auf meine Person werden Sie gehört haben. Ich musste ihn für seine Schamlosigkeit fordern; er schlug diesen Weg ein und zwingt mich nun, ihm öffentlich zu dienen. Menzeln wäre es eine Freude gewesen, wenn ich bei ihm noch immer die zweite Violine gespielt hätte, und einmal Exekutor seines Testaments geworden wäre. Prinzipien hat er für keine grössere Fehde mehr, seine letzten Patronen hat er gegen Goethe verschossen: Nun muss die Religion, die Moral und mein Leben herhalten, um mich zu stürzen. In einigen Tagen erscheinen von mir und Wienbarg Broschüren. Ich kann nichts besseres thun, als aus seiner Infamie eine literarische

[1]) „Euphorion" S. 187 (nicht datiert — das Datum des Poststempels — 28. Sept. 35).

Streitfrage machen. Zeit ist's, endlich einmal die Menzelsche Stellung zu revidiren und die kritischen Annalen zu kontroliren, welche er seit beinahe 10 Jahren geschrieben hat.

Am 1. Dez. erscheint das erste Heft der Revue. Benimmt sich Menzel nicht als wollt' er sagen: ‚O Herr Zebaoth, siehe, sie wollen herausgeben ein Blatt, das da heisset: ‚Deutsche Revue' und soll erscheinen wöchentlich einmal! spricht der Herr: Sela.'

Ihr Gutzkow."

Aus diesen Zeilen erhellt schon der Gedanke, welcher der „Deutschen Revue" zu Grunde liegen soll; seinen vollen Ausdruck findet er in der Broschüre, die folgenden Titel führt:

Menzel
und
die junge Literatur

Programm
zur
Deutschen Revue
von. L. Wienbarg.

Mannheim. Verlag Löwenthal.
(1835)

Wienbarg hat dieses Programm unterschrieben; es wurde aber von beiden Freunden entworfen und grösstenteils von Gutzkow verfasst.[1]) Das Ende lautet wie folgt:

---

[1]) Siehe Gutzkow, Rückblicke S. 144—145: „In dem von mir allein, dem 24jährigen, verfassten Aufrufe zur

„Der Augenblick ist erschienen, wo die deutsche Literatur sich aus den jüngsten Umwälzungen, die sie erlebt hat, in eine freie, unabhängige, nur von Minerven und den Musen beherrschte Region entwickeln will.“ [1])

„Die Deutsche Revue fordert alle deutschen Dichter und Gelehrte auf, die sich von einer Verschmelzung unserer alten Horen, Athenäen u. s. w. mit der ‚Revue de Paris‘, ‚Revue des deux Mondes‘ eine billigende Vorstellung machen können, unter die Aegide ihrer Herausgeber und in den zahlreichen Kreis von Autoren zu treten, welche sie zu ihrem Zwecke schon um sich versammelt haben. Die ‚Deutsche Revue‘ wird eine ursprüngliche Farbe haben, aber mancherlei Schattirungen derselben zulassen. Sie lässt ihren Aufruf ergehen sowohl an den Katheder, wie an die Dachstube, vor allem aber an die, welche gern im Angesicht des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes dichten und denken.“ [2])

Was die ‚Deutsche Revue‘ bringen wird, soll sein:

I. Poesie in allen ihren Offenbarungen.

II. Spekulation aus allen Fakultäten.

III. Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen der deutschen Literatur.

IV. Correspondenz aus allen Ecken des Vaterlandes.

Jede Woche ein Heft. Jedes Heft von drei Bogen. Die Deutsche Revue wird den Charakter als Journal und Buch vereinigen.“

Theilnahme dieser Wochenschrift sagte ich .....“, und er führt einen Teil dieses Aufrufs an, welcher dem „Programm zur Deutschen Revue“ wörtlich entspricht.

[1]) „Programm“ S. 22.

[2]) S. 26.

Gutzkow schreibt in seinen „Rückblicken“,[1]) dass er nach dieser Ankündigung von mehr als fünfzig der damaligen ersten Autoritäten eine zusagende Antwort empfing. Tatsächlich erschien in einer Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ (No. 431, 29. Okt. 1835) eine lange Liste der Mitarbeiter, unter denen die Namen Börnes, Büchners, Heines, Laubes, Varnhagens und vieler Universitätsprofessoren zu lesen waren; die meisten aber hatten ihre Mitwirkung nicht ausdrücklich versprochen und beeilten sich, als sie von den Regierungen bedroht wurden, einen Widerruf in der „Allgemeinen Zeitung“ erscheinen zu lassen.[2])

Menzel war es in der Tat gelungen, seinen jungen Gegner zu besiegen, wenn auch durch politische, nicht durch literarische Waffen. Um dem Einfluss des „Jungen Deutschlands“ und der angekündigten „Deutschen Revue“ Einhalt zu tun, hatte er sich an die politischen Mächte gewandt und bei diesen ein geneigtes Ohr gefunden. Am 14. November 1835 wurden in Preussen alle Werke Gutzkows und Wienbargs verboten,[3]) am 16. November begann die Untersuchung gegen Gutzkow und Löwenthal. „Jetzt war nun auch die Revue zerstört. Der Vater des Verlegers ver-

---

[1]) S. 145—146. — Siehe auch „Vergangenheit und Gegenwart“ (im Jahrbuch der Literatur 1839): „In dem Journale der Deutschen Revue wollte ich die Interessen der Literatur erweitern, sie vor der Belletristerei befreien, Gedanken aus der Wissenschaft ihr zuführen. Die Katheder sogar sollten einen Mittelpunkt finden, die Gelehrsamkeit sollte, freilich in geschmackvollem Gewande, zum Volke dringen. Der Gelehrten kamen, mehr als ich genannt, mehr als später widerrufen haben. Sie widerriefen wehmüthig, gezwungen von den Angebern. Sie sahen die Zeiten der Athenäen, Horen, Propyläen wieder erneut. Eine Revolution wäre gekommen, aber die Heilsamste.“

[2]) Siehe Houben, „Gutzkow-Funde“ 1901 (Varnhagen und das junge Deutschland) und Geiger, „Das junge Deutschland und die preussische Censur“ 1900.

[3]) Proelss S. 642.

weigerte die Mittel," schreibt Gutzkow in seinen „Rückblicken" (S. 149).

Aber in solchen Umständen selbst streckte er die Waffen nicht. An demselben Tag, so erzählt Proelss, („Das Junge Deutschland", S. 625) wo durch das Vorgehen der Karlsruher Regierung die Auflösung der Löwenthalschen Verlagshandlung und durch Preussen das Verbot der ‚Deutschen Revue' feststand, war Gutzkow sofort unterwegs, um in Frankfurt einen Verleger zu suchen, der den Verlag des Blattes unter verändertem Titel übernehme. Er fand einen solchen in Franz Varrentrapp, und schon am nächsten Tag erschien ein Inserat im Frankfurter Journal des Inhalts, dass vom 1. Dezember an bei diesem erscheinen werden: ‚Deutsche Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft, redigiert von Dr. Karl Gutzkow.' Die Anzeige sagte weiter: ‚Um die Insinuation einer Parteiung zu zerstreuen, erscheinen die ‚Deutschen Blätter' von einem Einzelnen. Eine Meinung wird sich geltend zu machen suchen, welche sich daran gewöhnt hat, die Herzschläge der Zeitgenossen zu zählen, und überall zu sein, wo eine neue Erscheinung des Jahrhunderts aus ihrer Knospenhülle hervorbricht, eine Meinung, welche mit Lessing in dem Streben nach Wahrheit die Wahrheit selber findet. Alles, was die Gegenwart bringt, soll in den Deutschen Blättern an Vergangenheit und Zukunft geknüpft werden . . . Sie werden alles bringen, was in der durch mannigfache Hindernisse zu erscheinen verhinderten Deutschen Revue von dem einen der Herausgeber zu erwarten stand."

Diese „Deutschen Blätter" erwähnt auch Gutzkow in seinen Rückblicken. „Schnell wurde die erste Nummer gedruckt und versandt," schreibt er (S. 149). „Da kam plötzlich ein unbedingtes non possumus. Von oben her, aus der Region des Bundestages wurden die Verleger bedeutet, nicht nur, dass eine Gesamtmassregel gegen diese neuern Schriftsteller bevorstände, sondern auch,

dass ihnen persönlich eine Vergünstigung würde entzogen werden, die sie bisher genossen hatten, der Druck der Protokolle des Bundestages, wenn sie den Verlag übernähmen. Da waren denn die ‚Deutschen Blätter' eine glühende Kohle, die nicht schnell genug aus der Hand geworfen werden konnte."

In der „Frankfurter Stadtbibliothek" befindet sich ein Exemplar dieses sogleich unterdrückten ersten Bogens der „Deutschen Blätter". Es besteht aus zwei dünnen Heften im Format der „Revue des Deux Mondes" mit den Daten des 2. Dezember und des 5. Dezember. Die acht Seiten des ersten Heftes enthalten ein Programm, einen Artikel über Ch. Stieglitz, eine Korrespondenz aus Hamburg und den Inhalt der nächsten Nummern (unter den angekündigten Artikeln steht „zur Philosophie der Geschichte"). Das zweite Heft (von ebenfalls acht Seiten) enthält folgendes: 1. „Der Traum des Saturn", d. h. eine kurze Dissertation über den Geist der Geschichte; 2. „Feldzüge gegen Menzel"; 3. eine Korrespondenz aus Berlin.

J. Proelss hat dieses Exemplar der „Deutschen Blätter" gelesen und im „Jungen Deutschland" ausführlich behandelt (S. 625—626). Eine viel wichtigere Urkunde aber hat er übersehen, nämlich das erste vorbereitete Heft der „Deutschen Revue", das zwar vor dem Erscheinen unterdrückt wurde, dessen Korrekturbogen aber in der „Frankfurter Stadtbibliothek" aufbewahrt sind.[1]) Sie stehen hier unter der Nummer Eph. Litt. 7f. 2065, im Format der „Revue des Deux Mondes".

Den Inhalt dieser berüchtigten Revue zu kennen,

---

[1]) Da Proelss über dieses erste Heft schweigt, ist der Inhalt der „Deutschen Revue" den Historikern des Jungen Deutschlands lange unbekannt geblieben. Erst im Jahre 1902 sind diese Korrekturbogen erwähnt worden. — Siehe einen Probebogen der „Deutschen Bibliographischen Gesellschaft" und einen Aufsatz von Dr. Houben über Wienbarg in der „Frankfurter Zeitung", (20. Dez. 1902).

ihn mit einigen Artikeln des Literaturblattes des „Phönix“ und mit dem ersten Exemplar der „Deutschen Blätter“ zu vergleichen ist, so scheint uns, für die Geschichte des „Jungen Deutschlands“ nicht ohne Wichtigkeit.

Das Titelblatt fehlt; der Titel aber steht auf der ersten Seite, mit Bleistift geschrieben.

„Deutsche Revue“,
herausgegeben von Karl Gutzkow und Ludolf Wienbarg.
(Ohne Datum.)

Das Heft besteht aus 28 Seiten, deren Inhalt folgender ist:

„Bernadotte“ von K. Gutzkow (S. 1—20).
„Elbe und Nordsee“ von L. Wienbarg (S. 21—38).
„Literatur“ (S. 38—48) mit der Unterschrift G.

Von den zahlreichen Mitarbeitern, an welche sich Gutzkow und Wienbarg gewandt hatten, war noch kein Beitrag eingetroffen.[1]) Dieses erste Heft gab also nichs anderes als ihre eigenen Schriften.

Dass diese „Deutsche Revue“ authentisch ist, unterliegt keinem Zweifel und erhellt aus dem Inhalt selbst, den wir nun näher betrachten wollen.

---

[1]) Die Artikel, welche G. Büchner für die „Deutsche Revue“ bestimmte, hatte er noch nicht übersandt. Siehe Karl Emil Franzos: „Georg Büchners sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlass“. (Frankfurt am Main 1879): „Briefe an die Familie“ S. 360—361.

Strassburg, im Oktober 1835.

... Ich habe mir hier allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethes, einen unglücklichen Poeten Namens „Lenz“ verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der „Deutschen Revue“ erscheinen zu lassen.

Strassburg, den 1. Januar 1836.

... Das Verbot der „Deutschen Revue“ schadet mir nichts. Einige Artikel, die für sie bereit lagen, kann ich an den „Phönix“ schicken.

II. Bernadotte

von

Karl Gutzkow.

J. Proelss wusste schon durch einen Brief Gutzkows an den Baron Cotta, dass ein Artikel über Bernadotte für die „Deutsche Revue" bestimmt sei. „Durch das Verbot der ‚Deutschen Revue' war sein erster Beitrag für diese frei geworden," schreibt Prœlss,[1]) „eine stimmungsvolle Charakteristik Bernadottes. Er hatte sie der ‚Allgemeinen Zeitung' zur Verfügung gestellt, und eines seiner ersten Schreiben an Cotta aus dem Gefängnis, vom 2. Dezember, war die Bitte an diesen um baldige Aufnahme."

Aus dem Gefängnis schrieb Gutzkow noch andere Briefe, die uns über den Artikel „Bernadotte" Auskunft geben; sie wurden nicht an ihre Adresse befördert und blieben in den General-Landesarchiven Badens; Fester hat sie dort ausfindig gemacht und in seinem Büchlein über Gutzkow abgedruckt.[2])

Das Ende eines an den Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" geschriebenen Briefs lautet wie folgt (Fester S. 37):

---

[1]) „Das junge Deutschland" S. 696.

[2]) Siehe: „Eine vergessene Geschichtsphilosophie zur Geschichte des Jungen Deutschlands" von Dr. phil. Rich. Fester in der „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge". V. Serie. Hamburg 1891.

„Ich schreibe Ihnen diese Zeilen aus dem hiesigen Stadtgefängnisse! Ueber ‚Bernadotte' erwart' ich von H. von Cotta Antwort!

Ihr Gutzkow."

„Bernadotte" erschien in der „Allgemeinen Zeitung" (7. Dez. 1835, ausserordentliche Beilage No. 51, No. 502), aber ohne den Namen des Verfassers. Niemand wagte es jetzt, den Geächteten zu nennen, der im Gefängnis sass, ohne etwas von seinen Freunden oder von der Braut zu hören, die er in Frankfurt gelassen hatte. Zufällig erfuhr er, dass ein Freund, Wagner, der Redakteur der „Daskalia" den „Bernadotte" abzudrucken beabsichtige; sogleich schrieb er an ihn und bat ihn inständig, seinen vollständigen Namen unter den Artikel zu setzen. „Lieber Wagner, ich höre, dass du meinen ‚Bernadotte' aus der ‚Allg. Zeitung' abdruckst. Thue mir die Gefälligkeit und setze meinen vollständigen Namen darunter, nicht des Publikums oder meinetwegen, sondern als Antheil für meine Frankfurter Verbindungen, für meine Braut und Schwiegereltern, welche ich durch mein Schicksal so namenlos betrübe! Du wirst wissen, dass ich in Haft bin."[1])

Solche Briefe beweisen, welches Gewicht Gutzkow auf diesen „Bernadotte" legte; er hat ihm später in allen, grossen wie kleinen Sammlungen seiner Werke einen Platz gegeben: in den „Vermischten Schriften" (Leipzig, Weber, 1842 3. Band, „Mosaik" S. 248), in den „Gesammelten Werken" (Frankfurt am Main, literarische Anstalt, J. Rütten 1845). (Karl Johann, II, 208), in der „Costenobleschen Ausgabe" (Iena 1876); („Öffentliche Charaktere" S. 159).

Zwischen dem Bernadotte der „Deutschen Revue" und den anderen Abdrücken desselben Aufsatzes ist

[1]) Fester, op. cit. S. 38.

kein Unterschied zu finden. Dieser erste Beitrag für die so gefürchtete Zeitschrift ist eines der seltenen Jugendwerke, die Gutzkow ohne Änderung in den späteren Ausgaben seiner Schriften hat erscheinen lassen. Sehr mässig im Ton, wohl ausgearbeitet in der Form, gehört der Artikel zu jener Gattung historischer Schriften, die Gutzkow Ende 1834 der „Allgemeinen Zeitung" gegeben und zu Anfang 1835 unter dem Titel „Öffentliche Charaktere" veröffentlicht hat.[1])

Es ist keine Biographie, sondern die Zusammenstellung einiger Tatsachen, die das Leben eines Mannes anschaulich machen sollen, „für welchen sich schwerlich in vergangenen Tagen eine Parallele findet"; sein Verhältnis zu Napoleon, das Ereignis seiner Thronbesteigung, seine Regierung bilden die Hauptteile dieser wenigen Seiten. Bernadotte hatte viel Ähnlichkeit mit Napoleon, meint Gutzkow; er besass denselben Ehrgeiz, vielleicht dasselbe Genie und wurde deshalb von seinem Herrscher bei jeder Gelegenheit herabgewürdigt; er hatte als Gouverneur von Hannover und in Kopenhagen seine bürgerlichen Tugenden bewiesen; er wusste alle Höfe zu gewinnen und ward in ganz Nordeuropa so populär, dass der schwedische Adel keinen Anstand nahm, ihn zum König zu erküren. In seinem kalten Reich aber, in diesem von Missbräuchen verrosteten Lande lebt der Gascogner als zweiundsiebzigjähriger Greis einsam; er versteht die Sprache seines Volkes nicht, scheut den Tumult auf den Strassen, kann die Kälte nicht ertragen und bleibt deshalb lange Monate während des Winters in seinem Palast eingeschlossen. Unter solchen Umständen sehnt sich der Schwede nach der Thronbesteigung seines Sohnes Oskar „eines Königs, der durch den heimischen Laut der Zunge die Herzen fesselt".

Am Schlusse des Artikels stand in der „Deutschen Revue" der folgende Satz: „Diese Hoffnung kann sich

[1]) Bei Hoffmann und Campe (1. Teil 1835).

erfüllen, oder eine der nordischen Parzen, die Leben und Tod zwischen ihren Fingern spinnt, kömmt ihr zuvor an der heiligen Esche Ygdrasill".

Auch in den Vermischten Schriften („Mosaik") steht dieser Satz, und Gutzkow fügte hinzu: „Vom Kronprinzen Oscar erzählt man das Rühmlichste."

Nach dem Tode Bernadottes durchstrich Gutzkow obige Sätze und schrieb nur: „Diese Hoffnung hat sich jetzt erfüllt."

Es ist die einzige Änderung, die der Urtext erlitten hat.

III. Elbe und Nordsee

von

L. Wienbarg.

Viel gewagter als der Artikel Gutzkows ist „Elbe und Nordsee“ von Wienbarg, eines jener Reisebilder nach Heineschem Muster, die alle möglichen Gegenstände zur Behandlung heranziehen.

Während einer Fahrt auf der Elbe erblickt Wienbarg den holsteinischen Hafen Glückstadt; dabei wird er an eine traurige Geschichte erinnert, von der er in dieser Stadt hörte und welche, seinem Ausdruck nach, ein grelles Licht „auf den Jammer rechtlicher und socieller Zustände“ wirft. Es handelt sich um einen Advokaten, der den groben Fehler beging, sein karges Brot mit dem Klienten zu teilen und über den Philister, Soldaten und Prediger herfielen, so dass ihm nichts anderes übrig blieb, als seine eigenen Prozesse zu führen.

An den holsteinischen Ufern vorbeifahrend, kommt Wienbarg auf die Frage der Bevölkerung und der Rasse. Er erklärt, dass sein Geist in freier Liebe über Deutschland, ja über dem ganzen Erdkreis schwebe, dass er jeder provinziellen Blindschleiche den Krieg erklärt habe und sogar seine niedersächsische Muttersprache befehde, bekennt aber schliesslich seine Vorliebe für den eigentümlichen Charakter eines Volkes: „Im Charakter ist ein Gewebe, im Blut eine Mixtur, in der Physiognomie ein Ausdruck, in der Haltung eine

Linie, überall ein Etwas, das zum Mysteriösen der Stamm- und Familienbegränzung gehört. Aus seiner Haut kann Niemand fahren, am wenigsten ein Deutscher."

Er schildert mit Wohlgefallen solche eigentümlichen Charaktere: den gedrungenen, groben, aber feinfühlenden Holsteiner, den zugänglichen und gefälligen Hannoveraner; und er wundert sich, dass zwei Volksindividualitäten, die demselben Sprachstamme angehören, denselben Boden bewohnen und dasselbe Handwerk treiben, sich durch die schärfsten Nuancierungen, ja Kontraste unterscheiden.

Auch über Dänemark stellt er ethnographische sittliche Betrachtungen an. Es ist ihm ein Land, das von Natur, durch seine Stellung zwischen dem Westen und den Küsten des Baltischen Meeres, auf einen grossartigen Zwischenhandel angewiesen zu sein schien, und das seine Seemacht dergestalt hat sinken lassen, dass es sich jetzt auf Ackerbau und Viehzucht beschränken muss. Dem Dänen, meint Wienbarg, fehlt es an Tätigkeit und Unternehmungsgeist; er steht in dieser Hinsicht den Holländern und den Engländern nach; er begnügt sich zu sehr mit seinem Sundzoll, „dieser elenden Sinecüre, dieser Leibrente für die Altersschwäche". Wienbarg wünscht, dass dieses Land durch irgend eine Verbesserung der Industrie und des Handels zu einer erträglicheren Existenz gelange, als der, worin es gegenwärtig schmachtet, was aber nur möglich sei, wenn es seine eingewurzelte Trägheit auszurotten und seinen belästigenden Feudalismus abzuschütteln vermöge.

Diese Schrift Wienbargs haben wir in keinem der (nie gesammelten) Werke,[1]) die wir uns haben verschaffen können, wieder abgedruckt gefunden. Von Wichtigkeit ist sie in Betreff seiner geistigen Entwicklung, weil sie, in einem Hauptmoment seines

[1]) Einige sind nicht mehr zugänglich. Siehe V. Schweizer, „Ludolf Wienbarg" 1898. S. 41.

Lebens geschrieben, viele von seinen Grundideen ins rechte Licht stellt. Ein Vergleich mit seinen anderen Werken soll es dartun.

Ebenso wie in seinem ersten Buche „Holland in den Jahren 1830—31", das seinen Ruhm gründete, versucht er hier „Natur und Menschen aufzufassen, Gegenwart und Vergangenheit zu vergleichen und alle zerstreuten Züge des Nationalcharakters in einem Brennpunkt zu sammeln".[1])

Neben dieser Vorliebe für den Nationalcharakter eines Volkes, für seine Urkraft und sein Urwesen, kommt zum Ausdruck jener Hass gegen alles Erkünstelte und Formelle in den sozialen Verhältnissen, der den verschiedenen Kapiteln der „Wanderungen durch den Thierkreis" (1835) als geistiges Band diente. Tiefer als Wienbarg hat keiner der jungen Deutschen gefühlt, welche gähnende Kluft die Moral der Gesellschaft von der echten menschlichen Sittlichkeit trennt; keiner hat den Gegensatz mit so grellen Farben geschildert. „Ich fange an" schrieb er in „den Wanderungen durch den Thierkreis" (S. 64) „den Reichthum für ein grosses Unglück, ja in Augenblicken für ein Verbrechen zu halten." Die Amtsleute, Juristen, Advokaten hielt er für „Generalpächter des Gesetzes und der Gerechtigkeit, die noch in so vielen Ländern die Barbarei eines unbekannten, undeutschen, unvolksthümlichen und daher rechtlosen Rechts täglich verewigen, und die daher seit alter Zeit eine pedantisch gelehrte Kaste bilden, welche wie alles Kastenwesen, der freien Bildung und der schönen Humanität schnurstracks entgegenläuft". Sein Grundzug war „ein schmerzhaft sehnsüchtiges Suchen nach neuen Lebenswerten," schreibt V. Schweizer, der ihn für einen Vorläufer Nietzsches hält.[2])

In „Elbe und Nordsee", wie in allen seinen frühe-

---

[1]) „Holland in den Jahren 1830—31." 2. Teil, Vorrede.
[2]) Schweizer „L. Wienbarg", S. 55).

ren Werken, findet sich auf allen Seiten ein kühner Protest gegen jede Erstickung des freien Geistes. Deshalb verweilt er sehr gern bei der Schilderung der schlichten, urwüchsigen Seelen, fast immer aber, um sie von den gesellschaftlichen Verhältnissen zerknicken und zerrütten zu lassen. Zu diesen Seelen gehört der Advokat in „Elbe und Nordsee“ und auch jener Johannes, den er in den „Wanderungen durch den Thierkreis“ aufführt.[1]) Beide sind verwandte Naturen; Wienbarg erklärt es selbst, wenn er in „Elbe und Nordsee“ schreibt: „Ich, für mein Theil, dachte an jenen Johannes, den ich in meinen ‚Wanderungen durch den Thierkreis‘ aufführte, und den ich mir zum Helden eines in Norddeutschland spielenden Sittenromans aufgeopfert habe. Diese innige treue Seele mit ihrer grenzenlosen Selbstvergessenheit, ihrem Köhlerglauben und jenem schaurig heitern, ächt Helgoländischen memento mori, das sie mit jedem Wort ausatmetete und das zu ihrer blühenden Hülle so seltsam kontrastirte, niemals hat sie begriffen, woher die ordinären und superklugen Menschen herkämen, da doch alle Menschen wandelnde Geheimnisse sind, eingeschachtelt in tausend andere Geheimnisse, welche das grosse heilige Weltgeheimniss bilden. Und an dieser kindischen Verwunderung ging Johannes zu Grunde.“

Wenn Wienbarg weiter die sozialen und politischen Verhältnisse Dänemarks so ausführlich behandelt, werden wir natürlich daran erinnert, dass er bei den Erben des dänischen Ministers Bernstorff als Hauslehrer gelebt, dass er den dänischen Gesandten Baron von Selby nach Holland begleitet hatte. Um das Jahr 1835 trug er sich eben mit dem Plan eines Büchleins über Kopenhagen, wie es aus einer Erklärung Schweizers[2]) erhellt: „Kopenhagen in einer buchhändlerischen Anzeige Campes

---

1) S. 22 u. ff. („Der Wassermann, Der Helgoländer“).

2) „Wienbarg“, S. 41.

vor den ‚Wanderungen durch den Thierkreis' erwähnt, also jedenfalls auch vor 1835 entstanden."

Schweizer, dem dieses Buch nicht zugänglich war, zweifelt, dass es in die Öffentlichkeit gelangt sei; vielleicht ist sein Inhalt zum Teil in „Elbe und Nordsee" verarbeitet worden.

Auch an die philologischen Schriften Wienbargs knüpft sich „Elbe und Nordsee". „Ich war der erste Niedersachse," schreibt er, „der seine Muttersprache befehdete, obgleich sicher nicht der letzte, dem sie von Kindestagen her heimlich lieb und theuer war." Er deutet in diesem Satz auf die vor einem Jahr von ihm veröffentlichte Schrift: „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen ersteres und für letzteres beantwortet" (L. Wienbarg, Hamb. 1834). Aus diesem Urteil wurden seine Zeitgenossen nicht klug; denn ein Kritiker der „Blätter für literarische Unterhaltung" [1]) beteuerte, er wisse nicht, ob er in der Schrift „Ernst oder Ironie und Neckerei" sehen solle. Gegen eine solche Meinung verteidigt sich jetzt Wienbarg und zwar von seinem echt demokratischen Standpunkt aus: „Ich griff meine niedersächsische Muttersprache an," erklärt er, „weil sie verdorben, versumpft und durch eine Stagnation von mehreren Jahrhunderten zur Aufnahme frischer Bildungskeime unfähig geworden war." Was in diesem Gedanken noch dunkel scheinen kann, wird durch folgende Stelle aus dem „Tagebuch von Helgoland" (1838, Seite 134) in helles Licht gestellt. „Es giebt Leute, die nicht wollen, dass der deutsche Bauer aus dem Miste hervorkriechen und seinem Bruder in Nordamerika ähnlich, freier gebildeter Landmann, deutscher Staatsbürger werden soll. Aus der Leibeigenschaft seiner Dynastie leiblich erlöset, soll er, nach ihrem Wunsche, ewig in der geistigen Leibeigenschaft seiner der

[1]) 5. Okt. 1834. Siehe darüber Schweizer, op. cit. 43.

Geschichte verfallenen Sprache verharren. O! ich kenne euch durch und durch!“ Schweizer, der diese Stelle anführt,[1]) schliesst daraus mit vollem Recht, dass Wienbarg „kein geringeres Ziel als die Hebung des Bauernstandes vor Augen hatte“. In demselben sehnsüchtigen Trachten nach Aufklärung hatte er „die Geschichtlichen Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur“ geschrieben.[2])

„Elbe und Nordsee“ ist die letzte Schrift einer literarischen Tätigkeit, welche man im Leben Wienbargs die Sturm- und Drangperiode nennen kann und welcher der Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember ein Ende machte. Gleich nach dem Verbot der „Deutschen Revue“ hatte er Frankfurt verlassen; er floh nach dem Norden zu jenen Helgoländern, von deren Treue und Selbstvergessenheit er sich angezogen fühlte; er schrieb in der Vorrede seines „Tagebuchs von Helgoland“ (1838, S. VIII): „Meine Reise ist eine Flucht und meine Flucht eine Täuschung“, was so wehmütig klingt wie die Einleitung zu der „Quadriga“ (1840). „Eure Zustände sind nicht einmal derartig, dass sich eine dichterische Sehnsucht nach dem Grossen kundgeben kann, ohne für ein Verbrechen zu gelten. Ich spreche aus bitterster Erfahrung.“

---

[1]) op. cit. S. 43.

[2]) Geschrieben im Jahre 1833, veröffentlicht im Jahre 1838 bei Hoffmann und Campe, Hamburg. — Siehe Schweizer, op. cit. S. 44.

IV. Literatur.

Nach dem Motto: „Medias in res“ kommt folgendes Inhaltsverzeichnis:

Tieck. — Musenalmanach. — Charlotte Stieglitz. — Th. Mundt. — Bettina. — Junge Literatur. — Nation und Publikum. — Jahrbuch schwäbischer Dichter. — Purpurviolen. — Ein Speculant.

A. Tieck und sein Federkrieg gegen das Junge Deutschland.

Die ersten Zeilen enthalten eine Antwort auf die Angriffe Tiecks, der in diesem Jahre 1835 nicht weniger als vier Novellen gegen die neue Literatur und besonders das Junge Deutschland hatte erscheinen lassen:

1. „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein“;
2. „Die Vogelscheuche“;
3. „Der Wassermensch“;
4. „Eigensinn und Laune.“

Von diesen Novellen waren die zwei ersten besonders gegen die französische Romantik gerichtet; sie schonten aber noch weniger die französierenden deutschen Schriftsteller, „jene heimathlosen Landläufer, die so wenig Religion wie Eigenthum und Meinung haben“,[1])

[1]) „Das alte Buch.“ Tieck, Gesamm. Novellen. Berlin 1863. Bd. VIII, S. 18.

nichts Heiliges in Ehren halten und sich nur in den Verfasser der „Reisebilder“ zu vergaffen pflegen.[1])

Gegen diese rücksichtslosen Ausfälle hatte schon Laube in seinen „Charakteristiken“[2]) eine Vertheidigung der jungen Literatur versucht und auf den Verfasser des „William Lowell“ den Vorwurf der Unsittlichkeit zurückgeworfen.[3]) Gutzkow hatte im Literaturblatt des „Phönix“ (No. 3, S. 69) über den Hofrat Tieck gespottet. Seitdem aber waren der „Wassermensch“, „Eigensinn und Laune“ erschienen, die schonungslos danach trachteten, das Junge Deutschland lächerlich oder verächtlich zu machen.

---

[1]) Siehe „Das alte Buch“. S. 139: „Ein ausgezeichneter Gnome, schrieb er (man will sogar Hannes nennen), soll als ein Hoffmann Deutschland entzückt und sogar die Franzosen, die grosse Nation, neu revolutionirt haben.“ — S. 140: „Jener merkwürdige Hannes soll jetzt als Victor Hugo alles Edle mit Füssen treten, in der Verwesung des Lasters schwelgen und vom Ekelhaften trunken sein. Ist es denn möglich, dass ihr die Besseren, Balzac, Nodier und wenige Andere, diesem kranken Gelüste folgt?“ — Siehe auch in der „Vogelscheuche“ (Gesammelte Novellen. Bd. XI, S. 249) eine andere Stelle gegen V. Hugo: „Notre Dame von V. Hugo lag auf dem Tisch ... Ich bin geständig, dass ich es mit grosser Spannung und Interesse durchgelesen, und wenn man es einmal angefangen hat, muss man es wohl endigen; aber der Widerwille, der Ekel, den es mir erregte, ist gerade das, was mich fesselte.“

[2]) „Moderne Charakteristiken,“ Löwenthal, 1835, S. 16—157.

[3]) Laube, „Charakteristiken“, S. 164: „Einige Unfläthereien französischer Romantiker, einige Ungezogenheiten Heines, das ist Alles, was Tieck zu wissen scheint, um es der neuen Schule vorzuwerfen.“ —

S. 157: „Er, der nie etwas heiliges aufgefunden, der das Wenige, was wir noch besassen, zerstört, der nicht ein einziges grosse Interesse für uns gewonnen, der die Lüge in unserer Poesie propagandirt hat, er masst sich einen vornehmen Ton gegen die moderne Schriftstellerei an und dadurch fordert er heraus ihm hinzuzeichnen, welche zweifelhafte, kümmerliche Stellung er in unserer Literatur einnimmt.“

Der „Wassermensch“ stellt den Zeitgeist durch den jungen prahlenden Florheim dar. Dieser behauptet, dass kein Konzert ohne die Marseillaise gegeben, kein Buch ohne die Bildnisse der Freiheitshelden gedruckt werden soll; er wünscht, dass der Monat Julius mit roten Lettern gedruckt werde, „damit auch der gemeine Mann immerdar inne würde, dass von der glorreichen Juli-Revolution das Heil der Menschheit ausgegangen sei, dass mit dieser Epoche eigentlich die wahre Geschichte beginne.“[1]) Er verrät mit naiver Eitelkeit die Pläne des Jungen Deutschlands: „Da wir immer thätig und die Partei der Bewegung sind, so haben wir uns schon der meisten Journale und gelesenen Blätter bemächtigt, wo es nur irgend möglich ist, stiften wir neue; ein unsichtbares und doch offenkundiges Bündniss schlingt sich durch ganz Deutschland.“[2]) „Mit jener Partei der Bewegung sind wir von Natur und Überzeugung desselben Sinnes, und, da unsre Vorgesetzten unmündig bleiben, so müssen die Franzosen wiederum die Vormundschaft übernehmen, aber kein Napoleon muss dies Amt an sich reissen, nein ächte, grossgesinnte Republikaner müssen es übernehmen. Dann ist, was wir, das ‚Junge Deutschland‘ wollen, autorisirt, wir werden dann mit Macht ausgestattet, und von uns geht die Verjüngung der deutschen Welt aus. Die alten Vorurtheile fallen dann zum zweitenmal, aber auf immer.“[3])

Florheim, der Held dieser Novelle, war bloss lächerlich; Emmeline in „Eigensinn und Laune“ erscheint als ein höchst verächtliches Wesen. Dieser Novelle könnte ein Satz zum Motto dienen, welchen Menzel im Literaturblatt des „Morgenblatts“[4]) gegen

---

[1]) „Wassermensch.“ Gesamm. Nov. Bd. V, S. 27—28.
[2]) „Wassermensch.“ S. 53.
[3]) S. 58.
[4]) Oktober 1835. S. 371.

das junge Deutschland geschleudert hatte: „Das kranke, entnervte und dennoch junge Deutschland wankt aus dem Bordell herbei, worin es seinen neuen Gottesdienst gefeiert hat.“

Ein Gespräch Emmelinens mit ihrem Vater, dem reichen Bankier Runde, stellt ihre Gesinnungen gleich in helles Licht; sie sagt nämlich: „Ich bin ja, lieber Vater, in dem grossen, bösen und guten Jahre 1789 geboren, daher kommt auch meine Widersetzlichkeit gegen das Herkommen und alle die Ordnungen, die die Menschen für so wichtig und nothwendig achten.“ Auf einer Reise durch die Schweiz verliebt sie sich in einen rüstigen Kutscher, einen Bauernsohn Namens Martin Sendling. Sie will ihn ohne Verzug heiraten und, da der Vater sich gegen eine solche Mesalliance sträubt, bricht sie in die bittersten Vorwürfe aus[1]: „Ich sehe, alle jene klein-grossstädtischen Gedanken, alle jene beweinenswerthen Lächerlichkeiten deiner Umgebung, des Standes und Geldes sind dir nachgefolgt. Das ist das Entsetzlichste im Menschen, dass er sich nicht von diesen Lastern und dem Aberwitz seiner Erziehung losmachen kann. Diesen Vorurtheilen opfert er alles, Leben, Gewissen, Religion.“ Der gutmütige Vater fügt sich aus Schwäche in ihre Laune. Ein Schneider sorgt für Martins Garderobe, Lehrer werden angenommen, ein Tanz- und Fechtmeister sowie ein Virtuos, der dem wissbegierigen Jüngling die Anfangsgründe der Musik beibringen soll.

Während Martin auf dem Lande ausgebildet wird, verweilt Emmeline mit ihrem Vater in der Residenz. Hier darf der junge Mann nach einigen Monaten seiner Braut unter die Augen treten. Sie ist über seine Fortschritte erstaunt und begreift kaum, wie ein Mensch sich in so kurzer Zeit hat so völlig umwandeln

[1]) „Eigensinn.“ Gesamm. Nov. Bd. VIII. S. 10.

können. Dadurch geraten aber ihre Gefühle in plötzlichen Umschwung; dort in den einsamen Tälern der Schweiz, getrennt von allen Menschen, hatte sie Martin, als er noch so eigen und seltsam war, heiraten wollen; jetzt aber, da er ganz wie die übrigen Menschen geworden ist, ist er ihr widerwärtig. „Sieh nur selbst," sagt sie zu ihrem Vater, „wie geziert und steif er ist, wie er Phrasen drechselt und ihm die eigentlichen Gedanken ausgehen. So ein Leben, wie er es jetzt führt, ist kein wahres, lebendiges, nein, er ist ein Gespenst, eine schlechte, Menschen nachgekünstelte Puppe. Und so ist mein Abscheu vor jeder Heirath von neuem in mir lebendig geworden."

Der junge Bräutigam wird also verabschiedet, und bald nachher reisen Vater und Tochter zur Zerstreuung nach Paris. Hier sollen sie aber ein böses Geschick erfahren: ein grosses Handelshaus in Brüssel, mit welchem der Bankier seit Jahren in Verbindung stand, macht Bankerott; ein junger Vetter, Namens Friedheim, den er nach Brüssel geschickt hat, um das Unheil abzuwenden, missbraucht die ihm anvertraute Vollmacht, entflieht mit dem übrig bleibenden Vermögen nach Amerika; und Emmeline muss dazu noch ihrem Vater gestehen, dass sie „von diesem verworfenen Elenden Mutter ist". Der Vater flucht ihr und stösst sie von sich.

In dieser dringenden Not tritt ein Freund, Namens Grundmann ins Mittel. Er befriedigt alle Gläubiger, rettet also Rundes Haus und Ehre und wirbt um die Hand Emmelinens. Nach einigen Tagen führt er sie als Gattin mit ihrem Vater in die Bäder von Barèges.

Nach ihrer Niederkunft und ihrer Rückkehr von Barèges ist sie, nach Tieck, wie ein verwandeltes Wesen: „sie stellt im lebhaften Contrast mit ihrer früheren Natur das Bild einer ernsthaften, fast strengen Matrone dar"; und doch erkennt sie den hohen Wert

ihres Gatten nicht an, kann ihn nicht lieben und fühlt sich unglücklich in dieser Ehe.

Ein junger Herr, der sich für einen französischen Hauptmann ausgibt, macht sich mit ihr bekannt. Da sie ihm ihr Leid klagt, zeigt er sich bald als ein gefälliger Tröster. Beide fliehen zusammen. In kurzem erkennt Emmeline in ihrem Geliebten den Kutscher, den sie schon früher geliebt hatte, Martin Sendling. Sie soll aber bald ihre Untreue büssen; denn sie erfährt zu ihrem Entsetzen, dass Grundmann aus Gram gestorben ist. Welchen Trost, welches Glück kann sie nun noch in dem Verhältnis mit dem Hauptmann finden? Nachdem dies lockere Band auch gelöst ist, geht das armselige, zerrüttete Wesen immer mehr in der Irre, und nach manchen Abenteuern treffen wir es unter dem Namen „Witwe Blanchard" als Verwalterin eines der berüchtigtsten Häuser einer grossen Stadt. In diesem Hause verkehren Wüstlinge, die sich[1]) „für die Stifter der Freiheit halten"; es sind die Anhänger des „Jungen Deutschlands"! „Wir haben an Journalen Theil, sagen sie, und werden einige stiften". Der eine dieser Wüstlinge, Wilhelm, der Sohn eines Ministers, will Charlotte, die Tochter der Witwe Blanchard heiraten. Da aber der Vater seine Einwilligung nicht gibt, beruft er sich auf die Rechte der Natur: „Natur, du bist meine Göttin, sage ich mit Edmund im Lear, und verachte Herkommen, Einrichtung, Sitte, diese Krücken für die Lahmen". Die Novelle endet mit Mord, Blut und Tumult. Emmeline nimmt Gift, weil sie die öffentliche Schande nicht überleben will.

Dies der Inhalt der Novelle, welche in „Urania" (Taschenbuch auf das Jahr 1836, Seite 221) erschien, und die dazu beitragen sollte, das Junge Deutschland in schlechten Ruf zu bringen.

---

[1]) S. 352.

Gutzkow wäre berechtigt gewesen im selben Ton zu antworten. Solche Angriffe sind ihm aber widerlich; zudem hält er eine Widerlegung für unnütz. So gibt er sich kaum die Mühe zu beweisen, dass der Vorwurf der Immoralität vielmehr die Jugendwerke des romantischen Schriftstellers als die „des Jungen Deutschlands" treffen kann. Der Streit kommt ihm so gering vor, dass er diesen Artikel über Tieck nirgends hat abdrucken lassen. „Die Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur", die im folgenden Jahr erschienen, haben an den Stellen, welche Tieck betreffen, der „Deutschen Revue" nichts entlehnt.

B. Der Musenalmanach und das Jahrbuch schwäbischer Dichter.

Eifriger führt Gutzkow in der „Deutschen Revue" seinen Federkrieg mit den schwäbischen Dichtern. Gustav Schwab, der Sänger des Studentenliedes „Bemooster Bursch zieh' ich aus," war das Oberhaupt dieser Schule, zu der Chamisso, Gustav Pfizer und Lenau gehörten. Auch Menzel schloss sich ihnen bisweilen an, obgleich „das Treiben dieser schwäbisch-lyrischen Uhland-Epigonen ihm zuwider war".[1]) Als Gutzkow Ende des Jahres 1831 in Stuttgart eintraf, trat er auch in den Kreis ein, machte sich aber bald wieder daraus los. Über ein Bild, ein Gleichnis sinnen, wie die Schwaben zu tun pflegten, war nicht seine Sache. Im Jahre 1835 kam es sogar zu einem offenen Bruche, zu dem die damals erschienenen „Gespräche Goethes mit Eckermann" und der „Zeltersche Briefwechsel" Anlass gaben. Das Urteil, das Goethe über die schwäbische Schule fällte, war sehr streng, wie wir es aus folgender Stelle ersehen: „Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettler-

[1]) Siehe Gutzkow, Rückblicke, S. 62—63.

mantel so geschickt umzuschlagen wissen, dass wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muss.“[1]) Gutzkow, der diese Zeilen Goethes in seinen „Rückblicken“ anführt, hatte im „Phönix“[2]) (Literaturblatt Nr. 5) Uhland gegen Goethe in Schutz genommen, seine Anhänger aber um so derber behandelt. Lenau selbst, dessen Talente er anerkannte, konnte er nicht verzeihen, dass er sich von einem G. Schwab auf den Parnass führen liess.[3])

Das Erscheinen des „Musenalmanachs“ von G. Schwab und Chamisso war immer das Signal zu literarischen Stürmen gewesen. „Diesmal,“ schreibt Gutzkow in der „Deutschen Revue“, „fiel es erbärmlicher als je.“ Dieser Almanach für das Jahr 1836, welcher im Herbst 1835 versandt wurde, enthielt folgende Gedichte:

von Freiligrath:

„Am Kongo“, „Gesicht des Reisenden“, „Fieber“, „Der Tod des Führers“, „Der Wassergeuse“;

von G. Pfizer:

„Lieder aus Rom“;

von Lenau:

„Die Sennin“, „Zeiger“, „Mein Türkenkopf“, „Einsamkeit“, „Meine Furcht“, „Wunsch“, „Heimatklang“, „Mischka“;

von Menzel:

„Magdalene“;

---

[1]) Goethe, von Gutzkow angeführt. „Rückbl.“ S. 130.

[2]) Siehe auch den Artikel in den Beiträgen zur „Geschichte der neuesten Literatur“. Neue Ausgabe. Stuttgart 1839, I, S. 57.

[3]) Siehe „Rückblicke“, S. 54, und „das Literaturblatt des Phönix“, 20. Juni 1835, wo der „Faust“ von Lenau sehr scharf kritisiert wird.

von Anast. Grün:

„Pinie und Tanne", „Neugriechische Volkslieder" „Zwei Poeten", „Wandergruss";

von Chamisso:

Einige „Sonette."

In diesem Almanach lobt Gutzkow einige Gedichte Anast. Grüns, die Gemälde Freiligraths, den er den deutschen Victor Hugo nennt; er bedauert, dass Lenau nicht „durch eigene Kraft" sein Ziel verfolgt. Über Chamisso schreibt er scherzend, „dass er rührt, wenn er sein Alter erwähnt", was eine direkte Anspielung auf folgendes Sonett des Musenalmanachs zu sein scheint:

Sonett.[1])

„Ich fühle mehr und mehr die Kräfte schwinden;
Das ist der Tod, der mir am Herzen nagt,
Ich weiss es schon und, was ihr immer sagt,
Ihr werdet mir die Augen nicht verbinden."

Die Lieder Pfizers findet er kalt und und unlesbar, und die „Versifikationen" Menzels hält er für kaum würdig in einem Operntext zu erscheinen.[2])

Mit diesem Urteil über den „Musenalmanach" wollen wir die Seiten vergleichen, die Gutzkow am Ende der „Deutschen Revue" über eine andere literarische Sammlung schrieb. So sehr Gutzkow geneigt ist, den Musenalmanach zu tadeln, so sehr freut er sich, diese neue Sammlung laut loben zu können, was aus ästhetischen sowie aus polemisierenden Gründen erklärt werden kann. Mörike und F. Th. Vischer, die den grössten Teil dieses Jahrbuches lieferten, hatten früher auch zu der schwäbischen Schule gehört und dem Musen-

[1]) „Musenalmanach für 1836," S. 41.

[2]) Gutzkow hat diesen Artikel über den „Musenalmanach" in seinen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur" (Bd. I 143ff.) erscheinen lassen.

almanach einige Beiträge gegeben: im Almanach für das Jahr 1834 lesen wir „Scherz", „Wintermorgen" von Mörike und „Wunder", „Das Kätzlein", „Der Erste" von F. Th. Vischer. Jetzt aber waren diese Schriftsteller zu jener Selbständigkeit gelangt,[1]) die Gutzkow bei Lenau vermisste, und gaben ihr eigenes Jahrbuch[2]) heraus, dessen Inhalt folgender ist:

„Zueignung" von W. Zimmermann.

„Freuden und Leiden" des Skribenten Felix Wagner. (Novelle von Treuburg.)

„Gedichte" von Julius Kraus.

„Gedichte" von Lud. Bauer.

„Der Schatz", Märchen von Ed. Mörike.

„Gedichte" von Ed. Mörike.

„Lieder" von Karl Mayer.

„Vermischte Gedichte". „Cordelia", Novelle von A. Treuburg.

„Gedichte" von A. Treuburg.

„Gedichte" von W. Zimmermann.

Unter dem Pseudonym A. Treuburg verbirgt sich, wie Gutzkow schreibt, „Repetent Vischer in Tübigen".

---

[1]) Siehe darüber einen Brief Mörikes an Johannes Mährlen in Stuttgart (4. März 1835): „Mit dem ‚Schwäbischen Almanach' sieht es noch immer schief darein, da weder Uhland noch Schwab nach beiderseitiger Konvenienz etwas geben. Nachdem jener offen gegen die Buchhandlung erklärte, dass es wegen Zimmermann sei, so zeigt sich dieser bereit zurückzutreten, was aber natürlich die übrige Gesellschaft nicht zugeben könnte, und dann früge sich erst noch, ob jene Herren ihre Schränke öffneten, von denen sie überdies beteuern, dass sie leer seien.

Ich habe ein Märchen geschrieben, welches, wenn nicht im Almanach, sonstwo seinen Platz finden wird." („Ed. Mörikes Briefe, ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauss" [Berlin 1903] S. 245.)

[2]) „Das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten," herausgegeben von Ed. Mörike und W. Zimmermann, Stuttg. 1835 (auf dem Deckel), 1836 (im Innern), im Herbst 1835 erschienen.

Er steuerte ausser den zwei erwähnten Novellen folgende Gedichte bei:

„Die Hyazinthe.“ „Der Wasserfall.“ „Zur Fortsetzung des Faust“ (eine Posse). „Pastors Abendspaziergang.“ „Stille.“ „Die Nacht.“ „Was sich bei Kannstadt am Neckar im Jahre 1796 zwischen einem kleinen französischen Schützen und einem österreichischen Reiter begeben.“ „Glaube.“ „Faust'sche Stimmen.“

Die Gedichte Mörikes waren:

„Das Bacchusfest.“ „Erstes Liebeslied eines Mädchens.“

Alle diese Gedichte und Novellen sind, nach Gutzkow, von einem frischen und schöpferischen Geist durchdrungen: „Es sind noch keine Meisterschüsse, welche im Jahrbuche fallen,“ schreibt er, „aber man sieht, mit welcher Heiterkeit, mit wie weniger Künstelei diese jungen Männer ihre Gegenstände auf's Korn nehmen.“ Er lobt die naive Dreistigkeit der Novellen Vischers, den Volkston Mörikes, und legt ein besonderes Gewicht auf die Stellung, die dieses Jahrbuch der Schwäbischen Schule und dem „Ceremonienmeister“ G. Schwab gegenüber genommen zu haben scheint. Es gefällt ihm, „dass nicht alle Schwaben an die ‚Seherin von Prevorst‘ glauben, dass sie nicht alle an dem Übel der Balladerei leiden“. Was er darunter versteht, erhellt aus einer Stelle des schwäbischen Jahrbuches. „Die Seherin von Prevorst“, von Kerner im Jahre 1829 herausgegeben, war ein mystisches Werk aus dem Gebiet des Somnambulismus, das überall in Deutschland gefeiert wurde. Über dieses Buch spottet Vischer in den „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner“ (S. 22 des Jahrbuchs). „Der Pfarrer trat ins Zimmer ... Da hab' ich das Buch, sagte er, und zog Dr. Kerners ‚Seherin von Prevorst‘ heraus. Der Amtsschreiber las den Titel und sagte: Seherin? Seherin? Prevorst? Wo liegt das? In Schottland? — In unserem guten Schwaben, lieber Herr Amts-

schreiber, war die Antwort; dem Amtsschreiber war es schon grün und gelb vor den Augen."

Gutzkow hegt den Wunsch, dass diese ausgezeichneten Talente sich entschieden dem „Jungen Deutschland" anschliessen mögen, „einer Schule, für welche Heine und Laube nur zwei einzelne, Niemanden verpflichtende Parteiführer sind, neben welche man sich mit allen seinen heimischen Mitteln, mit seinen beliebigen Sympathien hinstellen kann, ohne affizirt zu werden"; und er fügt hinzu: „Die schöne Rundung, die formelle Eleganz und zuletzt eine gewisse Totalität der Conception, welche sich in den Erzeugnissen dieser Dichter ausspricht, wären die glücklichsten Eroberungen, welche unsre Sache machen könnte."

Da aber die „Deutsche Revue" den schwäbischen Dichtern, Mörike und Vischer nicht zuging, hörten dieselben diesen Aufruf nicht, den Gutzkow nirgends wiederholt hat. Aber hätten sie ihn auch vernommen, sie wären trotzdem in voller Unabhängigkeit, und ohne sich dem Jungen Deutschland anzuschliessen, ihren eigenen Weg gegangen. Sie gerieten in eine ganz andere Richtung: drei Jahre später (1836) stimmte F. Th. Vischer den Angriffen G. Pfizers gegen das Junge Deutschland in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" bei[1]), und im „Telegraphen" Karl Gutzkows fertigte ein Anonymus die Gedichte Ed. Mörikes als vortreffliche Verse ab, die aber doch keine Poesie enthielten.[2])

Bemerkenswert ist auf jeden Fall, wie Gutzkow im Jahre 1835 die Orginalität eines Dichters zu schätzen und zu bewundern wusste, den Treitschke das „Widerspiel" des Jungen Deutschlands genannt hat.[3])

---

[1]) Siehe Treitschke, IV. 437.

[2]) Siehe Mayne, „Mörike" (1902) S. 261.

[3]) Siehe Mayne, „Mörike." S. 225.

C. Charlotte Stieglitz. — Th. Mundt. — Bettina. Junge Literatur. — Nation und Publikum. — Schluss.

a) Charlotte Stieglitz.

Der Selbstmord, den Charlotte Stieglitz in der Nacht des 28. Dezember 1835 beging, war für Deutschland ein tieferschütterndes Ereignis gewesen, dem Gutzkow im Literaturblatt des „Phönix" einen warm empfundenen Artikel gewidmet hatte:[1]) „Seit dem Tode des jungen Jerusalem," schrieb er, „und dem Mord Sands ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters H. Stieglitz. Wer das Genie Goethes besässe und es schon aushalten könnte, dass man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein unsterbliches Seitenstück zum ‚Werther' geben. Denn es sind ganz moderne Kulturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr original, dass die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann."

Er hielt diesen Tod für ein Opfer, „das das hehre Weib ihrem Manne brachte," bewunderte die Tat, durch die sie dem Dichter Heinrich Stieglitz Leben, Freiheit und Genie hatte zurückgeben wollen, riet ihm aber aus seinem tiefen Schmerzen kein Gelegenheitsgedicht zu machen. „Ich beschwöre dich," so redete er Heinrich Stieglitz direkt an, „bring' an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! . . . Wahrlich, Poesie ist nun hier nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist grösser als das, was sich darauf bauen lässt . . .

---

[1]) Literaturblatt, No. 8, S. 188, 25. Februar; unter dem Titel: „Cypressen für Karoline Stieglitz."

Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen."

In der „Deutschen Revue" erinnert Gutzkow an diese Seiten des Literaturblattes, wenn er schreibt: „Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Frische ergriff, dem traurigen Absude einer tragischen Gährung, dem Hinterbliebenen einen Rath gegeben, der hart aber männlich war."

b) Th. Mundt.

Seitdem er aber dem Phönix diesen Artikel gegeben hatte, war ein Werk veröffentlicht worden, das, ohne gekünstelte Poesie, mit Einfachheit und Stimmung, Charlottens Leben und Tod erzählte. „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal", erschien im Sommer bei Veit in Berlin ohne den Namen des Verfassers; niemand aber entging es, dass der Verfasser kein anderer sei als Th. Mundt, der Redakteur des „Zodiakus"; er hatte jenes „Seitenstück zum Werther" geschrieben, welches Gutzkow gewünscht und gleichsam im voraus angekündigt hatte. So begrüsste Gutzkow in der „Deutschen Revue" mit wahrer Begeisterung die Erscheinung des neuen Werks: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal, heisst vielleicht der ergreifendste Roman, der seit Werther geschrieben und geschehen ist. Man kann ein vielbeweintes Ereigniss nicht poetischer erfinden, als es hier eine sonderbare Verkettung gesellschaftlicher Pflichten und Interessen that. Das Schicksal war hier der ergreifendste Dichter und der, welcher seine Eingebung aussprach, hatte den richtigen Takt, ihm gegenüber sich nicht zu nennen."

In diesem Ton fuhr er fort und schrieb so für die „Deutsche Revue" die schönste und eingehendste Studie, welche über Charlotte und über ihr „Denkmal" je gedruckt worden ist. Er durchdachte forschend die geheimen Gründe dieses tragischen Selbstmordes, fand sie wieder in einer Aufopferung, die er übrigens für

einen Irrtum hielt; er lobte den Biographen, den er nannte, pries den sentimentalen Schmelz und die elegische Farbe der Darstellung.

Diese Zeilen über Charlotte Stieglitz und Mundt hat er in den „Deutschen Blättern“ wiedergegeben, ohne ein Wort zu ändern. In den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur“ (1836)[1]) hat er den Artikel des „Phönix“ und den der „Deutschen Revue“ in eins verschmolzen und zum grössten Teil abgedruckt; nur unterdrückte er das strenge Urteil des „Phönix“ über Heinrich Stieglitz als Mann und Dichter, sowie den Vergleich, den er in der „Deutschen Revue“ zwischen dem Buche Mundts und dem „Werther“ aufgestellt hatte. Im „Jahrbuch der Literatur“ (1839)[2]) wurden diese Blätter über Charlotte Stieglitz wieder veröffentlicht; sie erschienen noch einmal in den Gesammelten Werken des Jahres 1845 (2. Band „Öffentliche Charaktere“ S. 283) und zuletzt in den Gesammelten Werken der Sammlung Costenoble (9. Bd. „Öffentliche Charaktere“, S. 215.)

c) Bettina. — Junge Literatur.

Darauf folgen einige Seiten, die der Verfasser nirgends, sogar nicht in den „Deutschen Blättern“ hat abdrucken lassen. Sie gelten den Artikeln, die Menzel im Literaturblatt des „Morgenblatts“ der Frauenbewegung und -literatur der dreissigen Jahre gewidmet hatte. Im Monate Oktober (No. 108—109) schrieb Menzel über

1. „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde,“
2. „Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde,“
3. „Charlotte Stieglitz.“

---

[1]) 2. Bd. 114.

[2]) „Vergangenheit und Gegenwart“ (Rahel, Bettina, die Stieglitz).

Von Bettina sagte er, es fehle in ihrem Buche das Beste, nämlich „die innere Wahrheit“ In den Tagebüchern Rahels fand er nichts anders hervorzuheben als eine unbegrenzte Verehrung, eine göttliche Anbetung Goethes, über die er sich lustig machte. Über den Tod der Charlotte Stieglitz schrieb er gerade im Gegensatz zu dem Artikel Gutzkows im „Phönix“: „Machen wir aus dieser traurigen Geschichte nicht wieder einen empfindsamen Roman, eine Wertheriade, um die Täuschung fortzupflanzen; kokettiren wir nicht mit den Reizen des Todes, und knüpfen wir nicht an dieses ernstmachende Bild wieder die ästhetische Genusssucht.“ „Die Verspottung der Ehe gehört auch zu den Lehren der neuen Frankfurter Unsittlichkeitspropaganda. Herr Gutzkow gesteht, dass er dahin trachte, die menschliche Gesellschaft von den lästigen Fesseln der Ehe zu befreien und die Weibergemeinschaft einzuführen; ja er zweifelt gar nicht, dass er dahin kommen werde.“

Gegen solche Vorwürfe verteidigt nun Gutzkow die junge Literatur. Es ist ihm ein leichtes, zu beweisen, dass sie an dem Tod der Charlotte Stieglitz nicht die geringste Schuld tragen kann; dagegen bedauert er, dass gewisse Leute keinen Blick für das haben, was um sie her ächzt und leidet, dass sie dieses Ereignis auf eine plumpe Weise angreifen und einen solchen Tumult über dem Grabe einer unglücklichen Frau erheben, „über dem der Himmel schon durch einen ganzen Sommer eine friedliche Blumendecke wachsen liess“.

Auf die Menzelschen Grobheiten antwortet er hier mit Ruhe und Würde, ja mit Rührung, und schliesst: „Wir sind sparsam mit dem Raume, den wir der ‚Polemik in der Deutschen Revue‘ gestatten und erwerben uns gewiss den allgemeinen Beifall, wenn wir Menzels Angriffe missachten und in unserer Bahn freudig vorwärts gehen.“

d) Nation und Publikum.

Noch eins wollte Gutzkow gründlich erörtern, das gleichsam ein wahres literarisches Programm sein sollte, worauf er so viel Gewicht legte, dass er es in den „Deutschen Blättern“ unter dem Titel „Feldzüge gegen Menzel“ ganz wiedergegeben hat. Es ist dies die Stelle, die mit den Worten „Die Dichtkunst war von je her eine Inspiration .....“ anfängt und mit folgenden endet: „Einer solchen von Gott und der Schönheit verlassenen Kritik bleibt in ihrer Verzweiflung nichts mehr übrig, als Staatsmänner und Prediger wahrhaftig um Succurs zu bitten.“ In diesen Seiten erklärt er, was er unter dem Namen „neue Literatur“ versteht, und wie weit er von dem Menzelschen Gedanken entfernt ist. Die grosse Aufgabe des Dichters ist, seiner Meinung nach, das Verhältnis zwischen „Nation und Literatur“ zu begreifen und zu verwirklichen. Durch welche Mittel kann er zu seinem Ziel gelangen? Die Antwort Gutzkows ist uns ein Beweis, dass dieser so berüchtigte Demokrat in der Kunst ein Aristokrat bleiben will, und zwar im Gegensatz zu Menzel. Menzel, der die Literatur sehr gern auf die Tageskritik beschränkt hätte, wies aus dem literarischen Gebiet alle Schriftsteller zurück, in denen sich eine hervorragende Persönlichkeit offenbarte; deshalb hatte er Goethe in seiner „Literatur“ so streng beurteilt: er hielt ihn wie jeden grossen Künstler für einen Urtypus des Egoismus. Gegen solche Urteile lehnt sich Gutzkow auf. Die Literatur soll der Spiegel des Nationallebens sein, sagt er mit Menzel, aber sie soll mehr sein, setzt er hinzu. „Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können.“ Die Literatur soll etwas anderes als ein Echo des Nationallebens sein. „Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen grösseren

Dichter in Deutschland hervorbringen, als Uhland, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen grösseren Kritiker als Menzel, einen Mann, den ich verachte."

Gutzkow wünscht also eine Literatur, die der Masse nicht schmeichle, sie aber zu lenken würdig sei, ein Werk, das über den heutigen Zuständen schwebe und einen dauerhaften Einfluss auszuüben vermöge. Da jede politische Rennbahn jetzt verschlossen, jede Tat verhindert sei, bleibe nur die Idee zurück. „Wer für den Tag nicht wirken kann, sucht für das Jahrhundert zu wirken. — Wir müssen etwas thun, was Ersatz ist für das, was wir thun könnten." — „Wir ergreifen die Feder." Seine aristokratischen und demokratischen Ansichten hat er in einen Satz zusammengefasst: „Wir werden uns nur ungefähr so viel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geschmackvolle im Lande sind" schreibt er, glaubt aber, „dass nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der Masse imponirt". Künstlerisch und demokratisch zugleich soll die neue Literatur sein, nicht die reine Subjektivität eines Dichters, nicht das alltägliche Echo der Zustände darstellen, sondern beides in einem erhabenen Erzeugnis zusammenschmelzen. Heine ist ebenso wenig wie Menzel ein treffendes Muster; beide gehören, jeder in seiner Gattung, zu einem verflossenen Jahrzehnt, von dem man jetzt die Augen wegwenden soll. „Es schien, dass diese subjektive Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt als Heine, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern."

Die wahren Muster bleiben die grossen Dichter der Vergangenheit, Goethe besonders, den Menzel so verhöhnend herabgewürdigt hat: „Ein Ruhm, der alles zu erfüllen schien, was in geistiger Hinsicht einer Nation gegenüber geleistet werden kann, war Goethe." Es handelt sich aber nicht darum, Goethe nachzuahmen, sondern mit ihm zu wetteifern, einen der Zeit und dem

Volk gemässen Begriff der Poesie wieder aufzufinden, was nicht ohne Missgriffe und vergebliche Versuche geschehen kann, was aber fortwährend verfolgt werden soll. Schiller und Goethe, Balzac und G. Sand haben nicht auf den ersten Schlag das Rechte getroffen: von der „Peau de Chagrin" bis zum „Père Goriot" ist ein riesiger Fortschritt, „André" ist ein grösseres Kunstwerk als „Lelia".

Diese Seiten über das Verhältnis der Literatur zu der Nation hat Gutzkow nicht nur in den „Deutschen Blättern" wiedergegeben, sondern auch zum grössten Teil in den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur" abdrucken lassen; so sehr lag ihm daran, dass sein wahrer Gedanke nicht von seinen unzähligen Gegnern verfälscht werde.[1])

Schluss.

In einer kurzen Selbstbiographie, die Gutzkow im Jahre 1859 seinem ehemaligen Mitarbeiter des „Telegraphen", K. Goedeke, sandte, und die erst nach seinem Tode in der „Gegenwart" erschien, schrieb er über seine Streitschriften des Jahres 1835:[2]) „Ich gestehe, dass ich kürzlich meine Kritiken im Literaturblatt des ‚Phönix' wieder las und sie an jedem Andern anerkennen würde. Sie sind oft grob, aber durchweg naiv, aufrichtig und sagten alles das zuerst, was jetzt über damals erschienen Werke überall zu lesen ist. Ich wünschte ein Literarhistoriker läse diese Arbeiten in der Zeitschrift selbst."

Was er hier über den „Phönix" schreibt, gilt auch

[1]) Siehe „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur", Neue Ausgabe, 1839, Bd. 2, S. 166 ... 174 von hier an: „Es handelt sich gegenwärtig um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur", bis: „André ist ein grösseres und beruhigenderes Kunstwerk als Lelia, wenn auch diese glühender spricht".

[2]) „Die Gegenwart", 1879, S. 394.

für die „Deutsche Revue“. Ja, diese Artikel, die wir wiedergegeben und beurteilt haben, sind „durchweg naiv, aufrichtig“, auch vielleicht rücksichtslos, aber bei weitem nicht so grob wie manche Angriffe Menzels.

Obgleich einige Seiten dieser „Deutschen Revue“ vom Verfasser schon in den „Beiträgen zur neuesten Literatur“ und später hier und da herausgegeben wurden, haben wir für gut erachtet, damit der Leser die Denkart des Schriftstellers recht fassen und seine Gedanken in ihrem Zusammenhang verfolgen, damit der Literarhistoriker diese Arbeiten in dem Text der „Deutschen Revue“ selbst erforschen könne, hier den ganzen Artikel „Literatur“ nebst „Elbe und Nordsee“ von Wienbarg, abdrucken zu lassen. „Bernadotte“ kann man ungekürzt in den Gesammelten Werken („Öffentliche Charaktere“) lesen.

J. Dresch.

Mars 1904.

Deutſche Revue

1835.

Elbe und Nordſee

von

Ludolf Wienbarg.

Literatur

von

Karl Gutzkow.

I.

Elbe und Nordsee

von

Ludolf Wienbarg.

Morgens fünf Uhr erwachte ich, kleidete mich an und ging auf's Deck. Aus einem brütenden Schlafzimmer, aus einem engen Bettchen auf einen Altan, der hoch und frei über dem Wasser schwebt, in die frischen Strömungen einer Luft, die sich mit der Sonne des Juni vermählt! Ich war wie neu geboren. Im meilenweiten Spiegel dehnte sich die Elbe aus; die Hügel, die nur zwei Meilen unter Hamburg auf Holsteinischer Seite ihren nächsten Uferbesatz bilden und auf Hannöverischer Seite den Horizont begränzen, waren bereits tiefer in das Land zurückgetreten und dem Auge ganz verschwunden. Glückstadt lag vor uns, wir hatten sieben Meilen zurückgelegt.

Jemand hat gesagt, es fehle Glückstadt nur an diesem oder jenem, um Hamburg zu werden, und wenn einmal dieses oder jenes glücklich zu Hauf käme, an der Stelle wo Glückstadt liegt, Kapitalisten, England, Amerika, Norden, Süden, Fracht und Rückfracht, alle Kleinigkeiten, die zum Welthandel gehören, dann habe die letzte Stunde für das alte Hamburg geschlagen, die Uhr im Michealisthurm werde stehen, der goldene Zeiger fallen und mit der Hamburger Bank und Börse sei's vorbei.

Was diesen traurigen Ort betrifft, der sich Glückstadt nennt, so war derselbe ehemals eine Festung, so gut

wie jede andere, ehe er auf den ersten Schuß genommen und darauf demolirt wurde. In dieser Hauptstadt von Holstein befanden sich noch vor Kurzem, außer sämmtlichen Landeskollegien, auch die beiden Examinationskollegien für theologische und juristische Kandidaten. Es haben sich von hier aus viele schlechte Charaktere im Lande verbreitet; denn jeder, der nicht durchfiel, bekam einen Charakter, den ersten, zweiten, dritten, und zwar entweder simpelweg, oder mit Auszeichnung, oder mit rühmlicher Auszeichnung, oder mit sehr rühmlicher Auszeichnung. Diese Weisheitsskala mit fahrenheitischer Gradmessung scheint mir aber gar nicht ausgezeichnet, im Gegentheil sehr simpel, ja unwürdig und lächerlich. Dieselbe wird in Kiel beibehalten. In Glückstadt wird gar nicht mehr examinirt, außer an dem Thor, wo man sich selbst einen beliebigen Charakter ertheilt.

Unter einem von den niedrigen rothen Dächern, die sich dort um Zuchthaus, Arsenal, Kaserne gruppiren, habe ich zwei Nächte geschlafen. Im Vorüberfahren dachte ich an den unglücklichen Freund, der mich damals beherbergte. Eine dämonische Natur in der Kremper Marsch! Eminent, phantastisch, bizarr in Glückstadt! Philister, Soldaten, Prediger über sich, als Advokat nur seine eigenen Prozesse führen, sein letztes karges Brod mit dem letzten Klienten theilen, der den Gutmüthigen hinterher blamirt und schuftig betrügt, welch jammervolles Loos! Doch sind diese Prozesse interessant. Welches Licht werfen sie auf rothe und schwarze Röcke, auf den Jammer rechtlicher und socieller Zustände. Du bist Advokat. Ein armes Judenmädchen tritt schluchzend in dein Zimmer und bittet dich flehentlich um Beistand. Du läßt das Mädchen niedersitzen, verlangst Ruhe und Fassung, zusammenhängende Erzählung. Die Polizei will sie aus der Stadt schaffen. Was ist ihr Verbrechen? Sie ist unbescholten, keiner kann ihr etwas nachsagen, aber sie liebt einen jungen Menschen, der sie in ihrem Hause besucht, er ist Mediziner, hat seine Studien absolvirt, ist von Niemand abhängig. Auf wessen Ansuchen thut die Polizei diesen Schritt? Auf Ansuchen ihres

Oheims; derselbe ist Oberrabbiner in Glückstadt. Das Mädchen, eine Waise nicht in Glückstadt geboren, kann kein Schutzrecht für sich in Anspruch nehmen. In diesem Augenblick erscheint athemlos der junge Mann. Du empfängst ihn mit der Frage: haben Sie ernsthafte Absichten auf dieses Mädchen? — ich wollte sagen, ist es Ihr Wille, mit ihr in den Stand der Ehe zu treten? — Antwort, Ja! — Nun wohl, so erklären Sie sich von Stund' an für den Verlobten derselben. Sogleich werde ich, auf diesen Titel, um Inhibition des Polizeibefehls bei den Gerichten nachsuchen. — Weinen Sie nicht, mein Kind, die Drohung der Polizei macht sich heute noch nicht wahr; mindestens verspreche ich Ihnen noch vierzehn Tage Aufschub, und in der Zeit wollen wir weiter sehen. — Der Advokat hält Wort, das arme Geschöpf entgeht der Beschimpfung durch eine Galgenfrist. Allein nach dem Gesetze sind die Ehen zwischen Bekennern des alten und des neuen Testaments unstatthaft, daher auch das Verlöbniß ungültig. Was war zu thun? Die Jüdin mußte erklären, sie wolle Christin werden. Der Rabbiner zerrauft sich den Bart; ein lutherischer Pfarrer nimmt das geistreiche Mädchen, eine anmuthige Glaubenstrophäe, in die Zahl seiner Katechumenen auf; nichts läßt bezweifeln, daß sie glücklich dem Judenthume, den Verfolgungen der Synagoge und der Polizei entgehen werde. Nun fehlt es freilich an Geld. Aber unser Advokat, der sein Werk nicht im Stiche lassen will, und der sowohl dringend eingeladen, als auch durch die naive Lebhaftigkeit seiner Klientin angezogen, sich von ihrer Noth und Aermlichkeit und von der erschöpften Kasse ihres Geliebten überzeugt hat, schüttet diesem großmüthig beinahe seine ganze Kasse aus, und bringt sich dadurch selbst später in die peinlichsten Verlegenheiten. Mittlerweile hat das Judenmädchen den lutherischen Katechismus auswendig gelernt, sie ist im Stande, auf alle Fragen nach dem, was sie glaubt, die Antwort der symbolischen Bücher zu geben. Also sie ist zur Taufe reif, sehnt sich nach dem Tage wo ihre Lektionen

aufhören. Plötzlich aber und ihr ganz unerwartet, tritt der Geistliche zwischen sie und das Taufbecken ihr erklärend, er könne sie nicht eher in den heiligen Bund der Christenheit aufnehmen, als bis sie sich rein gewaschen habe von der Anklage ihres sittlichen Wandels. Unerhört! Grausam! Pfäffisch! Einem schwachen Mädchen, das allein steht in der Welt, zuzumuthen, sich von etwas zu befreien, das als Stadtgerücht um sie zischelt, von dem sie sich so wenig wehren kann, wie ein Spiegel vor dem Hauch, wie ein Brunnen vor dem Stein. Sich von ihrem bösen Leumund befreien! Sie hätte den Pulverthurm anstecken und Glückstadt in die Luft sprengen müssen. Konnte sie den bösen Leumund vor Gericht laden? Nicht einmal die Polizei durfte sie verklagen, welche sie auf Grund bösen Leumundes aus der Stadt weisen wollte. In welchem elenden Kreise schleuderte man hier ein armes Weib herum? Ein Rabbiner überliefert sie der Polizei; den Häschern entrissen, sucht sie Schutz bei den Gerichten, diese schicken sie an die Geistlichkeit und die Geistlichkeit verräth sie an das Gerücht unter den Leuten, von dem gar keine Appellation stattfindet. — Unser Advokat, dem das Blut kocht, schleudert dem Prediger in Form eines Briefes Worte des Unwillens und der Verachtung zu. Darauf wendet er sich an die Gerichte und verlangt, daß der Geistliche im Namen der bestehenden Gesetze zu seiner Pflicht angehalten oder das Mädchen einem andern Geistlichen zur Verrichtung des Taufakts überwiesen werde. Er wird mit seinem Gesuche ab und zur Ruhe verwiesen. Kaum hat er das Rescript zerknittert, so erscheint der Bräutigam, und bittet um Geld. „Geld? ich habe nichts, da sehen Sie in meine Schublade"! Wiederholtes, dringenderes Ansuchen und die Worte, „bei Ihrem lebhaften Interesse an unserm Schicksale kann ich erwarten, daß Sie Anstalt treffen." Höchstes Erstaunen von Seiten des Advokaten, er bittet um Erklärung. Diese erfolgt und überbietet alles, was man sich von Frechheit denken kann. „Sie haben einmal Ihren Ruf, Ihre Advokaten-

telle in dieſe Angelegenheit verwickelt, Sie werden, Sie ürfen uns nicht fallen laſſen, nur auf Ihre Veranlaſſung abe ich mich ſo tief in dieſen Handel verſtrickt, ich rechnete n jeder Hinſicht auf Ihren fortwährenden Beiſtand, ſchaffen Sie mir Geld." Mit bewunderungswürdiger Selbſt= eherrſchung hört der, ſonſt ſo leicht aufbrauſende Advokat, ieſe Rede an. Er denkt weniger an Undank, Gemein= eit, Schlechtigkeit, als an die Raſerei eines bedrängten Augenblicks. Er verſucht durch eine einfache Relation es Sachverhältniſſes den Menſchen zur Vernunft zu ringen. Als dieſer aber ihn mit auffallenden Reden, mit dunkelklingenden Drohungen unterbricht, faßt er ſich kurz, zeigt ihm die Thür, und verbietet ihm, jemals wieder ſeine Schwelle zu betreten. — Einige Tage nach= her will man im ganzen Klatſchneſte recht gut wiſſen, warum der junge Advokat ſich ſo menſchenfreundlich einer verlaufenen Jüdin angenommen; die Frau Lieutenantin hat geſagt, daß die Frau Kammerräthin ihr geſagt habe, daß ſie vom Herrn Obergerichtsrath gehört habe, derſelbe habe vom Gerichtspedell in Erfahrung gebracht, der Advokat T. gehe jeden Abend in's Haus der Jüdin, und die ganze Nachbarſchaft, ja der Bräutigam ſelber wiſſe recht gut, welche Bewandtniß es mit dieſen Beſuchen habe, und wie natürlich ſich ſein Antheil an dieſer Perſon erklären laſſe.

ndere ſind noch beſſer unterrichtet; ſie wiſſen, daß der Advokat T. in der letzten Zeit aus dem Hauſe der Jüdin weggeblieben; ſie kennen auch die Urſache davon. Das ſei nun eine Sache, die der Jüdin eigentlich zur Ehre gereiche, denn ſie habe den Advokaten abblitzen laſſen — und wie das boshafte Gewäſche weiter lautet, das, obgleich von einem Elenden ausgehend, doch ganz geeignet war, die letzten Fäden durchzuätzen, durch welche noch der junge Mann mit der Glückſtädter Société und einer ſoliden Reputation zuſammenhing. — Das Ende der Geſchichte iſt kurz. Die Jüdin blieb Jüdin und lebt mit ihrem liebten in Hamburg, ob freiwillig oder auf Polizei= l hl aus Glückſtadt gezogen, weiß ich nicht zu ſagen.

Du aber, T., wenn du diese Zeilen lieſest, mögen ſie dir eine Mahnung ſein, nicht allein zur Herausgabe deiner prozeſsualiſchen Merkwürdigkeiten, ſondern auch vor allem an die Wünſche, die ich in Glücksſtadt gegen dich ausſprach. Oder rollen ſchon die Wogen des altlantiſchen Meers zwiſchen dir und meinen Plänen? — Oder ſprecht ihr Andern ſchon in Holſtein, wenn ihr euch im Kränzchen, oder auf dem Kindtaufsſchmauſe eine Neuigkeit erzählen wollt, „der tolle Ferdinand iſt auch todt!?“ Nun, das klingt jedenfalls beſſer, als „der ſchlechte Ferdinand“ — Wit nämlich, genannt von Dörring, welcher, wie euch bekannt, ſein leiblicher Vetter iſt. Wollt ihr billig ſein, ſo nennt den Einen einen genialen, den Andern einen ſpitzbübiſchen Narren. Deutſchland iſt reicher an der letzteren Sorte als an der erſteren. Das bedenkt. —

Die Beurs von Amſterdam fuhr ein wenig ſchneller an Glückſtadt vorbei, als ich eben. Wollte ich ſo ausführlich von allen Freunden und Bekannten ſprechen, die hüben und drüben am Ufer in Dörfern, Flecken, Städten bis zur Elbmündung ſich angeſiedelt, ſo könnte das Dampfboot ſeine Fahrt in dieſer Zeit dreimal hin und her machen, eh' ich an Helgoland vorüber wäre. Mir freilich gewährte dieſe ſtille Unterhaltung nicht allein Schutz vor Langeweile, ſondern einen ganz beſondern Reiz. Ich ſtand die ganze Zeit am Geländer und orientirte mich mit dem Fernrohr. Ich war aufgeregt durch den Gedanken, du nimmſt für lange Zeit, vielleicht für immer Abſchied von deiner norddeutſchen Heimath. Und gehörte ich nicht durch das Blut beiden Ufern an? — Meine Mutter war aus Ottersberg, einem anmuthigen Flecken auf der Poſtſtraße nach Bremen. — Lächelt nicht, ich bekenne meine Schwachheit, wenn's eine iſt. In freier Liebe ſchwebt mein Geiſt über Deutſchland, ja über dem ganzen Erdkreiſe, und ich habe ſtets, wo ich auf dem Gebiet der Geiſter eine provinzielle Blindſchleiche traf, zornig nach ihr geſpuckt und den Fuß aufgehoben. Auch legte ich in Beziehung auf Norddeutſchland die Probe ab, daß ich ſelbſt einem Ele-

ment, das mir mit der Muttermilch eingeimpft worden, den Krieg erklären kann, sobald ich einsehen gelernt, daß es störend in den humanen und nationellen Bildungsgang eingreife. Ich war der erste Niedersachse, der seine Muttersprache befehdete, obgleich sicher nicht der letzte, dem sie von Kindestagen her heimlich lieb und theuer war. Ich wollte keinen Vorrang vor dem Volke, ich glich nicht den hochmüthig Gebildeten, die mich darob der Impietät anklagten, und die kaum anders ein plattdeutsches Wort in den Mund nahmen, als wenn sie sich vornehm gemein machen wollen mit dem Volk. Ich griff meine niedersächsische Muttersprache an, weil sie verdorben, versumpft und durch eine Stagnation von mehreren Jahrhunderten zur Aufnahme frischer Bildungskeime unfähig geworden war. Grund genug, um mich über alle Konsequenzen zu beruhigen, aber auch Beweis genug, daß ich nicht die Fesseln der Geburt trage. Doch bekenne ich, daß mir diese nicht gleichgültig erscheint. Im Charakter ist ein Gewebe, im Blut eine Mixtur, in der Physiognomie ein Ausdruck, in der Haltung eine Linie, überall ein Etwas, das zum Mysteriösen der Stamm- und Familienbegränzung gehört. Aus seiner Haut kann Niemand fahren, am wenigsten ein Deutscher. Wer ein scharfes Auge hat und herumgekommen ist, sieht dem Deutschen gleich seine Landsmannschaft an. Das Schwierige ist auch hier die Definition. In mein Taschenbuch zeichnete ich eine Skizze des Hannoveraners und des Holsteiners, zwei demselben Sprachstamme angehörige, nur durch das Bett eines Stroms geschiedene Volksindividualitäten, auf gleichem Terrain — Haide, Geest und March — mit denselben Beschäftigungen — Ackerbau und Viehzucht — beide der Fremdherrschaft unterworfen; und die demungeachtet in der Besonderung der schärfsten Nüancirungen, ja wahrhafter Contraste einander gegenüber erscheinen. Im Allgemeinen ist der Holsteiner im Körperbau gedrungener, stärker und größer, dabei aber bequemer und schlottriger als sein Nachbar. Von Natur, und ohne besonders nahe Aufregung, ist er

der größte Bärenhäuter im Geistigen und Physischen. Auf eine Springfeder im Kopfe des Holsteiners kommen drei Springfedern im Kopfe des Hannoveraners. Dennoch scheint die eine jenen weiter zu schnellen, als diesen drei. Er ist gröber und maliziöser, er wird geboren als ein Klotz und stirbt auch oft als solcher. Doch wenn man ihn näher beschaut, zeigt er überraschend feine, tieflaufende Adern des Gefühls, einen gesunden Reichthum moralischer Säfte, und eine Charakterfaser, die der Axt widersteht. Zugänglicher, gefälliger, ich möchte sagen, weiblicher in Allem ist der Hannoveraner. Beide sind kerngesund, aber der Holsteiner wächst und altert langsamer. Ist es nicht merkwürdig, daß jene üppigen Mädchen am linken Ufer der Elbe früher verblühen, als am rechten Ufer? Und doch ist es so, und gilt auch von den Männern. Spitze Nase und Kinn, zugeschärfte Gesichtszüge, eingesunkene Augen sind Erbtheile der Hannoveraner, die über ein gewisses Alter hinausschreiten. In Holstein herrschen mehr die runden und stumpfwinklichten Formen vor. Und so könnte man diese Parallele noch weiter und bis in's Einzelne hinabführen, wenn man den Instinkt und die Liebhaberei für solche Beobachtungen hat. Was mich betrifft, so füge ich nur noch hinzu, daß ich aus meiner Geburt eine Verschmelzung von beiderlei Charakteren in mir ableitete. Wer darin bloß ein Spiel meiner Phantasie erblickt, wird mich nicht beleidigen.

Die Elbufer sind freilich sehr monoton. — Zunächst Schlick, oder Sand, oder unbedeichtes Wiesenland, darauf Deiche und hinter diesen von Zeit zu Zeit hervorschauende Kirchthürme, die in ihrer geschmacklosen Bauart aussehen, wie riesige Marschbauern in Sonntagsstat, und bunte Häusergiebel, auslaufend in Ochsenhörner, wie solche in heidnischer Zeit Sitte waren. Ueberhaupt mag es stets eine eigene Bewandtniß mit dem Christenthum dieser fetten übermüthigen Bauern gehabt haben. Einer von meinen Universitätsfreunden, ein frommer Theolog und einer der famosesten Gläubigen von dieser Kante, wurde einmal von

der ungläubigen Sekte der Manichäer hart bedrängt, und ging in dieser Noth den lieben Gott tagtäglich an, ihm den längsterwarteten Wechsel herbeizuschaffen. Als der Wechsel nicht anlangen wollte, brach endlich der Faden seiner Geduld; er schleuderte seine Bibel an die Wand und rief: Herr! Ledder um Ledder, fleist du mi, sla ik die wedder! — eine sprichwörtliche Redensart, zu hochdeutsch: Leder um Leder, schlägst du mich, schlag ich dich wieder. In diesen altsassischen Worten ist ihr Hauptglaubensartikel enthalten. Man kann dieselben als Motto über ihren Lebenslauf setzen, vor allen über die Chronik der Ditmarscher, welche die Werkthätigkeit ihres Glaubens auf's glorreichste in alter Zeit an Königen, Fürsten, Grafen und Herren dargethan haben. Die Ditmarscher St. Maria war eigentlich in Verbindung mit St. Georg, eine Schlachtengöttin; und als die Ditmarscher ihr einmal, bei Gelegenheit, als sie ihnen die große Garde umbringen half, im Jahre 1500, ein Nonnenkloster gelobt und aus einem Theil der reichen Beute aufgebaut hatten, fehlte es an Jungfrauen zum heiligen Dienst; denn selbst die Jungfrauen hatten besser Lust unter St. Maria zu kämpfen als zu beten. In dieser merkwürdigen Bauernrepublik galt kein Papst noch Bischof; und wie sie klug und stolz genug war, ihren Adel auszutreiben, so hätte sie jeden Geistlichen, der es gewagt, einen von Rom geschleuderten Bannstrahl fortzuleiten, selbst in die Acht gethan und aus dem Lande gejagt.

Ditmarchen liegt im nordwestlichen Holstein zwischen Eider und Elbe, welche beide sich im äußersten Winkel dieses Ländchens mit der Nordsee vereinigen. Das Dampfschiff fuhr an der entgegengesetzten Seite, an Cuxhaven vorüber. Man gelangt in die Nordsee, man weiß nicht wie; denn die Elbmündung ist so breit, daß Dittmarchens Küste und die Fortsetzung derselben uns als dämmernder Streifen am östlichen Horizont erschien.

Bei Cuxhaven wurde die Maschine einige Minuten innegehalten; ein Boot näherte sich, kombattirend auf

I.

Elbe und Nordsee

von

Ludolf Wienbarg.

Morgens fünf Uhr erwachte ich, kleidete mich an und ging auf's Deck. Aus einem brütenden Schlafzimmer, aus einem engen Bettchen auf einen Altan, der hoch und frei über dem Wasser schwebt, in die frischen Strömungen einer Luft, die sich mit der Sonne des Juni vermählt! Ich war wie neu geboren. Im meilenweiten Spiegel dehnte sich die Elbe aus; die Hügel, die nur zwei Meilen unter Hamburg auf Holsteinischer Seite ihren nächsten Uferbesatz bilden und auf Hannöverischer Seite den Horizont begränzen, waren bereits tiefer in das Land zurückgetreten und dem Auge ganz verschwunden. Glückstadt lag vor uns, wir hatten sieben Meilen zurückgelegt.

Jemand hat gesagt, es fehle Glückstadt nur an diesem oder jenem, um Hamburg zu werden, und wenn einmal dieses oder jenes glücklich zu Hauf käme, an der Stelle wo Glückstadt liegt, Kapitalisten, England, Amerika, Norden, Süden, Fracht und Rückfracht, alle Kleinigkeiten, die zum Welthandel gehören, dann habe die letzte Stunde für das alte Hamburg geschlagen, die Uhr im Michealisthurm werde stehen, der goldene Zeiger fallen und mit der Hamburger Bank und Börse sei's vorbei.

Was diesen traurigen Ort betrifft, der sich Glückstadt nennt, so war derselbe ehemals eine Festung, so gut

Meeres ausdrückte: „Die Wellen, sagte er, schütteln ihre weißgepuderten Allongenperücken, sie gleichen einer Versammlung ehrwürdiger Magistratspersonen, die ein Menuett aufführen.“ Ich blickte nach dem Sprecher um, er war ein Mann in gesetzten Jahren mit gesetzter Haltung, die zwischen commandirter militairischer Steifheit und bürgerlicher Ungenirtheit eine ganz eigenthümliche Mitte hielt. Der glatte Haarstrich, die steife Cravatte, der ökonomisch knappe braune Oberrock, die grauen Beinkleider bildeten dazu eine angemessene Drapperie. Ich erfuhr, daß der Herr ein Fabrikant aus Kopenhagen sei. Das war's. Solche Posituren, solche Kleiderschnitte sind in Dänemark zu Hause, in diesem Staate, wo alles auf soldatischem Fuß hergeht, wo Kaufleute den Titel von Stabsoffizieren in der Armee erhalten, und das Leben sich im bandelirten, zugeknöpften, brustwattirten, schmachtriemenartigen Formate die Seele auspreßt. — „Also aus Kopenhagen, sagte ich, aber Sie haben nicht den dänischen Akzent, diese weichlispelnde Betonung, die von den Lippen ihrer schönen Frauen uns so reizend ansäuselt, im Munde ihrer männlichen Landsleute aber so schluckerhaft klingt“. — „Meine Familie stammt aus Deutschland,“ antwortete der Fabrikant, „auch bemüht man sich jetzt in den besten Zirkeln von Kopenhagen, ein scharfes, reines Deutsch zu sprechen.“ — Ich fragte nach dem Zustande des Handels und der Fabriken und ob nicht vielleicht in der jüngsten Zeit etwas mehr Leben an der verödeten einsamen Zollbude des Kopenhagener Hafens erwacht sei. Er nahm eine Prise und machte ein schiefes Gesicht. Dann entwarf er, in schneidenden Zügen, und mit einem rücksichtlich seiner eigenen Betheiligung sehr leidlichen Humor, das graue Bild eines der trübseligsten hoffnungslosesten Notstände, worin nur ein Staat, ein Land, eine Stadt, der Einzelne versinken kann. Er ging dabei, als ein durchaus unterrichteter Mann, in ein Detail hinein, dessen Wiederholung hier nicht am rechten Ort wäre. Die Wurzel des Uebels suchte er zu nahe, und, wie dieses gewöhnlich von auf-

geklärten Liberalen geschieht, so einseitig im Regierungssystem, oder vielmehr in der Destruktion der Staatsmaschine. Weil er mir die Vorurtheile der Dänen gegen die Deutschen nicht zu theilen schien — Vorurteile, die noch aus den Zeiten Struensee's herstammen — und daher nicht zu befürchten war, daß er meiner Ansicht über Dänemark eine gehässige, national-antipathetische Auslegung geben würde, so rückte ich mit jener hervor und faßte sie etwa in folgenden Worten ab. Dänemark, sagte ich, dieses kleine Inselreich, das in früheren Jahrhunderten der Kron- und Zeptertragende Mittelpunkt so bedeutender Reiche wie Skandinavien und England war, scheint durch seine glückliche Lage zum Handelsmittelpunkt des Nordens bestimmt zu sein. Von hafenreichen Küsten umrandet, von tiefen Gewässern dreifach durchfluthet, an der einzigen Seegasse zwischen dem Westen und den Küsten des baltischen Meeres, möchte man in der That glauben, daß Dänemark von Natur auf einen großartigen Zwischenhandel angewiesen sei. Nun zeigt aber die Geschichte uns Dänemark in einer ganz anderen Rolle, anfangs in einer erobernden, kriegerischen, später in einer ziemlichen Beschränkung seiner Schiffahrt auf die Ausfuhr seiner beiden Hauptprodukte, des Korns und der jütischen Ochsen. Wie soll man sich dies erklären? Durch Mangel an Elastizität, an Kombination, an friedlichem Unternehmungsgeist? Wohl, einen Theil der Schuld mögen die Dänen selber tragen; darein will ich mich nicht mischen. Was Thätigkeit vermag und Trägheit versäumt im Leben, ist nicht wohl zu berechnen. Mögen sie also wirklich den Hansestädten, den Holländern, Engländern allzuleichtes Spiel gemacht, ihren Sund zu wenig benutzt und sich aus Faulheit an ihrem Sundzoll, dieser elenden Sinecüre, dieser Leibrente für die Altersschwäche, begnügt haben, dieses was ich im Ganzen nicht läugne, will ich anderen Richtern zur genaueren Abschätzung überlassen. Aber man muß nicht außer Acht lassen, daß Naturbegünstigungen öfters von geschichtlichen Ereignissen durchkreuzt werden. Hier war

es der Gang des Handels, welchen die Dänen nicht in der Hand hielten. Vor der Entdeckung von Amerika ging der Handelsweg aus Italien über Deutschland, wo er in den Ostseehäfen mündete und von hieraus seine Fortsetzung fand. Als der Seeweg nach Indien, als Amerika aufgefunden war, machte sich der Besitz von Kolonien in den neuentdeckten Ländern zum nothwendigen Erforderniß, um in Europa die Rolle einer schifffahrenden Nation zu spielen. Denn auch abgesehen von den zufließenden Reichthümern und dem höhern Schwung des Lebens, erwarb sich die Schifffahrt des Mutterlandes ein solches Uebergewicht in den europäischen und auswärtigen Häfen, ward namentlich so sehr, bei direktem Handel, durch Rückfrachtgelegenheiten begünstigt, daß andere Nationen dagegen nicht Segel halten konnten. Allerdings greift hier die Frage ein: warum verschafften sich die Dänen keine Kolonien, warum gingen sie nicht mit den Holländern zur Beute, warum pflanzten sie die Danebrogsfahne nur auf einige elende Absteigequartiere in Ost- und Westindien, ja sogar in Afrika? Allein ich möchte diese Frage nicht gern zum Nachtheil dieser Nation gelöst sehen. Sollte ich den Dänen einen Vorwurf daraus machen, daß sie das verbrecherische Glück der Holländer in Asien nicht theilen? Das ist der Punkt, auf den es hinausläuft, und ich habe stets einen unüberwindlichen Schauder vor dieser letzten Consequenz der Handelstheorien gehabt. Ich absolvire die Dänen im Namen der Menschlichkeit, möchte auch lieber, daß der Stab des Merkur in tausend Stücken zerbräche, als daß seine Schlangen sich um die Brust der Völker ringeln. Die Holländer kennen den dänischen König nur als „Ochsenkönig"; die Engländer aber wissen von einem alten König Kanuth und einer Handvoll kühner Degen, die ihm England erobern halfen. Der unruhige Geist der Abenteuer und kriegerischer Eroberungen, welcher einst den skandinavischen Norden auszeichnete, muß mit dem Handelgeiste wenig Gemeinschaft haben, er flüchtete nicht in diesen über, er starb als dieser aufkam. — Was

die Aussichten auf die Zukunft betrifft, so schimmern für Dänemarks Handel und Schifffahrt wahrhaftig keine Lichtpunkte in der Ferne; die Aufgabe wird immer schwieriger, die Konkurrenz immer größer, und was Englands, Hollands, Frankreichs Schifffahrt in der Ostsee benachtheiligt — die täglich wachsende Zahl der russischen und preußischen Segel — wird Dänemark keinen Vorschub bringen. Sie sehen, ich bin gerecht, wenn ich von Dänemarks Unglück spreche. Was Dänemark sein und werden könnte in den Händen der Engländer, will ich nicht untersuchen; Dänemark wird niemals eine englische Provinz, eher ein Theil des schwedischen Reiches. Allein, was Dänemark unter diesen Konstellationen Großes aus sich selbst machen kann, sehe ich nicht ein. Industrie? — Wo hinaus? — Zum Bedarf des Landes. Das läßt sich hören. Aber besitzt Dänemark die Comfortabilitäten, ja die gehörigen Fähigkeiten zur Industrie, wird es künftighin besser, als gegenwärtig, trotz dem rigorösen Zollsystem, mit Frankreich, England und Deutschland Markt zu halten im Stande sein? Der Minister Bernstorff hat viele Hunterttausende auf Kopenhagens Manufakturen verwandt. Wo sind diese? Wie schlecht ist nur das Tuch, das in Kopenhagen fabrizirt wird; es würde nicht einmal die Concurrenz mit der Tuchfabrik in Neumünster, im Lande Holstein aushalten, wäre nicht die Einfuhr dieses Fabrikats, ich weiß nicht, ob gänzlich verboten, oder mit zu hohem Zoll belastet. Der Däne besitzt ein gutes mechanisches Talent — ich wünsche ihm alle übrigen, und Erfindungs- oder auch nur Nachahmungsgeist; damit bringt er es wenigstens zu einer ertäglicheren Existenz, als worin er gegenwärtig schmachtet. Denken Sie sich die beste Monarchie unter welchem Bilde Sie wollen, z. B. unter dem einer weisen väterlichen Erziehung, bleiben wir bei diesem — auf wen kommt's am Ende denn eigentlich an, — wenn nicht auf den Sohn? Ein Kind lernt gehen, wenn's gesunde Beine, denken, wenn's Kopf, handeln, wenn's Charakter hat, und zur Ausübung aller dieser Akte kann das Kind gezeitigt und

durch Maximen angeleitet werden. Das ist viel, aber auch alles; und zuletzt muß der weise Erzieher Gott danken, daß die Mißgriffe, die er begeht, nicht die Summe der Förderungen übersteigen, und aus der Erziehung keine Verziehung wird. In keinem anderen Verhältnisse stehen die Regierungen zu den Bürgern, die weisen nämlich, und die in ihrer Weisheit viel regierenden: derselbe Vorschub, dieselbe Nachhülfe, dieselbe Besorgniß, und bei so vielen Schritten doch nur dasselbe Glück. Im Volke, im Leben, im Kreislaufe natürlicher Entfaltungen, da blüht das Heil, was durch den obersten Willen allerdings von manchem äußern Druck befreit, aber kaum irgendwie positiv gefördert werden kann. Sagen Sie mir, warum gedeiht die Industrie in Kopenhagen nicht? Die Regierung hat sie durch Zölle, Geldvorschüsse, Monopole unterstützt, was kann sie mehr? Gute Fabrikate schaffen? Befehlen, daß man die schlechten kaufen soll? Es wird wohl Zeit, einzusehen, daß man zum Besten Einiger, denen es nicht einmal zu Buch schlägt, die Nation benachtheiligt. Mißglückte Versuche müssen zum Nachdenken führen. Hat man die Frage schon aufgeworfen, ob ein kleines abgeschlossenes Land, falls es nicht im Stande ist seinen Fabrikaten auswärtigen Absatz zu verschaffen, auch nur im Stande ist, damit seinen eigenen gesteigerten Bedürfnissen zu entsprechen? Sie selbst wissen besser, was alles dazu gehört, und ich begnüge mich, diese Frage nur hinzuwerfen. — Übrigens bedaure ich dieses Dänemark, wie es heute aussieht. Das ehemalige gewaltige Reich der drei nordischen Kronen hat etwas Tragisches. Es opfert sich dem Glanze seiner Erinnerungen. Das Königreich ist zu klein geworden unter den Königreichen, die Nation ist zu klein geworden unter den Nationen. Beides fühlt sich nur zu schmerzhaft in einem Zeitalter kolossaler Dimensionen. Aber das Erstere ist schlimmer als das Letztere. Völker theilen sich ihre Gedanken und Erfindungen mit; Könige stellen sich ihre Soldaten gegenüber. Völker sind gleichberechtigte Existenzen; Könige und Dignitäten in ungeheuren Abständen. Wer

zöge, um diesen Gedanken durch ein Beispiel klar zu machen, wer zöge die Nation der Dänen unter die Nation der Russen herab, wenn vom Vergleich ihrer Nationalexistenzen die Rede ist. Dagegen, wer vergliche auch nur das winzige Königreich Dänemark mit dem kolossalen russischen Kaiserreiche? Oder, diesen Gedanken auf andere Weise erläutert: Durch Wegnahme Norwegens ist nicht sowohl der dänischen Nation von der schwedischen, sondern der dänischen Monarchie von der schwedischen eine Beleidigung zugefügt; was sich auch dadurch bewahrheitet, daß die frühere Erbitterung zwischen beiden Nationen seit jener Zeit nicht im Steigen, sondern in Abnahme erscheint. Finden Sie darin eine Spitzfindigkeit? Sie schütteln den Kopf; Sie geben mir Recht? — Vollkommen, sagte der Fabrikant. Doch lieben die Dänen ihren alten König zu sehr, um nicht mit seinem Schmerze zu sympathisiren. Ich habe sie weinen sehen, wenn er sich nahte. In der That, man liebt ihn, wenn man auch sonst nicht zufrieden ist. Der Nationalstolz trägt dieselbe Falte auf der Stirn, wenn von England, von der Flotte, die Rede ist. — Dann die zusammenerlebten Schicksale, die lange Zeit seiner Regierung, seine entschiedene Vorliebe für die dänischen Erblande und alles Dänische (er war der erste Oldenburger, der nicht Frederik unterzeichnete), sein prunkloses Privatleben, seine stets nüchterne maßliebende Natur, alles dieses fesselt an seine Persönlichkeit, und macht sogar das häusliche Leid, das über ihn verhängt ist, zu einem Unglück in der Nationalfamilie. An seine Dynastie aber knüpfen sich so viel nationalhistorische Erinnerungen, daß man nicht ohne Teilnahme dem drohenden Untergang dieser Dynastie entgegen sehen kann. — Doch scheint mir, fiel ich ihm ins Wort, die Nation ist zur Benutzung aller Chancen entschlossen! Hat sie wirklich so viel Klugheit und Energie, um von einer verfallenen politischen Größe zu abstrahiren und mancherlei mittelaltrige, besonders den Landbau und Landbesitz drückende Institutionen zur Wohlfahrt des Landes umzugestalten, was wäre dann verloren?

Dänemark wird niemals reich werden; aber die reichen Länder, wie England, sind sie darum glücklich? Dänemark ist auf primitive einfache Zustände angewiesen. In der That gibt es nichts Naiveres, als den dänischen Landmann; aber er ist träge, gedrückt, und vom agronomischen Kulturgange beinahe völlig ausgeschlossen. Die Spuren des Feudalismus sind noch zu tief eingeschnitten in seinem Wesen. Was habe ich sehen müssen auf Seeland und Fühnen! Eine arme Frau rutschte auf den Knieen in's Zimmer der gnädigen Gräfin, um dieselbe anzubetteln, sie küßte der Gnädigen die Schleppe des seidenen Kleides. Wenn wir spazieren fuhren, riß sich die baarhäuptige Dorfjugend in den struppigen Haaren und zog ihren Kopf gleich einer Mütze, beinahe an die Erde. Das sind böse Zeichen, und wie viel andere aus der großen Verzweigung könnte ich anführen? Doch wird die Zeit und ihr Geist das alles umgestalten. Dänemark wird keinem glänzenden, aber einem bescheidenen blühenden freundlich glücklichen Lose zuwachsen. Wahrhaftig, das ist meine Ansicht; und ich möchte sie allen Dänen zum Trost zurufen.

Der Fabrikant drückte mir die Rechte. Allerdings, sagte er, der grüne Boden selber ist die festeste Basis unserer Zukunft; diese Inseln sind ungeschliffene Juwelen. Glänzendes vom Fabrikwesen erwarte ich auch nicht, doch vielleicht mehr als Sie.

Meine Erwartung, sagte ich, geht auf das Hinlängliche, auf alles, was sich für einfache Zustände eignet. Man scheint bei Ihnen in der technischen Nachahmung noch so sehr zurück, daß die technische Erfindung wohl noch lange nicht an die Reihe kommen wird. Und, fügte ich lächelnd hinzu, wie schwer hält es, daß die Erfindung ihren alten Gang verändert, und sich von Norden nach Süden, statt wie herkömmlich, von Süden nach Norden verbreitet. Denken Sie an Ihre vaterländische rothe Grütze. Hat dieses köstliche Gericht, das ich zuerst im Esromkloster, am Ufer jenes lieblich hingegossenen Sees auf die Zunge nahm, sich über das linke Elbufer mehr

als sporadisch ausgebreitet? Im Bremischen hab' ich's zuletzt gegessen; in Braunschweig kennt man keine rothe Grütze mehr!

Der Fabrikant lachte und diese Wendung gab unserer Unterhaltung eine heitere anekdotische Richtung.

Da ich aber in diesem Reiseberichte etwas Besseres zu thun habe, als Anekdoten aufzutischen, und die zufälligen Blumen des Gesprächs einzusammeln, so will ich diese Diatribe mit etwas Nützlichem für meine Leserinnen abschließen, nämlich mit einem Rezept zur Bereitung der rothen Grütze. Nimm: Zucker, Johannesbeerensaft, und nicht eben Grütze, sondern ein beliebiges feineres Mehlfruchtkorn, und schüssele diese wohlvereinigten Elemente in glatter, appetitlicher Form deinen Gästen auf.

Soll ich nun vom schönen Wetter, von der glücklichen Fahrt sprechen? Wen interessiert das? Nur die Stürme und das Unglück machen sich auf den Wellen interessant. Nicht einmal Seekrankheit an Bord, obgleich Damen in der Gesellschaft waren. Was letztere betrifft, — Hamburgerinnen — so habe ich kein Recht zu verlangen, daß sie hübscher gewesen sein sollten. Eine Vergleichung mit meiner letzten weiblichen Reisegesellschaft an Bord des Willem de Cerste, hielten sie freilich nicht aus. Unter den Passagieren befand sich ein Sohn des Feldmarschalles, Fürsten Wrede, Offizier, wie so viel Tausend andere Deutsche in russischen Diensten. Sodann ein russischer Legationssekretair, der mit leichter Hand Porträte skizzirte. Von den übrigen zeichne ich ein Paar junge Leute aus, Ungarn, die des Morgens im bunten Schlafrock und in goldgestickten Pantoffeln auf dem Verdeck spazirten. Den Einen von diesen wird der Leser in Amsterdam wiederfinden; in Amsterdam dessen unansehnliche Thürme endlich in der Tiefe der Süderse sich vor unsern Blicken erhoben.

II.

Literatur.

Medias in res.

Tieck. — Musenalmanach. — Ein neuer Operncomponist. — Charlotte Stieglitz. — Th. Mundt. — Bettina. — Junge Literatur. — Nation und Publikum. — Jahrbuch schwäbischer Dichter. — Purpurviolen. — Ein Speculant.

G.

Früher war das herbstliche Erscheinen der Taschenbücher immer das Signal zu literarischen Aequinoctialstürmen. Jetzt blenden die Goldränder dieser Publikationen nicht mehr: wären die Taschenbücher nicht durch sich selbst, durch ihre frühere, glänzende Epoche Bedürfniß geworden, die Theilnahme, die sie jetzt allmählig verlieren, würde mit einem Schlage verloren sein. Urania ist der einzige Almanach, welchem man mit einiger Spannung entgegensieht. Man weiß, daß man hier eine Novelle von Tieck findet, die unsere Phantasie und unser Urtheil beschäftigen wird. Man erwartet von diesem übrig gebliebenen Namen nicht nur etwas Poetisches, wie immer, sondern jetzt sogar etwas Interessantes, des Dichters Polemik gegen den Zeitgeist. Zugleich blickt man keinem Gegner mit mehr Ruhe in's Auge, denn man weiß, daß es Tieck eben so sehr an Muth, wie an Kenntniß der Sache fehlt. Es ist eine doppelte Unterhaltung, eine mit, und eine über den Dichter.

Tiecks Eigensinn und Laune in der neuesten Urania beginnt, wie es sein Name mit sich bringt, ohne

Plan, ohne Ernst, etwas faselhaft. Doch plötzlich erhebt sich die Erzählung, wenn auch durch einen unnatürlichen, linkisch abgeschmackten Coup, die Liebe eines geistreichen Mädchens zu einem Kutscher, in veritablere Gegenden und Verhältnisse, erhält sich lange Zeit in einer interessanten, psychologisch-feinen, also bei Tieck ganz neuen Sphäre und verliert erst dann ihren Gehalt und Zusammenhang, wo der Dichter die Moral und die Polizei zu beschwören beginnt. Auch Tieck leitet den Zeitgeist aus den freien Sitten her, und läßt den Liberalismus in den Spitälern sich rekrutiren. Bisher glaubte man immer, daß aus der Gicht die romantische Schule, aus einem krummgezogenen Rücken die Andacht zum Kreuze entstand; allein die servile und romantische Schule redressirt den Vorwurf und leitet die Freiheit, deren Gedanken noch immer aus übergesunden, träumerischen, und wenn man will, vollblütigen Jünglingsköpfen entsprungen sind, aus einem moralischen Miserere her, das man bisher nur an ihr zu riechen vermieden hat. Es kommen vortreffliche Maaßstäbe in unserer Literatur auf. Ganz neue Prinzipien ersinnen unsere schachmatten Gegner. Die Phallusprieſter predigen Buße. Tieck, der froh sein mag, daß man die den Sinn gefangen haltende romantische Zaubernacht nicht einmal mit neugieriger Fackel erleuchtet, will die frommen und edlen Tendenzen unserer Zeit aus Verstößen gegen den moralischen Imperativ herleiten. Wäre die Metamorphose nur consequent! Tieck mußte diese Erzählung, wenn er sich und nun auch dem Anstande treu bleiben wollte, Leichtsinn und Laune nennen, da aus Eigensinn noch keine Frau gesunken ist.

Aermlicher als je fiel diesmal der von Schwab und Chamisso besorgte Musenalmanach aus. Vögel genug im deutschen Dichterwalde, aber diesmal so viel Spatzen, daß man auf die Vermutung kömmt, die zählbaren Nachtigallen suchten nach einem mittelmäßigen Hintergrunde für Klänge, welche auch an ihnen diesmal wie aus der Mause gekommen sind. Einige Ideen sind interessant, wie die Vergleichung Anast. Grüns mit dem italiänischen Impro-

visator; doch fehlt es überall an den rechten Ausführungen. Chamisso rührt, wenn er sein Alter erwähnt: frisch und poetisch sind nur die Gemälde Freiligraths, dieses deutschen Victor Hugo, der in kurzer Zeit Alle überflügeln wird. Kalt, nüchtern, unlesbar sind die Lieder aus Rom, von G. Pfizer, die mit arroganter Geschwätzigkeit hingeworfen, ein Römisches Leben affektiren, was sich in keinem Verse als in der That genossen, umarmt, glühend umarmt herausringt. Selbst Nikolaus Lenau bleibt dem Ziel fern, das er durch eigene Kraft sich früher gesteckt hat. Ein Ruhm ist leicht verscherzt. Unter aller Würde sind die Versifikationen Wolfgang Menzels, die ein gemeinschaftlicher Name: Magdalene zusammenhält. Weniger hart beurtheilen wir sie, wenn man den Maaßstab der Oper an sie legt. Für dieses Genre der Dichtung beurkunden sie ein zwar nicht seltenes, aber immer achtungswerthes Talent. Man höre:

Ihren Augen zu begegnen
Stößt den Nachbar man zurück,
Rosen läßt sie niederregnen,
Sie zu haschen — welch' ein Glück!

Ferner:

Zürnend spricht er: meine Töne
Seyd verstummt, verstummt mein Herz?
Diese zauberische Schöne
Hat in ihrer Brust kein Herz.

Schikaneder würde sich nicht besser ausgedrückt haben, auch im Folgenden nicht:

Da mit leichtem Nymphenschritte
Kommt die Liebliche daher,
Sieht sich auf des Weges Mitte
Nach ihm um von Ungefähr.

Schlug ein Blitz so plötzlich nieder,
Oder war es nur ein Blick?
Heftig zittern ihre Glieder,
Und — dahin ist all' ihr Glück!

In diesen trivialen Phrasen geht es fort. „Diese schöne Liebeskranke lässest du in Gram vergehen?“ „Barbar, du bleibst so kalt?“ „heiße Liebesqual“ „bittre Liebespein.“ Sollte einst Herr von Liechtenstein aufhören, die Texte der französischen Opern in's Deutsche zu übertragen, so werden wir uns freuen, Herrn Menzel in seine Stelle rücken zu sehen.

Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal — heißt vielleicht der ergreifendste Roman, der seit Werther geschrieben und geschehen ist. Man kann ein vielbeweintes Ereigniß nicht poetischer erfinden, als es hier eine sonderbare Verkettung gesellschaftlicher Pflichten und Interessen that. Das Schicksal war hier der ergreifendste Dichter und der, welcher seine Eingebung aussprach, hatte den richtigen Takt, ihm gegenüber sich nicht zu nennen.

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrthümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen und von denen einer den andern ablöste. Zu Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare, sie erschrack vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in Heinrich Stieglitz einen Adler der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Mensch voraussetzte, glaubte sie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichniß, was sie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erster Irrthum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

Als sie von dem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Als sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur antraf, als sie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken in ihren Armen hatte, als die Vergangenheit statt der Gegenwart, der Orient statt des Vaterlands, die Goethesche Reminiscenz statt des Genies aus seinem Munde sprach, da gab sie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da

sie glaubte, daß er anders werden könne. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüste Sahara als ein Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypocondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, sie wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, sie wollte ihm die klassische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten sie in einer und derselben Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös-christlicher Art. Sie war soviel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versetzt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der Königl. Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft! Mir kleinen, überflüssigen Frau zu gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein umgekehrter Ganymed vom Himmel und notirt Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Haupte, das soviel Ernst und Muth umschloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem ersten zum zweiten Irrthume führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könne den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte finden, sann sie: der Faden, der sie durch das

Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich stürbe, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Momentes flechten, wie einen leitenden rothen Faden. Der Schlüssel seiner Zukunft würde, wie in dem Märchen, in Blut gefallen sein, und kein Versuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt: zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder aus Schwäche, (denn die Schwächlinge sind bald beruhigt) sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungsschatten wirft! So dachte sie und gab sich in einer Dezembernacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft wo Freude auf jedem Antlitz strahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Frische ergriff, dem traurigen Absude einer tragischen Gährung, dem Hinterbliebenen, einen Rath gegeben, der hart aber männlich war. Er befolgte ihn nicht und wir rechneten alle, daß er ein Leben beginnen werde, was ungefähr auf den Einsatz desselben herauskäme. Da war Spanien, da ist Südamerika: da sind überall Gräber offen. Er suchte sie nicht. Er blieb zurück. Es giebt vielleicht einen andern Weg, sich und ihm zu helfen. Bleib' im Lande, nähre dich redlich, thue deine Pflicht und gieb die Leier hin auf ewig! berühre sie nie wieder! Verzichte auf Kränze, die dir niemals gewunden werden: sei nichts — als verwittweter Ehemann! Nenne Charlotten nicht mehr deine Liebe oder deine Muse — sondern deine Frau und sage dreist, daß du sie nach deinem Gefallen behandeln konntest. War sie deinen Tugenden angetraut, so war sie's auch deinen Fehlern. Sie mußte leiden wie ich: und wenn sie starb, so war es ihre Pflicht! Das wäre nicht groß, aber stolz: Niemand dürfte einreden.

Die in dem Denkmal Charlottens erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuchauszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kömmt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissenswerthen; aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edelsten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch, und aus tiefster Naivetät, zuweilen dialectische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit und Unschuld für die Literatur hätte erobern können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blicke, und hielt sich in seinem eigenen Urtheil der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß noch eine Revision der Akten dieses Prozesses geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint, und nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem Einen oder Andern in dieser Sache moralisch imputirt werden kann. Besonders anziehend ist der sentimentale Schmelz in Mundts Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich finden würden, die aber lapidarisch hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermißten. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu sein, ist etwas, das hier dem kalten, stoischen und pietistischen Urtheile der Menge gegenüber

eine hinreißende Wirkung hat. Denn es gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Rosen und zarten Gefühlsergüssen, ja selbst mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man, den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um das auszumalen, was Charlotte in der Dichtkunst Glorienhaftes zu sehen glaubte.

Das nicht weniger Schmerzliche an dem Gegenstand dieses Buches ist das Urtheil der Welt. Leute, die aus ihren gewohnten Daseinskreisen niemals einen Blick werfen auf das, was neben ihnen ächzt und leidet, werden dies Ereigniß immer auf eine plumpe Weise angreifen. Ja sogar die literarische Kritik bemächtigt sich der letzten Instanz und kombinirt zur Feststellung des Thatbestandes Dinge verschiedensten Ursprunges. Menzel, der es jetzt ahnt, daß seit drei Jahren sich in Deutschland die ergreifendsten Dinge entwickelt haben, daß eine neue Tendenz ihren Strom so gewaltig genommen hat, daß ein mit Vernachlässigung, Denkscheu beladener und am Vordertheil rund abgestumpfter Kahn ihm nicht mehr die Spitze bietet, mußte, um diese drei Jahre nachzuholen, auch Charlottens erwähnen. Bettina und Rahel paaren sich zu ihr. Rahel hat zu viel Freunde in Deutschland gewonnen, als daß ich ihre Rechtfertigung zu übernehmen brauchte: nur über Charlotte und Bettina eine kurze Entgegnung.

Mit einer Phrase will Menzel eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Literatur: Goethe's Briefwechsel mit einem Kind zerstören. Sie ist so zugestutzt, diese Phrase, daß in ihr die Macht des inneren Widerspruches liegen soll. Es ist eine Antithese, von der Art, wie man sie durch ein Dutzend Andere aufheben kann. Menzel schließt: „Bettina liebte Goethe; das ist gut: sie gibt das Geheimniß ihres Herzens heraus, das

ist unweiblich." Die gesunde Vernunft spricht aber so: „Bettina liebte Goethen; das ist gut. Sie kam von ihrem Irrthum zurück: das ist noch besser. Aber sie konnte nicht aufhören, ihn zu achten. Sein Genie versöhnte die Frau, die durch sein Herz als Mädchen beleidigt war. Sie war ihm aber werth gewesen, sie hatte, um ein unschönes aber richtiges Bild zu gebrauchen, wie ein umgekehrter Teufel immer nach ihrer Entfernung einen englischen, seraphischen und poetischen Duft bei ihm zurückgelassen, ihre sylphenhafte Erscheinung trat oft plötzlich aus den Wäldern hervor, in welchen sich Goethe's Phantasie erging, sie ist ein Beitrag zu seinem Leben: warum sollte sie nicht eilen, ihn zur Freude Deutschlands öffentlich zu geben? Sie hat das Stuttgarter Literaturblatt nicht befragt. Sie hat ein großes Verbrechen begangen."

In Betreff der Charlotte Stieglitz, so soll ich nicht geringe Schuld an ihrem Tode tragen. Ich habe das liebe Wesen nicht gekannt. Meine Schriften las sie vielleicht nicht. Ich habe früher und jetzt die Schuld ihres Todes auf den Gegenstand ihrer Liebe und ihrer Irrthümer geschoben. Ich habe in dieser Tragödie einen kräftigen Mann, eine entschiedene Willenskraft, kurz eine zweite Person vermißt, die die erste werden und aus der Tragödie ein ernstes Lehrgedicht für Frauen hätte machen können. Menzel, sonst immer bereit, das erste Prinzip der materialistischen Philosophie: Kraft den moralischen Handlungen als Prüfstein anzulegen, Menzel, der den größten Werth auf eine gewisse gemüthlose, bäurische Ungeschlachtheit legt; Menzel, der immer geneigt ist, die Weiber für die Schatten der Männer zu halten, vergißt hier plötzlich seine eigene Natur, läßt die fatale zweite Hauptgestalt der Tragödie im Dunkeln vorüber huschen, und imputirt der jungen Literatur den Selbstmord einer Frau, die nur ihren Mann, ihre Liebe und in ganzer Vollkommenheit sich selber kannte. Die junge Literatur soll von der Emancipation der Frauen gesprochen haben, da sie doch nur von der Emanzipation der Liebe sprach. Menzel, in dem schmerzlichen Gefühle,

allein zu stehen mit der Art, wie er die Kritik neuerdings begonnen hat, entblößt vom Rückhalte der deutschen Schriftsteller, die, wenn sie von der Nation gehört werden, sich um das Centrum der jungen Literatur geschaart haben, und zuletzt das Mißliche eines Kampfes ahnend, wo man dem Gegner Muth, Taktik, Jugend, scharfe Waffe und eine Art Berechtigung, auf dem Platze erscheinen zu dürfen, nicht absprechen darf, ruft die Dichter und die Theologen auf, ihm zu Hülfe zu kommen. Wir erschrecken nicht, weder vor den Versen der Einen noch den Anathemen der Andern: nur schmerzt es, daß dieser Tumult über dem Grabe einer unglücklichen Frau sich erheben soll, über dem der Himmel schon durch einen ganzen Sommer eine friedliche Blumendecke wachsen ließ.

Meine Freunde und ich wissen zu gut, daß das beste Mittel gegen Menzels Lamentationen Fortsetzung unserer bisherigen positiven Schöpfungen ist. Wir sind sparsam mit dem Raume, den wir der Polemik in der deutschen Revue gestatten und erwerben uns gewiß den allgemeinsten Beifall, wenn wir Menzels Angriffe mißachten und in unserer Bahn freudig vorwärts gehen. Nur eine Bemerkung möge, um von schmerzlichen Erinnerungen in das Getriebe unserer Literatur überzugehen, hieher gestellt sein.

Die Dichtkunst war von jeher eine Inspiration, in welcher die Seele mit den traumartigen Zuständen des Rausches verglichen wird. Läßt der Enthusiasmus den Dichter frei, so kann er selbst, betrachtend, sinnend und beurtheilend über seinem Werke stehen. Er vermag es, sich selbst seinem Gedichte gegenüber zu stellen und es im Zusammenhange mit ähnlichen Erscheinungen aufzufassen. Es ist zufällig, daß ich der ausgesprochenste Autor einer neuen Phase unserer Literatur bin. Ich will mich in die Illusion versetzen, daß ich es nicht wäre, daß meine Schriften den Namen meiner Freunde trügen, daß diese selbst schon ausgeführt hätten, was sich in ihren Plänen gestaltet, und daß ich nichts als Kritiker wäre.

Es handelt sich um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur. Wo die Nation steht, wissen wir; wo die Literatur, das ist zweifelhaft. Die Literatur soll der Spiegel des Nationallebens sein. Das ist entschieden; aber soll sie nicht mehr sein? Ja, sie soll mehr sein. Die Literatur schöpft niemals aus der Durchschnittsintelligenz. Diejenigen Geister, welche mit der Masse gehen, werden die Masse niemals erheben können. Unsere Sitten und Gebräuche, unsere Geschichte, unsere Hoffnungen spiegeln sich in der Literatur: aber das wäre eine jämmerliche Literatur, die das Journal zu ihrem Culminationspunkt nimmt. Diejenige Literatur, die nur das Nationalleben spiegelt und nur ein Echo unserer Misere oder unseres Glücks ist, was bietet sie dir? Neue Ideen, Zukunft, Anblicke heroischer Subjektivitäten, welche die Literaturgeschichte so interessant machen, Kometengeister, die die Planeten und Fixsterne durchkreuzen? Es ist vorüber mit dieser Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen größeren Dichter in Deutschland hervorbringen, als Uhland, einen Mann, den ich hochschätze, und keinen größeren Kritiker, als Menzel, einen Mann, den ich verachte.

Man warnt vor einer aristokratischen Literatur. Ich meine, man sollte nur vor einer Literatur warnen, die den Massen schmeichelt. Wir würden weit kommen, wenn die Literatur nur dazu diente, einem Handschuhmacher sein Conto zu entwerfen, das er lithographiren läßt, oder die Aufforderungen zu stylisiren, welche an die Bürger ergehen, um einen Gemeinderath zu erwählen. Ich nenne hier nur das Äußerste; aber eine Literatur, welche die Masse portraitirt, wie sie ist, eine Literatur, welche in Versen oder Prosa niemand anders ist, als du selbst, führt so weit. Es ist unmöglich; man kann die Musen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegasus zur Vermittelung unseres täglichen Brods in den Pflug des Bauers spannen.

Es giebt nur zwei Endziele, für welche sich das

Genie begeistert: die That und die Kunst. Unsere Zeit ist politisch die der Masse und des Gesetzes. Kommen wir zu einem Endpunkte, so geschieht es jetzt weniger durch Handeln, als durch Dulden. Jene Rennbahn, die das geschichtlich Außerordentliche produzirt, ist verschlossen. Muth, Jugend, das Leben — mit den erhabensten Opfern ist es nichts. Die Opfer werden immer allein stehen und keine Nachahmung finden.

Was bleibt zurück? Die Idee. Wer für den Tag nicht wirken kann, sucht für das Jahrhundert zu wirken. Wo stehen wir? wir gehören der Welt und der Nation an. Wir müssen etwas thun, was Ersatz ist für das, was wir thun könnten. Es muß wenigstens eben so groß sein, wie unsere Vorstellung. Wir ergreifen die Feder.

Da sind die Götter der Literatur! Da ist Goethe, Schiller, da ist Klopstock, Herder, Wieland. Da sind die Heroen, die schon an die Unterhaltung dachten: Jean Paul, Hoffmann. Wir werden viel aufbieten müssen, um der deutschen Sprache Ehre zu machen. Wir werden uns aber die Aufgabe erleichtern, indem wir den Kreis, der um uns steht, verengern. Wir werden, indem wir das Wort Literatur im Munde führen, nicht jedem Nachbar die Hand drücken und die Häuser Reiherum besuchen und nach dem Befinden der gesegneten Frau Gemahlin fragen. Wir werden uns nur ungefähr soviel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geschmackvolle im Lande sind.

Es ist ein entsetzliches Unglück, daß sich in den letzten zwanzig Jahren gerade diejenigen productiv mit der Literatur beschäftigt haben, welche keinen Beruf dazu hatten. Die schöne Literatur wurde in dieser Art etwas, was den gebildeten Mann anekelte. Man wußte im Voraus, daß dasjenige, was sich auf die Literatur warf, immer das Unsauberste, Genieloseste und Gemeinste war, was in Deutschland grade aufgetrieben werden konnte. Nur der Kampf gegen diese Trivialitäten interessirte den Gebildeten; späterhin einige Persönlichkeiten, die sich witzig

und schwärmerisch aus sich selbst entwickelten, und durch die Naivetät ihrer Productionen anzogen. Es schien, daß diese subjective Periode unserer Literatur, die Niemand poetischer repräsentirt, als Heine, keine eigentliche Absicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern. In der That, dahin mußte es kommen, daß die aufstrebenden Köpfe protestirten gegen eine Verwechselung mit den Männern, welche fünfzehn Jahre hindurch die deutsche Literatur gemacht haben. Ich glaube, daß nur diejenige Literatur von Werth ist, welche der Masse imponirt. Subjective Beweise mußten geführt werden, daß die Nation von der neuen Poesie etwas zu erwarten hat, was gegen die Restaurationsperiode den Vorsprung der Genialität voraus hat.

Was ist Poesie? Homer wußte es; aber die Homeriden waren schon im Zweifel. Aeschylus wußte es. Euripides tastete. Dante und Boccacio wußten es: Sacchetti fand sich nicht zurecht. Shakespeare wußte es: Ben Johnson glaubte es besser zu wissen. Die Personen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über das, was Poesie ist, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der alles zu erfüllen schien, was in geistiger Hinsicht einer Nation gegenüber geleistet werden kann, war Goethe. Nach solchen in sich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poesie abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden wird dann eine Aufgabe, die sich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche Versuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht lösen läßt. Hätte Schiller sein Ideal in der Weise der Räuber gefunden, er würde wahrlich im Wallenstein kein anderes gesucht haben. Wäre Goethe mit seinem Berlichingen befriedigt gewesen, so hätte er Anderes anders versucht, wenn auch nicht so inconsequent, wie Schiller, weil Goethe dem Wahren von Hause aus näher stand, als Schiller. Aber für beide darf man annehmen, daß sie erst dichteten, um ihr Genie, dann, um ihr Ideal zu offenbaren.

Eine Anwendung dieser Thatsache auf das Neueste ist leicht gemacht. Die großartige Revolution, welche unsre Meinungen ergriffen hat, bemächtigt sich auch unsrer Schöpfungen. Die Poesie ist da. Dunstkreise umhüllen ihren Sonnenglanz, der golden durch die Nebel scheint. Die Hülle wird immer durchsichtiger werden und der Geschmack eine immer bessere Läuterung bekommen. Um etwas zu erwähnen, was jeder kennt; wie konnte sich aus der Abgeschmacktheit der Peau de Chagrin die Unübertrefflichkeit eines Père Goriot entwickeln? Wie anders, als durch Balzacs Genie, das sich früher so wenig wie jetzt außer Zweifel setzen ließ! Lelias hinreißende Poesie war nicht ohne kalte Berechnung. Lelia war eine Allegorie, was der Roman nicht sein soll. André ist ein größeres Kunstwerk als Lelia, wenn auch diese glühender spricht. Ich erwähne deutsche Bestrebungen diesmal nicht.

Aber auf den Unterschied zwischen Nation und Publikum komme ich zurück, wenn es sich um die Kritik und die Rolle handelt, welche sie in diesen Gährungen übernehmen soll. Die Gährung geht nicht in der Nation vor, nicht auf offenem Markte, sondern im Bereich der Kunst, in den abgelegenen Gärten der Poesie. Darf die Kritik an die Nation, an die Massen, die nicht fünf zählen können, verrathen, was sich in den abgesonderten Gebieten der Literatur begiebt? Ich mach' es ihr streitig, dieser Kritik, die nur historische und politische Maaßstäbe für das Reich des Gedankens und des Ideals hat, die in einem Athem über Goethe und eine Ständeversammlung spricht. Es ist elend, die einzelnen Phasen im poetischen Gährungsprozesse unserer Zeit abzulauschen und sie noch ganz warm heraus zu tragen vor das versammelte Volk, das immer bereit sein wird, goldne Himmelsgestalten in Nachttöpfe umzuschmelzen. Einer solchen von Gott und der Schönheit verlassenen Kritik bleibt in ihrer letzten Verzweiflung nichts mehr übrig, als Staatsmänner und Prediger wahrhaftig um Succurs zu bitten.

Brechen wir diese ernsthaften, vielfach weiter aufzu-

nehmenden Untersuchungen ab, und erwähnen noch einiges, was uns an Büchern in jüngster Zeit begegnet ist.

E. Mörike und W. Zimmermann konnten bei Herausgabe des Jahrbuchs schwäbischer Dichter und Novellisten unmöglich von dem Gedanken ausgehen, daß die Poesie eine Sache der Provinz sei. Wir wüßten in den Gedichten und Novellen dieses Jahrbuchs nichts, was nicht ebenso gut von einem Rheinbaier oder Ostpreußen könnte gesungen oder erfunden worden sein. Die Trauerweide wirft überall ihre hängenden Zweige in mondbeschienene Seen, überall kündigt das Schneeglöckchen den Frühling an, überall kann man sein Mädchen mit einer Rose vergleichen, welche auch ihre Dornen hat: dazu braucht man nicht in Schwaben geboren zu sein. Wir glauben also, daß die Herausgeber nur eine poetische Sammlung von Freunden geben wollten, die sie gerade in der Nähe hatten.

Man lese dieses Jahrbuch! Es weht ein frischer und schöpferischer Geist darin. In Gefühlen, Bildern und Situationen wird nichts Ungewöhnliches geboten. Die Beiträge von A. Treuburg, hinter welchen sich Repetent Vischer in Tübingen versteckt, sind in Scherz und Ernst originell und leiten eine Bekanntschaft ein, die wir zum Besten der Poesie fortgesetzt wünschen. Die naive Dreistigkeit seiner Conceptionen überrascht und führt uns lebhaft jene langen schwäbischen Jünglinge vor, hinter deren beschränktem und etwas ungewissem Wesen sich oft der launigste Schalk verbirgt. Die Novelle von E. Mörike hat in der Mitte eine Klippe nicht vermieden. Der Uebergang ins Märchenhafte sollte immer das Interesse steigern, aber der vortreffliche Anfang des Schatzes überragt bei weitem die nachfolgende Entwickelung, die in ihrer diminutiven Märchenmaschinerie die Theilnahme herabstimmt. Der Volkston dieser Dichtung ist wahrhaft ergötzlich.

Wir glauben noch eine besondere Stellung dieses Jahrbuches zu entdecken, welche seiner Erfindung einen äußerlichen Werth giebt. Man weiß, mit wie vieler

Prätension sich in Schwaben eine poetische Clique zusammengethan hat, welche ihren Fürsten, ihre obern und untern Räthe und Beisitzer hat. Wir brauchen Niemanden zu nennen, als den Ceremonienmeister derselben, Gustav Schwab. Gegen diese Männer bildet das Jahrbuch Opposition und scheint angelegentlichst beflissen zu sein, vor dem übrigen Deutschland den Beweis führen zu wollen, daß nicht alle Schwaben an die Seherin von Prevorst glauben, daß sie nicht alle an dem Uebel der Balladerei („das war der edle Möringer!") leiden, daß es noch gesunde, frische, nicht nach der Poesie tastende und darum keine affektirten Menschen im Lande gäbe. Ich stelle den Geist, der in dem Jahrbuch weht, höher als jenen, der nur Uhland nachahmt, als jenen, der wie in G. Pfizer, Griechenthum und protestantische Theologie vermählen will. Es sind noch keine Meisterschüsse, welche im Jahrbuche fallen; aber man sieht, mit welcher Heiterkeit, mit wie weniger Künstelei diese jungen Männer ihre Gegenstände auf's Korn nehmen. Sie sind keine Kostverächter, sie setzen keck an, treffen immer, bald einen Sperling, bald einen Auerhahn. Ich gestehe, daß mir die Poesie immer das Produkt der Unbefangenheit, niemals des Calcüls oder der Reflexion gewesen ist.

Ich will im nächsten Hefte von einem neuen Buche, das Heinrich Laube herausgegeben, sprechen, und fühle, wie schwer der Uebergang von einer Poesie der Thäler und Abendglocken zu jener des Schmerzes und der Zerrissenheit ist, welche im gegenwärtigen Augenblicke das Uebergewicht in Deutschland bekömmt und sich wahrscheinlich zu einer literarhistorischen Epoche gestalten wird. Zimmermann, Mörike und Vischer sind gewiß nicht ohne philosophische Spekulation, aber das formelle Interesse, die Concentration irgend einer poetischen Erfindung überwiegt in ihren Abstraktionen, sie bedienen sich des Gedankens kaum anders, als zu einer Unterlage für ihre Phantasie. Die beiden Letztern kommen auf diesem Wege schwerlich über eine gewisse Aehnlichkeit mit Tieck und

Hoffmann hinaus und können, fortfahrend in begonnener Weise, zuletzt wohl keinen andern Ruhm sich als Ziel aufstecken, als den, die zufälligen Zusammenwürfelungen der W. Hauff'schen Muse zu vermeiden. Ich möchte diese ausgezeichneten Talente auffordern, sich entschieden einer Tendenz anzuschließen, für welche Heine und Laube nur zwei einzelne, Niemanden verpflichtende Parteiführer sind, neben welche man sich mit allen seinen heimischen Mitteln, mit seinen beliebigen Sympathien hinstellen kann, ohne affizirt zu werden. Die schöne Rundung, die formelle Eleganz und zuletzt eine gewisse Totalität der Conception, welche sich in den Erzeugnissen dieser Dichter ausspricht, wären die glücklichsten Eroberungen, welche unsre Sache machen könnte.

Purpurviolen der Heiligen, von J. B. Rousseau, ein Unternehmen, auf zehn Bände berechnet, also ein ganzer Garten dieser pretieus gewählten Pflanzenart. Alle Märtyrer der christlichen Kirche treten hier in ihrem katholischen Glorienscheine auf, und jeden Protestanten überfällt eine Art Scham, daß nur die andere ältere Schwesterkirche das Andenken jener unglücklichen Männer feiert, welche für die Wahrheit der christlichen Kirche gestorben sind. Bluteten sie nicht auch für dich, Luther? für dich, Calvin? für dich, Zwingli? Warum betet nur der Katholik zu ihnen, warum überließet ihr es einem Phantasten, wie Herr Rousseau ist, auf euer Haupt feurige Kohlen zu sammeln?

Diese Legendensammlung hat für mich zwar wenig erbaulichen, aber desto mehr poetischen Werth. Man thäte dem Herausgeber Unrecht, wenn man seine Aufrichtigkeit in Zweifel zöge. Er ist begeisterter Katholik jener ästhetisirenden Art, die durch Schlegel am edelsten repräsentirt wird. Jedenfalls ist mir sein Werk lieber als Perlen der heiligen Schrift, die ein Stuttgarter Buchhändler, um einen Fang zu machen, aus der Bibel aufgefischt hat. Das heilige Wort Gottes, das Jedermann in seinem Hause hat, wurde von Herrn Liesching excer-

pirt und zu dem Zwecke bearbeitet, gegen die Frivolität unserer Tage anzukämpfen. Ich glaube aber, ihm lag die Frivolität weniger am Herzen, als die Kreuzer, welche er nebenbei von seinem Kreuzzuge profitiren will. Es scheint mir sicher, daß unter den Wechslern, welche Jesus aus dem Tempel trieb, sich auch einige Buchhändler befunden haben.

G.

Herrose & Ziemsen, Wittenberg.

Dritte Folge No. 18.

utsche Literaturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

Nachtwachen

Von

Bonaventura

Herausgegeben

von

Dr. Hermann Michel

BERLIN W. 35

B. BEHR'S VERLAG

1904

Max Roediger

in herzlicher Verehrung.

Einleitung.

An die Spitze einer willkürlichen Erneuerung des Buches, das im folgenden diplomatisch getreu abgedruckt wird, setzte der Herausgeber, Alfred Meissner, das kategorische Wort: „Über den Ursprung des vorliegenden Buches ist unter Literaturkundigen kein Zweifel mehr.“[1]) Fast ein Menschenalter ist seitdem verflossen, und bis vor kurzem hat niemand an dieser Behauptung zu rütteln gewagt. Da stellten sich plötzlich Bedenken ein, und heute herrschen unter Literaturkundigen über den Ursprung des vorliegenden Buches die ärgsten Zweifel. Aber nicht nur über den Verfasser der „Nachtwachen“ ist man im unklaren, auch sonst gibt dieser schmale Band viele Rätsel auf, zu deren Lösung hier einiges beigebracht werden soll.

1.

Der Verlag von F. Dienemann & Co. in dem kleinen sächsischen Städtchen Penig entfaltete in den Jahren 1802 bis 1805 eine fast beängstigende Rührigkeit. Ökonomische und ethnographische Bücher, Musikalien, vor allem aber belletristische Schriften wurden von dem weltentlegenen Orte aus durch Deutschland und auch nach dem Ausland verbreitet. Wie der eigentliche Leiter des Geschäfts noch ein junger Mann war, so

[1]) Bibliothek deutscher Curiosa. 2. u. 3. Band: Nachtwachen von Bonaventura. Lindau und Leipzig 1877, S. V.

bevorzugte er auch die Anerbieten junger Schriftsteller. Franz Horn und Johann Arnold Kanne, um nur bekanntere zu nennen, haben sich unter Dienemanns Feldzeichen die literarischen Sporen geholt. Im allgemeinen hatte Dienemann einen guten Blick für das Moderne und Zukunftsstarke; nur dass er Nachgeahmtes von Echtem nicht zu sondern verstand und so anstatt der sehnlichst erstrebten Romantik fast ausschliesslich Pseudoromantik einstrich. Eine Zeitschrift „Polychorda", die nur Übersetzungen enthielt, wollte begreiflicherweise nicht florieren.[1]) Ein poetisches Taschenbuch „Cupido" erschien einmal und nicht wieder.[2]) Besser gedieh ein musikalisches Taschenbuch, das Friedrich Theodor Mann[3]) und Johann Gottlieb Winzer[4]) nebst Wilhelm Schneider[5]) seit 1803 herausgaben.[6]) Diese drei, die

[1]) Vgl. Freimüthige 7. Okt. 1803. Jen Allg LZ. 5. Mai 1806. Plitt 1, S. 440f. 447 f. 463. Euphorion 3 (1896), S. 424.

[2]) Vgl. Goedeke 8, S. 61 No. 67. — Aus Varnhagens Nachlass. Briefe von der Universität in die Heimat 1874, S 74.

[3]) Aus Berlin, immatrikuliert als Studierender der Philologie an der Universität Halle am 30. Mai 1800, wurde 1826 Superintendent zu Charlottenburg bei Berlin, starb am 13. Sept. 1853. (Freundliche Mitteilungen des Universitätsrektorats zu Halle und des Gemeindekirchenrats der Luisenkirche zu Charlottenburg.) Vgl. Varnhagen, Tagebücher 5, S. 168 u. bes. 10, S. 261 f.

[4]) Aus der Mark, immatrikuliert als Studierender der Rechte an der Universität Halle am 16. Okt. 1801. Nach Varnhagen (s. Beckers S. 92), der ihn fälschlich Adolph nennt, später Justizkommissar in Berlin, seit 1809 spurlos verschwunden.

[5]) Aus der Mittelmark, geb. 1781, immatrikuliert als Studierender der Theologie an der Universität Halle am 4. Mai 1800, gest. 1811. In den oben erwähnten „Briefen von der Universität" oft genannt, z. B. S. 47. 73f. 76. 82. 98 usw. Vgl. Ledebur, Tonkünstler-Lexicon Berlins 1861, S. 520f. Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jh. 2 (1902), S. 167; zu berichtigen S. 625. Weshalb fehlt Schneiders Name in dem Biographisch-Bibliographischen Quellen-Lexikon der Musiker von R. Eitner 9 (1903)?

[6]) Jahrg. 1803 hrsg. v. Julius Werden und Adolph Werden mit Musik v. Wilhelm Schneider. Jahrg. 1804 u.

beiden ersten unter dem von ihnen noch öfter benutzten Pseudonym Julius und Adolph Werden, begannen auch in demselben Jahre eine Zeitschrift „Apollon“ bei Dienemann, die sich mit keckem Mute an die Seite des „Athenaeums“ und der „Propylaeen“ stellte.[1]) War im „Athenaeum“ besonders die Poesie, in den „Propylaeen“ die bildende Kunst gepflegt worden, so sollte im „Apollon“ die Tonkunst, „fast die göttlichste aller Künste“, einen „geweihten Platz“ erhalten. „Ihr“, so heisst es in einem programmatischen Aufsatz, „sowie der Dichtkunst, mit der sie so innig verknüpft ist, weihen wir uns, und Apollon sei der erste der Götter, der zu uns herabsteigen mag.“ In der Tat sind die musikalischen Bestandteile des „Apollon“, die Wilhelm Schneider beisteuerte, wenn auch an sich nicht hervorragend, bei weitem das Hervorragendste, was diese strebsamen jungen Leute zu bieten hatten.[2]) Im übrigen aber herrscht unoriginelle Mittelmässigkeit, die den Spott der Zeitgenossen herausforderte.[3]) F. Th. Mann, der wohl das meiste für den „Apollon“ tat, ist sichtlich bestrebt, ein zweiter Friedrich Schlegel zu werden; aber er hatte diesem nur die „mystische Terminologie“ abgeguckt und besass weder den bohrenden Scharfsinn noch die gründliche Bildung Friedrichs. Dessen un-

---

1805 hrsg. v. F. Th. Mann mit Musik v. W. Schneider. (Exemplar in München H.)

[1]) Exemplar in München H. — Der Titel war nicht originell. Eine belletristische Zeitschrift „Apollo“ hatte bereits A. G. Meissner 1793—1798 herausgegeben, vgl. R. Fürst, A. G. Meissner 1894, S. 55ff.

[2]) Vgl. AllgMusikalZtg. 1803, S. 214 ff.

[3]) Vgl. Freimüthige 4. u. 8. Febr. u. 7. März 1803. — Ansichten der Literatur und Kunst unsres Zeitalters 1 (1803) hrsg. v. Witkowski 1903, S. 36f. — Freimüthigkeiten. Ein Seitenstück zu den Expektorazionen. Abdera o. J. (Kgl. Bibl. Ys 1755), S. 27: „Kennst du den Apollo?“ — „Das wunderliche Journal, von dem Ihr meint, dass nichts daraus werden würde?“

seliger „Alarcos“ wird im „Apollon“ eingehend und mit grosser Andacht besprochen. Schillers „Braut von Messina“ wird respektvoll, doch entschieden abgelehnt. Schellings „Bruno“ wird begeistert aufgenommen. Gespräche über die Kunst, über das Sonett, Ideen zu einer Theorie der Kritik, Fragmente in Orakelton, Kanzonen, Romanzen, Übersetzungsproben (namentlich aus dem Italienischen), alles unreif und dilettantisch oder unselbständig — man sieht: der „Apollon“ war ein kläglicher Nachfahr des „Athenaeums“. Gegen Ende des Jahres wird die Zeitschrift immer dürrer. Die beiden letzten Hefte enthalten eine unmögliche lyrische Tragödie „Armida“ von Carl Giesebrecht, dem Vater des Historikers.

Der Eifer Manns und Winzers gab sich mit dem „Musikalischen Taschenbuch“ und dem „Apollon“ noch nicht zufrieden. Es war die Zeit, da nach romantischer Doktrin jeder, der für etwas gelten wollte, einen Roman schreiben musste. Und Mann und Winzer wollten offenbar für etwas gelten. Jeder von ihnen schrieb also einen Roman. Der Winzers, „Iduna“ betitelt, erschien als sechste Lieferung des zweiten Jahrgangs eines „Journals von neuen deutschen Originalromanen“, das der unermüdliche Dienemann seit 1802 herausgab.

Schon vor Dienemann hatte ein Verleger eine Sammlung von Romanen „Journal der Romane“ genannt, was von Garlieb Merkel, nicht ganz mit Unrecht, als sprachwidrig bemängelt worden war.[1]) Das Peniger Romanjournal sollte jährlich 8 Lieferungen bringen und jede Lieferung entweder einen abgeschlossenen Roman oder einen Teil eines Romans enthalten. Auch romanartige Produkte durften Aufnahme finden. Das Unternehmen bestand drei Jahre lang. Der vierte Jahrgang (1805) scheint nicht mehr vollständig erschienen zu sein.

---

[1]) Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Litteratur 1 (1800), S. 171 ff.

Da es mir trotz vielfachen Umfragen nicht gelang, ein einigermassen vollständiges Exemplar des Romanjournals ausfindig zu machen, überdies bei den einzelnen Lieferungen zumeist die Haupttitelblätter fehlen — vielleicht weil sie auch ohne diese separat ausgegeben wurden — war ich genötigt, die Titel der Bände auf bibliographischem Wege festzustellen, eine bei der Unzuverlässigkeit der damaligen Messkataloge keineswegs genussreiche Arbeit. Hier das Ergebnis:

Erster Jahrgang 1802.[1])

1. Franz Horn, Victors Wallfahrten.[2])
2. Friedrich Küchelbecker, Quintessenz meiner Fussreise.
3—6. Karl Nicolai, Franz von Werden.
7. Franz Solden, Gustav Emmerich. Geschichte eines helvetischen Landmannes.
8. Dr. [Joh. Fried. Ernst] Albrecht, Blümchen sanfterer Freuden, in den Gefilden der Natur und der Liebe gepflückt.

Zweiter Jahrgang 1803.

1—3. Karl Nicolai, Eduard von Kroneck.
4. 5. Friedrich Küchelbecker, Mumien.[3])
6. Adolph Werden, Iduna.
7. Junius Laetus, Lionellos Arabesken.[4])
8. Dr. Albrecht, Novellen.

---

[1]) Besprechung des ganzen Jahrgangs, vorwiegend ungünstig, im Freimüthigen 15. 4. 1803.

[2]) Vgl. Freimüthige 28. 4. u. 22. 7. 1803. Horn entgegnet auf die Besprechungen in der Vorrede zu seinen Briefen Ueber Carlo Gozzis dramatische Poesie. Penig 1803.

[3]) Als Auswüchse mutwilliger Studentenlaune schroff abgelehnt JenAllgLZ. 1. 2. 1805.

[4]) Vgl. Freimüthige 20. 2. 1804. NLeipzLZ. 30. 11. 1804.

Dritter Jahrgang 1804.

1. Sophie Brentano, Spanische und italienische Novellen. Bd. 1.[1])
2. Carl Anton von Gruber, Das Ideal.[2])
3. 4. Die Kirche und die Götter.[3])
5. Blumenleben. Carlo.[4])
6. F. M., Giulio.[5])
7. Bonaventura, Nachtwachen.[6])
8. Hanack, Lehrjahre der Liebe.[7])

Vierter Jahrgang 1805.

1. Wellenthal vom Verf. des Rinaldini [Vulpius].
2. [Vulpius], Don Juan der Wüstling.[8])
3. Carl Anton von Gruber, Torquato Tasso.[9])
4. Sophie Brentano, Spanische und italienische Novellen. Bd. 2.

Eine wunderlich gemischte Gesellschaft findet sich in diesem Romanjournal zusammen. Routinierte Unterhaltungsschriftsteller neben jungen, aufstrebenden Talenten; die meisten mit romantischen Alluren, doch mit solchen, wie man sie auch in der Sphäre Veit Webers lernen konnte; daneben freilich offenbart sich von Anfang an ein Einfluss Jean Pauls, der seit dem Ende des 18. Jhs. auf die gesamte Unterhaltungsliteratur höheren und niederen Stils starke Schatten

---

[1]) Üble Rezension im Freimüthigen 14. 6. 1804; darauf erwiderte Clemens Brentano ZEW. 10. 7. 1804. Vgl. NLeipzLZ. 2. 7. 1804.

[2]) Vgl. Freimüthige 23. 8. 1804. NLeipzLZ. 1. 3. 1805.

[3]) Vgl. Freimüthige 13. 9. 1804.

[4]) Vgl. NLeipzLZ. 27. 5. 1805.

[5]) Vgl. Freimüthige 8. 2. 1805. NLeipzLZ. 27. 5. 1805.

[6]) Vgl. NLeipzLZ. 23. 8. 1805.

[7]) Als Unterhaltungslektüre empfohlen im Freimüthigen. 30. 4. 1804.

[8]) Vgl. JenAllgLZ. 20. 6. 1806. HallAllgLZ. 7. 9. 1808.

[9]) Also kein Drama, wie Goedeke 7, S. 72 angibt.

wirft. Die im Romanjournal erschienenen Bücher Küchelbeckers z. B. zeigen in ihrer Formlosigkeit, ihren kleinen und grossen Frivolitäten, ihren skurilen Bestandteilen, ihren Arabesken und Bekenntnissen und nicht zum wenigsten in ihren reichlichen Zitaten, in denen eine ungewöhnliche Belesenheit namentlich in der Literatur des 16. und 17. Jhs. zutage tritt, deutlich das Vorbild Jean Pauls.[1])

Im dritten Jahrgang scheint sich das Unternehmen ein wenig heben zu wollen. Der Verleger muss bessere Verbindungen angeknüpft haben. Sophie Brentano (bekannter als Sophie Mereau) gibt Übersetzungen spanischer Novellen heraus, an denen jedenfalls Clemens Brentano stark beteiligt war.[2]) Clemens bezeugt überhaupt ein gewisses Interesse an dem Romanjournal, das im übrigen fast nur von den grossen Rezensieranstalten beachtet wird. Er schreibt an Arnim[3]) am 25. Okt. 1802 (Steig S. 116f.): „Apropos in dem Dienemannschen Romanenjournal ist ein Roman von Ritter ‚Die Kirche und Götter'." Ein Roman von Ritter? Dem Freunde Herders und Hardenbergs? Dem grossen Physiker, dem das Leben so elend zerrann?[4]) Dem Vorahner du Bois-

---

[1]) Über Küchelbecker vgl. Goedeke 7, S. 301 u. bes. Hans Zimmer, Mitteil. d. Gesellsch. f. dtsche Erziehungs- u. Schulgesch. 8, S. 46ff. Zimmer kennt aber das Hauptwerk Ks. nicht, die „Mumien", die schon im Titel Jeanpaulischen Einfluss verraten, vgl. Jean Pauls Werke 1, S. 1.

[2]) Die Annahme Roethes (Brentanos ‚Ponce de Leon' 1901, S. 25f. Anm.), dass Clemens und Sophie die Übersetzung dieser Novellen gemeinsam besorgt haben, scheint mir am einleuchtendsten. Schon Görrers hat Ähnliches vermutet, vgl. seine Charakteristiken und Kritiken aus den Jahren 1804 u. 1805 ed. Franz Schultz 1900, S. 27. Zu der ganzen Angelegenheit vgl. Franz Schultz, Euphorion 8 (1901), S. 330ff.

[3]) Nebenbei — erinnerte sich Arnim an unseren Verleger, als er in „Halle und Jerusalem" einen Studenten „Dienemann" nannte?

[4]) Vgl. Haym S. 612ff. ADB. 28, S. 675 ff. Ich hoffe, bald Näheres von ihm und über ihn mitteilen zu können.

Reymonds?[1]) Dem Inaugurator der Elektrochemie?[2]) An sich nicht unmöglich. Poetisch veranlagt, wie er war, allzu poetisch vielleicht für einen Forscher von der strikten Observanz, damals gerade in drückender Geldverlegenheit, — weshalb sollte er nicht auch der romantischen Romanwut seinen Zoll entrichtet haben, wenn sich damit Ruhm und Geld verdienen liess? Er hat es nicht getan. Brentano ist falsch berichtet gewesen.[3]) Der Roman „Die Kirche und die Götter" stammt von Gotthilf Heinrich Schubert. Ritter hat nur den Vermittler bei Dienemann gemacht. Schubert erzählt uns den Hergang mit der ihm eigenen Schwatzhaftigkeit in seiner Selbstbiographie, wobei er, ohne Ritters Namen zu nennen, doch unverkennbar auf diesen hinweist.[4])

Dass Ritter mit Dienemann in Verbindung stand, ist für uns nicht ohne Belang. Zum mindesten wird dadurch erhärtet, dass der Peniger Verlag auch in dem engeren Kreise der romantischen Schule vorteilhaft bekannt geworden war. Einer unkontrollierbaren Mitteilung Varnhagens zufolge[5]) wäre dies damals gerade auch dadurch geschehen, dass Dienemann an einige ihm dem Namen nach bekannte Anhänger der neuen Richtung die Aufforderung sandte, Beiträge für seinen Verlag zu liefern, die er stracks und gut bezahlen wollte. Er scheint indessen damit kein Glück gehabt zu haben, denn von den noch erschienenen Lieferungen des Romanjournals trägt keine einen der klangvollen

---

[1]) Vgl. E. du Bois-Reymond, Untersuchungen über Thierische Elektrizität II, 1 (1849), S. 200.

[2]) Ostwald, Abhandlungen und Vorträge 1904, S. 359ff. S. 370f.

[3]) Ihm folgte vermutlich Varnhagen, wenn er in sein Exemplar des Romans (Kgl. Bibl. B. Varnh. 2143,44) schrieb: „Von Johannes Ritter".

[4]) Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben II, 1 (1855), S. 73ff. S. 78f.

[5]) Vgl. Beckers S. 91f.

Namen der Romantiker an der Spitze.[1]) Viel gelesene Unterhaltungsschriftsteller behaupten das Feld; Vulpius steuert für den vierten Jahrgang gar zwei Romane bei. Die Verfasser der meisten Lieferungen des dritten Jahrgangs treten nicht mit offenem Visier vor das Publikum; sie hüllen sich völlig in den Mantel der Anonymität oder zeichnen zaghaft nur mit den Anfangsbuchstaben oder wählen endlich ein Pseudonym. Zu den letzteren gehört auch der Verfasser der „Nachtwachen". Er nennt sich Bonaventura. Wer war Bonaventura? Bevor wir die Autorschaft des Buches erörtern, wollen wir es uns etwas näher ansehen.

2.

Ein Nachtwächter schildert seine Erlebnisse in einer Reihe von Nächten und berichtet zugleich seine früheren Schicksale. Er ist der Sohn eines Alchimisten und einer Zigeunerin, erzeugt in der Christnacht, als sein Vater den Teufel bannte, der dann Patenstelle bei dem jungen Weltbürger übernahm (S. 136f.).[2]) Die Mutter, die ihm eine christliche Erziehung angedeihen lassen wollte, spielte ihn einem philosophisch veranlagten Schuhmacher in die Hände (S. 27f.), bei dem er aufwächst und das Leder bearbeiten lernt; gleichzeitig aber macht sich bei ihm ein Hang zur

---

[1]) Die weitere Geschichte des Dienemannschen Verlags zu verfolgen ist hier nicht der Ort, vgl. darüber D. Carl Dienemann, Geschichtserzählung der ihn betroffenen Unglücksfälle. Penig 1808. (Exemplar in der Bibl. des Buchhändler-Börsenvereins zu Leipzig, der mir die Benutzung freundlichst gestattete). Ferner s. Karl von Hase, Ideale und Irrtümer. Vierter Abdruck 1891, S. 3ff. vgl. S 67f. Die umfangreiche Geschäftskorrespondenz Dienemanns mit Breitkopf und Härtel ist im Archiv der Leipziger Firma noch vorhanden und wurde mir von Herrn Hofrat O. v. Hase in der zuvorkommendsten Weise zur Einsichtnahme übersandt; litterarhistorisch bietet sie aber so gut wie nichts.

[2]) Die Zahlen beziehen sich auf unseren Neudruck.

Poesie bemerkbar: er flickt Schuhe und Reime zusammen, wie weiland Hans Sachs, und die Dichterei trägt ihm bald mehr ein als die Schusterei (S. 59f.). Er verfasst eine Satire und wird deswegen eingesperrt (S. 61). Wieder auf freien Fuss gesetzt, findet er seinen alten Meister nicht mehr am Leben. Als Bänkelsänger verdient er sich nun im Umherziehen sein Brot (S. 61), gerät indes abermals mit der Obrigkeit in Konflikt, die seine Verteidigungsrede vor Gericht für derart verrückt erklärt, dass sie ihn nicht ins Gefängnis, sondern ins Tollhaus sperren lässt (S. 65). Hier erfasst ihn eine tiefe Zuneigung zu einer wahnsinnigen Schauspielerin, die er schon früher in gesundem Zustand kennen gelernt hat; er zeugt mit ihr ein Kind und wird infolge dieser Missetat aus dem Irrenhause herausgeworfen (S. 113ff.). Er vagabondiert einige Zeit und lässt sich dann von einem Marionettenspieler als Hanswurst engagieren (S. 125ff.). Als auch dies Unternehmen bald in die Brüche geht, sieht er sich, mürbe gemacht, nach einem soliden Posten um und erlangt durch die tatkräftige Fürsprache mehr oder minder einflussreicher Persönlichkeiten die vakant gewordene Stelle eines Nachtwächters (S. 132).

Als Nachtwächter hatte er einmal den Einfall, statt der Zeit die Ewigkeit zu verkünden und den jüngsten Tag auszurufen (S. 49). Das ist ihm aber übel bekommen, denn er wurde zur Strafe von einem singenden und blasenden Nachtwächter auf einen stummen reduziert, der nur stündlich einen Zettel in eine eigentümlich konstruierte Nachtwächteruhr zu schieben verpflichtet ist (S. 55f.).

Um so mehr Musse hat er nun, das Tun und Treiben der Menschen während der Nacht zu beobachten. So schildert er uns gleich zu Anfang den Tod eines Freigeists, den ein Pfaff vergeblich zu bekehren trachtet (S. 7). Er schildert uns späterhin das Begräbnis einer Nonne, die das Keuschheitsgelübde verletzt und einem

Kinde das Leben geschenkt hat (S. 90ff.). Er schildert uns den Ehebruch einer Frau, die an einen philiströsen Gatten gekettet ist (S. 18ff.). Er führt uns in das Kämmerlein eines Poeten, der sich selbst ins Jenseits befördert hat (S. 66ff.), und in ein Museum, das mit den Statuen der griechischen Götter angefüllt ist (S. 108ff.). Doch unser Nachtwächter ist nicht nur Zuschauer, er greift auch oft genug in die Handlung ein. Er stört das trauliche Beisammensein der ehebrecherischen Liebesleute (S. 21). Er legt das Kind der Nonne dem Vater in die Arme (S. 94). Er hält einem kunstbegeisterten Jüngling erzürnt eine Standrede (S. 109ff.) und sucht einen anscheinend Lebensmüden durch eine Apologie des Lebens für diese Erde wieder zu gewinnen (S. 101ff.). Einige Male macht er uns dadurch mit Persönlichkeiten bekannt, dass er sie selbst ihre Geschichte erzählen lässt (S. 29ff., 95ff., 99ff.).

Dieser Nachtwächter ist eine höchst komplizierte Persönlichkeit. Will man sein Wesen mit einem Wort bezeichnen, so kann man sagen: er ist ein „Zerrissener". Der Weltschmerz hat ihn gepackt. Er leidet am Leben, das er dreimal verachtet. Er sucht das All und findet das Nichts. Das Schicksal hat ihn arg zerzaust; alles, was er begonnen, ist fehlgeschlagen. Ein Ekel an den Satten und Selbstgerechten hat ihn erfasst, er verabscheut die Neunmalklugen, die sich um das Panier des gesunden Menschenverstands scharen. Da sind ihm die Tollen lieber, die noch Chaos in sich haben. Die Shakespeareschen Narren hat er ins Herz geschlossen und Aristophanes, der sich selbst über die Götter lustig zu machen wagte. Er liebt den Spass, aber den tragischen. So zwiespältig ist er, dass ihn Bethäuser zum Lachen und Freudenhäuser zum Beten reizen. Sein Gemüt gleicht „einem mit Vorsatz widersinnig gestimmten Saitenspiele" (S. 92, vgl. S. 116).

Über die Entstehungsgeschichte der Nachtwachen lässt sich aus dem Buche selbst wenig feststellen. Wenn

im sechsten Abschnitt (S. 53) von dem seligen Kant gesprochen wird, so würde nicht einmal das an sich schon beweisen, dass dies Kapitel nach dem Tode Kants (12. Febr. 1804) verfasst ist, — denn dieses „selige" kann später eingefügt sein. Etwas anderes spricht allerdings dafür, dass die sechste Nachtwache erst im Laufe des Jahres 1804 niedergeschrieben wurde: die Erwähnung jener kuriosen Nachtuhren (S. 55), die der Verfasser zweifellos aus einem im Frühling dieses Jahres erschienenen Journalartikel kennen gelernt hat.[1])

Die Benutzung dieses Motivs, von vornherein sicherlich nicht beabsichtigt, hat die Einheitlichkeit der Erzählung arg gestört. Denn während der Nachtwächter im Verlauf des Buches mehrfach (S. 57, 90) beklagt, dass er nicht mehr singen und blasen dürfe, ruft er doch im Anfang die Stunden ab und stösst nach altem Brauch ins Horn (S. 5, 6, 10, 21); einmal wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass er zu blasen vergass (S. 15). Die Einführung der Nachtuhren ist aber — nach der sechsten Nachtwache — bereits geschehen, bevor die erste Nachtwache beginnt. Hier liegt eine nicht auszugleichende Inkonsequenz vor, die noch dadurch erhöht wird, dass der Nachtwächter S. 6 den Poeten auffordert, wenn er durchaus singen müsse, doch auch Nachtwächter zu werden, „das ist noch der einzige solide Posten, wo es bezahlt wird".

Deutet dieser Punkt zum wenigsten auf eine flüchtige Redaktion, so tut dies ein zweiter nicht minder. Dass der Held hinkt, ist nur S. 20 gesagt; es will zu dem sonstigen Bilde des Nachtwächters schlecht

[1]) Beschreibung und Abbildung einer Nacht-Uhr für einen Nachtwächter oder eines Zeitmessers für einen Arbeiter; von Samuel Day, aus Hinton, in der Grafschaft Sommerset. Mit einem Kupfer. Enthalten im Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen hg. v. Seebass und Baumgärtner. Leipzig o. J. [1804] Bd. 4. Stück 3, S. 150 ff. (Exemplare des Magazins in Halle U. und Königsberg U.)

passen. Einen Hinkenden wird man nicht zum Nachtwächter machen; ein Hinkender wird nicht den Hamlet spielen (S. 113). Auch diese Schauspielertätigkeit wird bloss einmal beiläufig erwähnt, obwohl sie doch eine wichtige Etappe im Leben des Nachtwächters bildet.

Anderseits fallen zahlreiche Wiederholungen ins Auge. So wird z. B. S. 33 „eine Mozartsche Symphonie, von schlechten Dorfmusikanten exekutiert", erwähnt und bald darauf (S. 68) in ganz anderem Zusammenhange von einer Mozartschen Stimme gesprochen, die in ein schlechtes Dorfkonzert eingelegt ist. Vor allem aber wird der Vergleich des Lebens mit einer Komödie, die die Menschen auf der Bühne der Welt aufführen, bis zum Überdruss repetiert (z. B. S. 30, 32, 50, 74, 82, 105, 120, 122ff., 133).

Man möchte meinen, dass die einzelnen Nachtwachen gruppenweise zu verschiedenen Zeiten ausgearbeitet und dann ohne lange Überlegung zusammengestellt wurden. Die Zahl der Kapitel hätte beliebig vermehrt, aber auch vermindert werden können. Das hängt zusammen mit technischen Momenten. Die Technik der Nachtwachen nähert sich der der Rahmenerzählung, wie sie, vom Morgenland früh nach dem romanischen Abendland verpflanzt, seit dem Anfang und besonders seit dem Ende des 18. Jhs. auch in Deutschland gern geübt und gerade von den Romantikern liebevoll gepflegt wurde.

Von literarischen Vorbildern kommt zunächst Le Sages „Diable boiteux" in Betracht. An der Spitze der Nachtwachen und des „Hinkenden Teufels" könnte als Motto stehen, was Asmodeus im 16. Kap. zu Don Cleaphas sagt: „Vous aimez les tableaux changeants: je veux vous contenter." In beiden Werken werden eigenartige Vorgänge geschildert, die sich in der Nacht zutragen. In beiden wird nicht selten weiter ausgeholt und zum Verständnis einer Begebenheit die Vorgeschichte der daran beteiligten Personen erzählt, wobei diese

mitunter selber redend eingeführt werden. In beiden kommen ähnliche Personen, Motive, Situationen vor: hier wie dort lernen wir einen Poeten kennen, der Tragödien schreibt und in einer Dachkammer haust[1]; hier wie dort werden wir auf den Kirchhof geleitet und mit den Inhabern der unterirdischen Wohnungen vertraut gemacht[2]; hier wie dort führt uns der Dichter in einen Narrenhaus, stellt uns die Tollen vor und klärt uns darüber auf, weshalb sie den Verstand verloren haben.[3] Auch Einzelheiten scheint Bonaventura bei Le Sage geliehen zu haben: es ist gewiss kein Zufall, wenn die Geschichte der beiden Brüder (Nw. S. 41ff.) in Spanien spielt und wenn sie und ihre Dame Namen tragen, die sich auch in der Erzählung von der Macht der Freundschaft im „Diable boiteux" (Kap. 13 u. 15) finden. Möglich, dass auch die Erwähnung eines Schauspiels „Der ewige Jude" bei Le Sage (Kap. 16) für die Konzeption des Wahnsinnigen in der vierten Nachtwache von Bedeutung gewesen ist. Ferner: der Nachtwächter hinkt gleich dem Teufel und betont wie dieser seine Ähnlichkeit mit Hephästos[4]; und nicht bloss diese Äusserlichkeit hat unser Nachtwächter mit Asmodeus gemein, sondern durch die ganzen Nachtwachen zieht sich der Gedanke an den Teufel, der den toten Freigeist holen will und dabei selbst zu Falle kommt (S. 8ff., 16ff.), der das Gelächter auf die Erde sandte (S. 127), der des Helden Pate gewesen (S. 136f.) und der wohl die Schuld an dessen zwiespältigem Charakter trägt. Zuzeiten ist dem Nachtwächter zumute, als ob er selbst der Teufel wäre (S. 105).[5]

---

[1]) Le Sage Kap. 3. Nw. S. 5f. 10. 50. 66f.
[2]) Le Sage Kap. 12. Nw. S. 133ff. 139ff.
[3]) Le Sage Kap. 9. Nw. S. 78ff.
[4]) Le Sage Kap. 2. Nw. S. 20, s. o. S. XVIf.
[5]) s. u. S. XLVIII.

So wichtig der Einfluss des französischen Humoristen auch ist, er tritt zurück hinter dem eines deutschen, der geradezu als geistiger Nährvater der Nachtwachen bezeichnet werden kann. Wir meinen Jean Paul, dem die Abhängigkeit der Nachtwachen wenigstens von einem seiner Werke selbst nicht verborgen geblieben ist.[1]) Er erklärt sie bald nach ihrem Erscheinen für eine treffliche Nachahmung seines „Giannozzo“,[2]) — „doch mit zu vielen Reminiszenzen und Lizenzen zugleich“. In der Tat ist die Ähnlichkeit beider Dichtungen nicht zu verkennen. Dieser Giannozzo, der sich in die Lüfte erhoben, weil ihm die Erde zum Ekel geworden, und der sie nun als sein Spuckkästchen betrachtet, gleicht unserem Nachtwächter in vieler Beziehung. Beide hassen die Eitelkeit, Heuchelei, Leerheit der Menschen, beide spotten über Nicolai und Kotzebue und ihren Anhang, beide sehen das Leben als ein Rätsel an, das uns die grosse Sphinx aufgibt, beide finden dieses Leben schal, beide sind des zerreibenden Daseins überdrüssig, beide halten nachdenkliche Ansprachen, die nur für die betreffende Gelegenheit passen wie die Faust aufs Auge, beide verkünden aus Ingrimm den Anbruch des jüngsten Tages, beide bedienen sich seltener Wörter wie „minaudieren“ (JP. 17, S. 162; Nw. S. 118) und derselben aus dem Bühnenleben hergeholten Vergleiche.[3]) Auch die Anlage beider Dichtungen zeigt Berührungspunkte. Im „Giannozzo“ berichtet uns ein Luftschiffer, was er von oben her sieht und hört, wozu er dann seine

[1]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter hg. v. E. Förster 1 (1863), S. 457. Auf diese Stelle hat zuerst Erich Schmidt in Seufferts Vierteljahrsschrift f. Litteraturgesch. 1 (1888), S. 502 hingewiesen. — Vgl. auch Haym S. 636, Meyer S. 582.

[2]) Komischer Anhang zum Titan. 2 (1801) = 17, S. 111ff.

[3]) JP. 17, S. 139. 154; Nw. s. o. S. XVII, s. u. S. XXI. XXV.

pessimistischen Glossen macht: wir erhalten also Wandelbilder wie in den Nachtwachen. Freilich ist im „Giannozzo" die Fiktion durchgeführt, das wir schriftliche Aufzeichnungen des Luftschiffers — ein „Luft-Schiffs-Journal" — vor uns haben, während in den Nachtwachen der Held seine Erlebnisse nur einmal (S. 41ff.) niederschreibt, sonst aber zu uns spricht. Gelegentlich bricht der eine seine Ausarbeitung, der andere seine Erzählung brüsk ab: „Ich mag heute nichts mehr schreiben" (JP. 17, S. 133). „. . . ich mag heute nicht weiter rekapitulieren" (Nw. S. 65).

Aber nicht nur dieser Anhang zum „Titan" hat den Nachtwachen zum Vorbild gedient, sondern der „Titan" selbst und nicht nur er, sondern so ziemlich alles, was Jean Paul bis zum Jahre 1803 geschrieben hat. Es zeigt sich hier eine so starke literarische Beeinflussung durch einen bestimmten Autor, wie sie in der gesamten deutschen Literaturgeschichte nicht allzu häufig vorgekommen ist.

Jeanpaulisch ist die Art, eine im Text geäusserte Meinung durch eine gelehrte Anmerkung zu stützen. Jeanpaulisch ist die Vorliebe für Reden und Icherzählungen. Jeanpaulisch ist die Einfügung von lyrisch gefärbten, doch nicht metrisch gebundenen Rhapsodien, die mit einer eigenen Überschrift versehen sind.[1]) Jeanpaulisch ist der Kunstgriff, anstatt eine fortlaufende Erzählung zu geben, den Stoff auf verschiedene Akte zu verteilen und ihn dadurch dramatisch zu beleben.[2]) Jeanpaulisch ist der Spott auf die Ärzte[3]) und namentlich auf die Rezensenten[4]). Jeanpaulisch ist das

---

[1]) JP. 2. S. 191. 230. 13. S. 68. 15. S. 250. Nw. S. 88. 92. 103. 107. 115f. 134. Diese wie die folgenden Hinweise sind nur als leicht zu vermehrende Beispiele anzusehen.

[2]) JP. 5. S. 231ff. Nw. S. 33ff.

[3]) JP. 4. S. 118ff. Nw. S. 62. 69. 85.

[4]) JP. 8. S. 1ff. 15. S. 23. 17. S. 96ff. 174f. Nw. S. 53. 115.

Spielen mit naturwissenschaftlichen[1]) und juristischen[2]) Begriffen und Zitaten. Jeanpaulisch ist die Verwendung des Traummotivs.[3]) Jeanpaulisch ist die gefühlvolle Betrachtung des Mondes.[4]) Jeanpaulisch ist die Hervorhebung Mozarts, insbesondere des „Don Juan".[5]) Jeanpaulisch ist der gelegentlich hervortretende Zynismus.[6]) Jeanpaulisch sind die Naturbeschreibungen: nicht die Natur wird gegenständlich geschildert, sondern der Gefühlseindruck, den der Beschauer hat, mit einer Fülle von Metaphern wiedergegeben. Jeanpaulisch ist die fortwährende Wiederholung des schon dem Altertum geläufigen Gleichnisses vom Leben als einem Drama.[7]) Jeanpaulisch ist aber nicht bloss der Bildergebrauch in der Sprache Bonaventuras, sondern diese Sprache selbst bis ins Einzelnste hinein: oder lässt sich auch sonst die so eigentümliche Stellung des possessiven Genitivs in Verbindungen wie „eine schöne Dolces Hand" (JP. 11, S. 95), „eine verschüttete Didos Höhle" (JP. 16, S. 187), „ihr unterirdisches Josaphats Tal" (JP. 1, S. 37) nachweisen?[8]) Oder verwendet irgendein Dichter sonst so oft Ausdrücke wie „Nachtstück"[9]) und

---

[1]) JP. 1, S. 141. 145f. 158f. 180. 13, S. 42. 66. 69. 139. Nw. S. 17. 54. 66. 69. 72ff. 81.

[2]) JP. 1, S. 97. 104f. 11, S. 66. 12, S. 34. 87. 269. 13, S. 152ff. Nw. S. 19ff. 22ff. 38f. 52. 62ff.

[3]) JP. 16, S. 100. 106. Vgl. Josef Müller, Die Seelenlehre Jean Pauls. Erlanger Diss. 1894, S. 19ff. Nw. S. 88f. 119. 134f.

[4]) JP. 3, S. 53ff. 7, S. 61f. 113. 129. 212ff. 13, 213ff. Nw. S. 115f.

[5]) JP. 16, S. 107. 206. 484. 491. Nw. S. 11. 18. 33. 68.

[6]) JP. 5, S. 150. 15, S. 69. 98. 177. Nw. S. 79. 109f.

[7]) JP. 3, S. 14. 7, S. 36. 12, S. 194. 15, S. 139. 273. 16, S. 213. 241. 243. 266. 286f. 224. Vgl. o. S. XVII. XIX.

[8]) Vgl. Nw. „einer Don Juans Begleitung" (S. 11), „die drei Makbeths Geister" (S. 13), „ein blutiger Bankos Geist" (S. 43) usw.

[9]) Ausser den im DWB. 7, Sp. 217f. angeführten Stellen vgl. noch JP. 1, S. 38. 11, S. 103. 13, S. 54. 211f. 16, S. 548. — Nw. S. 7. 47. 86.

gar „Hogarthsches Schwanzstück“?[1]) — Und da wir nun soviel Jeanpaulisches in den Nachtwachen gefunden haben, werden wir auch nicht fehlgehen, wenn wir ein paar unwesentliche Einzelheiten, die Bonaventura aus hundert anderen Büchern haben könnte und aus keinem zu haben brauchte, auf sein stark belastetes Konto bei Jean Paul setzen. So die Erwähnung des Briareus[2]), des Rheinfalls[3]), des Rabensteins[4]), des Hippokratischen Gesichts[5]), der Taborshütten[6]).

Jeanpaulisch ist aber noch viel mehr. Erinnert nicht der Pfaff in der ersten Nachtwache an den Frühprediger Reuel im „Siebenkäs“, der dem Kranken ins Gesicht sagt, er sei ein Teufelsbraten (12, S. 281ff.)?[7]) Erinnert nicht die Statue der Gerechtigkeit in der dritten Nachtwache an den „zur Gestalt der Göttin Themis ausgearbeiteten“ Ofen im „Siebenkäs“ (11, S. 67)? Erinnert nicht die Erklärung der Holzschnitte in der vierten Nachtwache an Jean Pauls hyperbarocke „Erklärung der Holzschnitte unter den zehen Geboten des Katechismus“ (13, S. 81ff.)? Erinnert nicht die Rede über Injurien (Nw. S. 62ff.) an den „Aktenauszug des Injurienprozesses“ in dem gleichen Werk (13, S. 152ff.)? Erinnert nicht des Poeten Tragödie „Der Mensch“ in der achten Nachtwache an Roquairols Trauerspiel „Der Trauerspieler“ (16, S. 411, 458ff.)? Erinnert nicht der tiefsinnige Rabe in der zehnten Nachtwache an die schwarze Dohle im „Titan“, die den Chor zu Roquairols Trauerspiel abgibt (16, S. 469, 483, 485, 488ff.)? Erinnert nicht der „Lauf durch die Skala“ (Nw. S. 92f.)

[1]) JP. 1, S. 93. 5, S. 93. 12, S. 222. Nw. S. 32 133.
[2]) JP. 12, S. 209. Nw. S. 112.
[3]) JP. 12, S. 331. 13, S. 14f. 17, S. 217. Nw. S. 125.
[4]) JP. 11, S. 70. 118. 12, S. 223. 230. Nw. S. 52.
[5]) JP. 12, S. 90. 15, S. 292. 308. Nw. S. 70. 76.
[6]) JP. 3, S. 15. 13, S. 20. 318. 16, S. 361. 579. Nw. S. 58.
[7]) Der im DWB. 4, 1. Sp. 319 nur aus Jean Paul belegte Ausdruck „Frühprediger“ begegnet auch in den Nw. S. 101.

an Ottomars Visionen unter der Orgel in der „Unsichtbaren Loge“ (2, S. 89ff. bes. S. 91f.)? Erinnert nicht der Blinde in der elften Nachtwache[1]) an die zahlreichen Blinden, die Jean Paul so gern als Stimmungsfiguren verwendet? Erinnert nicht die Schilderung, wie er sehend wird und zum erstenmal die Sonne schaut, an die Art, wie Jean Paul in der „Unsichtbaren Loge“ (1, S. 35ff.) die erste Bekanntschaft des unterirdisch auferzogenen Gustav mit dem Lichte glühend ausmalt? Erinnert nicht die Szene bei dem Grabmal des Vaters in der sechzehnten Nachtwache an die Szene auf dem Kirchhof im „Titan“ (16, S. 578f.), wo Albano das steinerne Bild seines Vaters „wie eine Brust an sich“ drückt?

Es mag damit genug sein. Dass Bonaventura ein Schüler Jean Pauls war, ist wohl mit dieser Merkertafel — trotz ihrer Lückenhaftigkeit — bewiesen. Und doch, noch weiter reicht der Einfluss Jean Pauls auf die Nachtwachen. Auch die drei Leitmotive, die sie durchziehen und häufig wieder anklingen, finden sich bei Jean Paul: nicht gelegentlich, sondern als integrierende Bestandteile seines Gedankenvorrats. Man hat längst erkannt, welch grosse Bedeutung bei Jean Paul die Unsterblichkeitslehre und alles damit Verwandte hat[2]); kaum in einem seiner grösseren Werke ist von dem Leben nach dem Tode nicht die Rede; das „Kampanertal“ stellt sich geradezu als eine dichterisch — unglücklich genug — eingekleidete Verteidigung des Unsterblichkeitsglaubens dar; kein Zweifel, dass Jean Pauls innige Freundschaft mit F. H. Jacobi, dem dies Problem so sehr am Herzen lag, hierbei vielfach mitgewirkt hat. In den Nachtwachen nun kehrt von Anfang an die Frage nach der Unsterblichkeit immer

[1]) Vgl. auch die blinde Mutter: Nw. S. 89.

[2]) „Es ist mithin der Unsterblichkeitsglaube der eigentliche Nerv und Inbegriff seiner ganzen Lehre“: Eichendorff, Der deutsche Roman des 18. Jhs. 2. Aufl. 1865, S. 164.

wieder. In der Beantwortung freilich trennt sich Bonaventura von Jean Paul: man gewinnt den Eindruck, dass der Verf. der Nachtwachen an Unsterblichkeit im gewöhnlichen Sinne nicht geglaubt hat. Wir werden auf diesen Punkt zurückzukommen haben.

Ferner begegnet bei Jean Paul wie bei Bonaventura der Gedanke, dass in jedem Menschen eine Portion Narrheit stecke, in jedem Narren ein Portion Weisheit. Wer wollte mit Sicherheit behaupten, wo Narrheit und Weisheit sich scheiden? „Es ist eine Grundidee Jean Pauls, dass ein Gran Narrheit zum unverfälschten Menschentum gehöre. Ein Narr sei oft nur ein verstimmtes Genie.“[1]) Im „Hesperus“ heisst es einmal (8, S. 45): „Die Worte des Wahnsinnigen sind dem Menschen, der an der Pforte der unsichtbaren Welt horcht, merkwürdiger als die des Weisen.“ Im „Siebenkäs“ wird mehrfach (11, S. 203; 12, S. 37) von der „schönen Irrenanstalt der Erde“ gesprochen. Die neunte Nachtwache, in der ja gleich zu Beginn die Erde mit einem allgemeinen Irrenhause verglichen wird, bietet zu diesen Anschauungen eine Fülle von Analogien, die sich durch gelegentliche Äusserungen in den übrigen Nachtwachen noch vermehren lassen.

Endlich treffen wir auch die Ichphantasien Jean Pauls bei Bonaventura. Das Verhältnis Jean Pauls zu Fichte, dem Ichphilosophen, das sich in Attraktion und Repulsion äussert, ist ein noch keineswegs gelöstes Problem.[2]) Es verdient namentlich bemerkt zu werden, dass Jean Paul bereits vor dem Erscheinen von Fichtes „Wissenschaftslehre“ sich eine Art Ichphilosophie zurechtgelegt hat, von der er freilich später erheblich stärkeren Gebrauch macht; man vergleiche in dieser Beziehung die „Unsichtbare

[1]) Josef Müller: Archiv f. Gesch. d. Philosophie 13 (1900), S. 212.

[2]) Allerdings — wieviel Probleme, die Jean Paul betreffen, sind denn gelöst?

Loge“ mit dem „Titan“. Es ist nun beachtenswert, dass sich bei Jean Paul und bei Bonaventura der Gedanke an das Ich mit völlig gleichen Bildern verbindet, mit dem des Spiegels und besonders dem einer Rolle. Ich setze ein paar Stellen hierher, die für sich selbst sprechen. „Ich! Ich! du Abgrund, der im Spiegel des Gedankens tief ins Dunkle zurückläuft — Ich, du Spiegel im Spiegel . . .“[1]) „Aus den Spiegeln der Spiegel sah er ein Ichs-Volk blicken.“[2]) „Es gibt schauerliche Dämmeraugenblicke in uns, wo uns ist, als schieden sich Tag und Nacht — als würden wir gerade geschaffen oder gerade vernichtet — das Theater des Lebens und die Zuschauer fliehen zurück, unsere Rolle ist vorbei, wir stehen weit im Finstern allein, aber wir tragen noch die Theaterkleidung und wir sehen uns darin an und fragen uns: ‚was bist du jetzo, Ich‘?“[3]) „. . . wie man unser unsterbliches Ich wie einen Schauspieler für abwesend ansieht, sobald es nur in der Kulisse steht und nicht auf der Bühne unter den Spielern poltert.“[4]) „Wann weiss es denn ein Mensch, dass gerade er, gerade dieses Ich . . . geliebt werde? Nur Gestalten werden umfasset, nur Hüllen umarmt, wer drückt denn ein Ich ans Ich?“[5]) Der „Titan“ ist voll von solchen Hinweisen auf das Ich. Meist sind sie dem Philosophen Schoppe in den Mund gelegt, der schliesslich den Gedanken an das Ich gar nicht mehr los wird, in Angst gerät, dass er sich selbst erscheinen und das Ich sehen könne und vor dem Doppel-Ich schaudernd in Wahnsinn fällt.

---

[1]) Hesperus 7, S. 57. Vgl. „Spiegel-Ichs“ Titan 16, S. 106. 568.

[2]) Titan 16, S. 547. Damit vgl. Nw. S. 93: „gebt mir einen Spiegel . . . steht kein Ich im Spiegel“ usw.

[3]) Siebenkäs 12, S. 194.

[4]) Titan 15, S. 273. Vgl. namentlich Nw. S. 74f. 119ff., wo fast mit den gleichen Worten gesprochen wird.

[5]) Titan 16, S. 473.

Dieser Schoppe, eine Fortführung Leibgebers („Siebenkäs"), zeigt überhaupt manche Ähnlichkeit mit unserem Nachtwächter, dessen Zusammenhang mit einer anderen Jeanpaulischen Figur, mit Giannozzo, bereits hervorgehoben wurde. Aber noch mehr Gestalten Jean Pauls haben bei dem Nachtwächter Pate gestanden: die humoristische, empfindsame und philosophische Seele Viktors („Hesperus") besitzt auch er; auch er sieht auf jede Torheit mit vergebendem Auge, mit dem ewigen Gedanken an die allgemeine Menschennarrheit, — auch er findet gerade im Komischen am liebsten das Ernsthafte; auch er kennt die Schauer vor dem Ich, und der Riss, der durch das Weltall geht, klafft auch in seiner Brust. Ist es nötig, noch den Virtuosen des Weltschmerzes, Roquairol („Titan"), zu bemühen?

Vielleicht darf auch der Beruf des Helden, der so viel Jeanpaulische Züge trägt, auf Jean Paul zurückgeführt werden. Nirgends zwar spielt bei diesem ein Nachtwächter die Hauptrolle. An gelegentlichen Erwähnungen aber fehlt es nicht, und einmal wenigstens greift ein Nachtwächter eigentümlich genug in die Handlung ein. Man erinnere sich jener bedenklichen, mit einer widerlichen Mischung von Brunst und Inbrunst geschilderten Szene im 27. Hundsposttag des „Hesperus" (7. S. 35), wo Viktor sehr nahe daran ist, ein Weib zu verführen, als plötzlich der Nachtwächter die zwölfte Stunde ausruft und ihn dadurch von seinem Vorhaben zurückhält. „Wie ein Weltgericht in Nachtwolken schmetterte des Wächters einfache Ermahnung, an den Tod und an die zwölfte Stunde dieses Mitternachtlebens zu denken, in seine Ohren." Man nehme dazu, dass der ätherische Emanuel darum ansucht, Astronom und Nachtwächter zugleich zu werden, und dass Viktor auf die Frage, ob man dies einem solchen Kopfe zutrauen könne, antwortet: „Meinem Kopfe eher . . . so oft ich nachts durch die Dörfer gehe, so hör ich den leiblichen

Nachtwächter lieber als den geistlichen. In der horchenden stillen Nacht, unter dem ausgebreiteten Sternenhimmel liegt im homiletischen Eulengesang des Nachtwächters etwas so Erhabenes, dass ich mir hundertmal ein Horn wünschte und sechs Verse“ (5, S. 92).

Zeigt sich an diesen Stellen eine wesentlich ernste, sentimentale Auffassung des Nachtwächters, wie sie z. B. auch Lavater vertritt[1]), so hat sich Jean Paul anderseits nicht entgehen lassen, den Nachtwächter auch als komische Figur zu verwerten[2]), so dass sich bei ihm die beiden Auffassungsweisen des Nachtwächters wiederfinden, die im 18. Jahrhundert nebeneinander herlaufen. Bonaventura verschmilzt sie nun. Sein Nachtwächter ist eine tragikomische Figur.[3])

---

[1]) „Um drey Uhr Morgens erwachte ich, und hörte den Nachtwächter. Ich höre ihn niemals, ohne eine gewisse süsse Melancholey, die mit einer feinen Empfindung der Flüchtigkeit meines Lebens und mit dunkeln Vorstellungen ... verbunden ist.“ Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter Seiner Selbst 1772, S. 11.

[2]) Vgl. Siebenkäs Kap. 19.

[3]) Die Geschichte des deutschen Nachtwächters ist noch nicht geschrieben. Götzinger (Altes und Neues 1891, S. 114 ff.) und Wichner (Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter 1897) bieten nur ein paar dankenswerte Hinweise. Sie könnte einen reizvollen Beitrag zur deutschen Volkskunde abgeben. Eins ihrer Hauptprobleme wäre: wann und wodurch wird der Nachtwächter zur komischen Figur? Denn zunächst trägt er durchaus ernsten, wehrhaften Charakter. Ich vermute, dass namentlich durch den Ulk, den die übermütigen Studiosen gar zu gern mit ihm trieben, sein Ansehen allgemach Einbusse erlitt. Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jhs., wo Hans Wurst im Puppenspiel vom Dr. Faust (Creizenach, Versuch einer Gesch. d. Volksschauspiels vom Dr. Faust 1878, S. 177f.) und in anderen Stücken (Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin 1781, S. 173. 176) als Nachtwächter auftritt, hat man wohl den Respekt vor ihm verloren, und als dann gar der Kandidat Jobs zwar für alles andere zu dumm, für den Nachtwächterposten aber noch klug genug befunden wird, ist es gänzlich um seinen Ruf geschehen. Recht bezeichnend sind die ironischen Worte,

Le Sage und Jean Paul: das sind die geistigen Ahnen Bonaventuras. Der beleseno Verfasser der Nachtwachen hat auch noch andere Einwirkungen erfahren, aber sie sind von geringerem Belang oder lassen sich überhaupt nur mittelbar wahrnehmen. Es ist gewiss nicht ausgeschlossen, dass Bonaventura z. B. Youngs „Nachtgedanken“ gekannt hat; aber was er aus ihnen lernen konnte, fand er eben bereits bei Jean Paul, der noch weit mehr, als man bisher gesehen hat[1]), unter dem Banne Youngs steht.

Allerdings muss auch eine eigentümliche Kreuzung von Einflüssen beachtet werden, wobei schlechterdings nicht zu entscheiden ist, welches literarische Produkt die ausschlaggebende Wirkung gehabt hat. Am wichtigsten dürfte neben Le Sage und Jean Paul noch Shakespeare sein. Der Tiefsinn und die Melancholie des Dänenprinzen, die spukhaften Gestalten im „Macbeth“, der weise Narr des Lear und seine Brüder haben

---

die Bernhardi seinem „Familiengemälde in einem Akte: Seebald oder der edle Nachtwächter“ (Bambocciaden 3 [1800], S. 226f.) vorausschickt: „Es wäre mir unstreitig sehr leicht gewesen, irgendeinen andern Stand in mein Drama zu verflechten; allein es ist bekannt, welche Vorurteile gegen mehrere Stände herrschen, und dass namentlich die Deutschen so wenig fein empfinden, dass sie diesen Stand als einen der niedrigsten, zu dem gar keine Talente gehören, sprichwörtlich nicht selten anführen. Um nun zu beweisen, dass es auch hier edle Menschen geben könne und dass sich im Grunde alle Menschen gleich stehen, schwankte ich lange zwischen Holzhauer und Nachtwächter und entschied mich endlich für diesen aus innern Gründen.“ Diese zunächst natürlich gegen Iffland gerichteten Worte treffen aber auch jene zweite, ernste Auffassung des Nachtwächters, die z. B. auch Schiller in der „Glocke“ vertritt. In der deutschen Literatur des 19. Jhs., namentlich in der ersten Hälfte, spielt der Nachtwächter keine uninteressante Rolle. Es ist ein weiter Weg von dem genasführten Simpel bei Körner bis zu Dingelstedts aufrührerischem Kosmopoliten. S. u. Abschn. 4.

[1]) Barnstorff, Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluss auf die deutsche Litteratur 1895, S. 76ff.

deutliche Spuren in den Nachtwachen hinterlassen. Aus dem „Hamlet“ stammt wohl in erster Reihe der Kunstgriff, verborgene Weisheit in die Form scheinbar wahnsinniger Reden zu legen.[1])

Für die Schilderung des Narrenhauses ist bereits oben S. XVIII auf Le Sage verwiesen worden. Es wäre indes sehr wohl möglich, dass Bonaventura auch, wie Meyer meint (a. a. O. S. 586), von jenem geistvollen Lichtenbergischen Capriccio „Die Bittschrift der Wahnsinnigen“[2]) Kenntnis gehabt hat. Sollte nicht auch der lange Bericht über das Narrenhaus in Thümmels vielgelesener, von Schiller[3]) immerhin unterhaltsam befundener, von A. W. Schlegel[4]) so sehr gepriesener „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“[5]) dem Verfasser der Nachtwachen bewusst oder unbewusst vorgeschwebt haben?

Wenn in den Nachtwachen, vornehmlich im 4. und 15. Kapitel, so viel von Marionetten die Rede ist, so kann das bei der wohlbekannten Vorliebe der Romantiker für das Puppentheater nicht sonderlich auffallen. Man hat neuerdings mehrfach die selbständig auftretenden Marionettenspiele von Goethes „Jahrmarktsfest“ bis zu Eichendorffs „Incognito“ untersucht und dabei mit Recht auf die ergötzliche Schilderung des Puppenspiels im „Don Quijote“ (Buch 9, Kap. 9) verwiesen, die jedenfalls die Romantiker inspiriert hat.[6]) Nicht genannt aber

---

[1]) Vgl. Jean Paul, Vorschule der Ästhetik § 32 (18, S. 143): „Shakespeare, der Einzige, tritt hier mit seinen Riesengliedern hervor; ja in Hamlet, sowie in einigen seiner melancholischen Narren, treibt er hinter einer wahnsinnigen Maske diese Welt-Verfachung am höchsten.“

[2]) Lichtenbergs Vermischte Schriften 1 (1800), S. 93ff.

[3]) Werke ed. Goedeke 10, S. 478; vgl. Xenien 1796 ed. Schmidt u. Suphan 1893, S. 84 (No. 736). 199f.

[4]) Werke ed. Böcking 10, S. 52ff. 12, S. 51f.

[5]) Anfang des 9. Teils 1803, S. 1ff.

[6]) Vgl. Weichbergers Einleitung zu seiner Ausgabe von Eichendorffs „Incognito“ 1901. Dazu Minor: Ztschr. f. Bücher-

wurde dabei die ausführliche Darstellung des Puppentheaters im Anfang des „Wilhelm Meister“ (Buch 1, Kap. 2ff.; vgl. Buch 2, Kap. 9), von der es doch nicht zweifelhaft sein kann, dass sie für die Romantiker vorbildlich gewesen ist; für Bonaventura wenigstens scheint mir dies schon durch die Erwähnung des (sehr ähnlich wie im „Meister“ beschriebenen) Königs Saul bewiesen.[1]) Beachtenswert dünkt mich ferner die Geschichte der beiden Puppenspieler im Anfang des 5. Teils von Thümmels „Reise“.[2]) Von den Romantikern wird vornehmlich Tieck, dem als Knaben ein Puppenspiel unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte[3]), nicht müde, die Marionetten tanzen zu lassen. Der Gedanke, den er dabei verfolgt und der auch in den Nachtwachen bemerkbar ist, klingt deutlich aus einem Gespräch zwischen Agnes und Peter in den „Volksmärchen“ 1 (1797), S. 113f. heraus: „. . . ich habe . . . an die Puppen meiner Kindheit zurückgedacht.“ — „Ach Kind, am Ende sind wir alle nichts weiter. Das Leben von uns allen ist am Ende nur ein albernes Puppenspiel.“ Ein uraltes Gleichnis[4]); schon im Mittelalter wusste man das „Vanitas vanitatum“ nicht besser zu illustrieren, als durch ein Puppenspiel.[5])

Wie man die Nachtwachen aufzufassen habe, ist nicht leicht zu sagen. Ernst und Scherz, Tragisches und Komisches, Tiefsinn und Unsinn, Wehleidigkeit und Übermut, Sanftes und Grässliches, Zierliches und Gewaltiges, Keusches und Zynisches, träumerischer Idealismus und krasser Materialismus werden offenbar mit

---

freunde. 6. Jahrg. 1902/3, S. 424ff. Walzel: Euphorion 10 (1903), S. 321ff. — Vgl. auch Gaismaier: Ztschr. f. vergl. Literaturgesch. NF. 13 (1899), S. 508 Anm.

[1]) Nw. S. 30. Wilhelm Meister Buch 1, Kap. 3.

[2]) 1794, S. 56ff.

[3]) Köpke, L. Tieck 1 (1855), S. 29.

[4]) Vgl. H. Reich, Der Mimus I, 2 (1903), S. 671f.

[5]) C. M. Engelhardt, Herrad von Landsperg 1818, 44. 159.

Absicht durcheinandergewirbelt, und nach der ersten Lektüre des Buches wird den meisten kaum anders zumute sein als dem braven Schüler, der zum erstenmal mephistophelische Weisheit zu schmecken bekommen hat. Ist man aber in den keineswegs offen daliegenden Bau des Werks eingedrungen, so wird man, meine ich, zu der Überzeugung gelangen, dass wir es hier mit einer Satire zu tun haben, die das übliche Mass romantischer Ironie denn doch überschreitet.[1]) Gelegentliche Streiflichter auf rationalistische Plattheiten und romantische Sitten und Unsitten wollen dabei im Grunde wenig besagen. Weit wichtiger ist das satirische Ethos und Pathos, das in dem Ganzen herrscht. Die Nachtwachen sind eine Satire auf die „deplorable Geschichte des bipedischen Geschlechts", um einen Ausdruck Schopenhauers anzuwenden. Alles wird hier in Zweifel gezogen, was sonst die Menschen achten und zu erringen haben. Alles ist nichts, — das bildet den Grundakkord. Mit einem dreimaligen dumpfen „Nichts" hallt das Buch schreckhaft aus. Reichtum, Ehre, Liebe, Ruhm, Frömmigkeit, Kunst, Wissenschaft — leere Phantome. Alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht. Die Vernünftigen glauben die Welt zu gewinnen: arme Toren, die mit sehenden Augen blind sind! Aber die wahren Narren, die sich ihrer und der Welten Narrheit bewusst bleiben, sie sind die höheren Menschen, ihnen gehört die Welt. Weshalb soll die Weisheit über der Narrheit stehen? Was ist denn Weisheit? Weshalb soll die Wahrheit über der Lüge stehen? Was ist denn Wahrheit? Was ist das Leben? Was ist der Tod? Überall Fragen, nirgends Antwort.

Bis an die äusserste Grenze wird so der Pessimismus und Nihilismus getrieben, so sehr, dass man an etlichen Stellen deutlich das absichtlich Übertriebene gewahrt. Der Held selbst sagt, er sei ein satirischer

[1] Vgl. auch Beckers S. 94f.

Stentor (S. 6), ein Humorist (S. 11), er verteidigt das Recht des Lachens und der Satire (S. 127). Er redet von sich als einem rein Tollen (S. 11), bekennt, dass er niemals andächtiger sei als beim Blasphemieren (S. 57), und erklärt, dass er alles Vernünftige abgeschmackt und alles Abgeschmackte vernünftig finde (S. 81); er erklärt aber auch, dass er in vernünftigem Zustande gerade der entgegengesetzten Meinung sei (S. 83)!

Ob nun auch die Nachtwachen im einzelnen satirische Bezüge auf bestimmte Anlässe oder Personen enthalten, das zu entscheiden, wird ohne Bekanntschaft mit dem Verfasser kaum möglich sein.[1] In den meisten Fällen wird es sich wohl mehr um Verspottung von Typischem als von Individuellem handeln. Aber ausgeschlossen ist es nicht, dass mitunter aktuelle Ereignisse getroffen werden sollen. Ich habe mancherlei erwogen, behalte es aber lieber für mich, da ich über blosse Mutmassungen nicht hinausgekommen bin. Nur beispielsweise und mit aller Reserve möchte ich darauf hinweisen, dass man bei der 3. Nachtwache an das Ehepaar Mereau und Clemens Brentano denken könnte: die Charakterzeichnung würde gut stimmen und — der Vorgang vielleicht auch: dass die Frau Karoline heisst, ist offenbar nur ein Behelf, um den Witz mit der Carolina zu machen.[2]

So bleibt hier noch vieles zweifelhaft; selbst wer mit dem Sonnenadler (S. 99) gemeint sei, wüsste ich nicht bestimmt zu sagen, obschon ein halbes Dutzend Namen bereit zu liegen scheinen. Auch ob R. M. Meyer mit seiner Vermutung recht hat (a. a. O. S. 583 ff.), dass die in der vierten Nachtwache als Marionettenspiel erzählte Geschichte des Wahnsinnigen, der sich für den ewigen Juden hält, eine Parodie der „Braut von

[1] Etwas weiter kommt man, wenn man hypothetisch einen Verfasser ansetzt, s. u.

[2] s. u.

Messina“ sei, muss ich in dubio lassen. Zunächst scheint ja alles zu passen, und dass der Hanswurst den Chor darstelle, ist um so gewisser, als Bonaventura diesen wohl zuerst von Mahlmann erörterten Gedanken[1]), den dann Jean Paul aufnimmt[2]), in der achten Nachtwache (S. 67ff.) noch einmal verwertet und dabei[3]) auf eine Stelle in Schillers Vorrede zur „Braut von Messina“ anspielt. Auch will ich gern zugeben, dass namentlich die Beschreibung der Primadonna — „Wahrhaft griechische Konture, und alles an ihr ins Ideale hinübergearbeitet“ (S. 34) — auf Beatrice hinzudeuten scheint. Allein die Ähnlichkeiten werden geringer und die Verschiedenheiten noch grösser, als sie auch so schon sind, wenn man den Bericht in der fünften Nachtwache heranzieht, der doch nur in „klarer, langweiliger Prosa“ wiederholt, was wir bereits in der „poetisch tollen Nacht“ von dem Pseudoahasverus erfahren haben. Anderseits ist die hier erzählte Geschichte von den beiden Brüdern im Grunde zu schal, um selbständige Bedeutung zu haben, und man wird, wie freilich oft in den Nachtwachen, das Gefühl nicht los: es müsse noch etwas dahinter stecken. Am nächsten liegt es, an die Brüder Schlegel zu denken; wer dann die anderen Personen wären, ergäbe sich ja wohl von selbst. Aber auch für diese Vermutung finden sich keine sicheren Anhaltspunkte, und nicht einmal eine besondere Wahrscheinlichkeit spricht für sie.

---

[1]) Mahlmann hatte 1803 den Vorschlag gemacht, anstatt des gravitätischen Chors, den er selbst in seinem „Simon Lämmchen“ (Schriften 7, S. 21ff. 101ff.) unsäglich albern parodierte, lieber den Hanswurst wieder auf die Bühne zu bringen, vgl. Schriften 8, S. 30ff.

[2]) Vorschule der Ästhetik 1804, § 40. Dass der Gedanke damals besonders Eingang fand, sieht man daraus, dass dieser Paragraph sofort nach Erscheinen der „Vorschule“ in der Zeitschrift „Aurora“ (19. Okt. 1804, S. 502f.) abgedruckt wurde.

[3]) S. 72, 9ff.; s. Anmerk. dazu.

Wollen wir zum Schlusse dieses Abschnitts ein Urteil über den ästhetischen Wert der Nachtwachen fällen, so wird dies zunächst davon abhängen, wie man Jean Paul bewertet. Es ist hier nicht der Ort, um diese Frage zu beantworten. Jean Paul hat zu jeder Zeit begeisterte Anhänger gefunden, auch in unseren Tagen sind wieder mannhafte Kämpen, Gelehrte und Künstler, für ihn eingetreten. Meinem Geschmacke widerstrebt seine Art aufs entschiedendste; er mag eine Ergänzung zu Goethe bilden: es fragt sich, ob man ärmer wird, wenn man auf sie verzichtet. Doch es handelt sich ja nicht um Jean Paul, es handelt sich um seinen getreuen Schüler Bonaventura. Heinrich Laube hat einmal gesagt [1]), wenn Schillers Nachahmer eintönig und langweilig wurden, — Jean Pauls Nachahmer werden fürchterlich. So schroff wollen wir unseren Bonaventura nicht beurteilen. Trotz aller Jean Paul-Kopie ist das Buch geistreich entworfen und entbehrt auch heute noch nicht für den unbefangenen Leser einer gewissen Anziehungskraft. Das stark herausgearbeitete satirische Element kann nicht so leicht veralten. Das, was Jean Paul so ungeniessbar macht: die wehleidige Sentimentalität und die Übertreibung der benutzten Stilmittel, — es fehlt auch nicht bei Bonaventura, aber es tritt nicht ganz so stark hervor. In ruhigem Fluss zu erzählen war Jean Paul versagt, nicht völlig Bonaventura. Eine künstlerisch veranlagte, sehr bestimmbare, unsicher tastende Natur muss der Verf. der Nachtwachen gewesen sein; gewiss kein ausgereiftes Talent, eher ein junger Dilettant. Von neuem erhebt sich die Frage: wer war Bonaventura?

3.

Bis vor kurzem galt Schelling dafür. Verfolgen wir vorerst die Geschichte dieser Überlieferung.[2])

[1]) Moderne Charakteristiken 2 (1835), S. 266.

[2]) Ich fasse im folgenden (bis S. XL) kurz und in anderer Reihenfolge die Ergebnisse eines Aufsatzes zusammen, den

Die unmittelbaren Zeitgenossen schweigen, mit einer Ausnahme, die wir später besprechen wollen. Die erste öffentliche Erwähnung Schellings als Verf. der Nachtwachen finde ich — es gibt gewiss noch frühere — in Meusels „Gelehrtem Teutschland“.[1]) Dort heisst's in der Rubrik „Schelling“: „Unter dem Namen Bonaventura stehen von ihm zwey Gedichte: ‚Nachtwachen‘ und ‚Letzte Worte des Pfarrers auf Drottning‘ in A. W. Schlegels und L. Tiecks Musenalmanach (Tübingen 1802. 12).“ Offenbare Konfusion. Schelling hatte in dem Musenalmanach allerdings unter dem Pseudonym Bonaventura zwei Gedichte veröffentlicht. Damit ist aber keineswegs bewiesen, dass er auch der Verf. der Nachtwachen sei. Weshalb soll sich nicht auch ein anderer des nämlichen Decknamens bedient haben? Dass dies in der Tat der Fall gewesen ist, sehen wir aus dem Pseudonymenlexikon des braven Friedrich Rassmann, das 1830 zu Leipzig erschien. Hier wird Schelling (S. 27) unter dem Namen „Bonaventura“ aufgeführt und nicht nur als Verf. der Beiträge zum Schlegel-Tieckschen Musenalmanach, sondern auch als Verf. der Nachtwachen bezeichnet; aber Rassmann kennt noch einen zweiten Bonaventura, dessen „Diana von Montesolaros, eine Geschichte aus den Zeiten der Befreiung Spaniens (Braunschweig 1826, 2 Bde)“ er gleich hinterher zitiert, ohne über den Autor eine Vermutung zu wagen: woraus, meine ich, geschlossen werden muss, dass er bereits eine Überlieferung vorfand, nach der eben nur der Bonaventura der Nachtwachen und des Almanachs mit Schelling identisch war. Stand nun in diesem gewiss gern benutzten Nachschlagebuch, der Verf. der Nachtwachen sei Schelling, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn diese Angabe in der

ich in der National-Zeitung v. 13. u. 15. Januar 1904 veröffentlicht habe.

[1]) Bd. 20, bearbeitet von Lindner u. hrsg. von Ersch, 1825, S. 83.

Folgezeit ohne Nachprüfung wiederholt wird. Oder sollte etwa O. L. B. Wolff[1]) noch einer anderen Tradition zufolge in Schelling den Verf. der Nachtwachen erblickt haben? Hat er etwa auch, wie Varnhagen[2]), von einem Exemplar der Nachtwachen gehört, in das sich Schelling mit eigener Hand als Verf. eingeschrieben haben und das bei der Auktion der Bibliothek Friedrich Schlegels zum Vorschein gekommen sein soll? Die Bibliothek Friedrich Schlegels wurde bald nach seinem Tode, noch im Jahre 1829, verkauft.[3]) Wie kam Varnhagen gerade im Jahre 1843 darauf, das Buch zu lesen und jene Notiz dem geliebten Tagebuch anzuvertrauen? Ferner: meint Alfred Meissner diese Tagebuchstelle, wenn er in einem Feuilleton „Schelling als Dichter“[4]), aus dem das kurze Vorwort zu seinem Neudruck der Nachtwachen offenbar nur ein wenig sorgfältig gearbeiteter Auszug ist, sagt: „Mit der Widmung[5]): ‚Vom Verfasser seinem Freunde‘ erhielt A. W. v. Schlegel ein Exemplar direkt zugeschickt; es kam dasselbe in Basel in Varnhagens Hand und wird von dem letzteren erwähnt“? Die Verwechslung Friedrichs mit Wilhelm konnte leicht begegnen; aber woher weiss Meissner den genauen Wortlaut der Widmung? Und woher weiss er, dass Varnhagen dies

---

[1]) Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur 6 (1841), S. 390.

[2]) Tagebücher 2 (1861), S. 206 (17. Aug. 1843).

[3]) Freundliche Mitteilung von Herrn Professor Oskar Walzel. Vgl. Geiger, Dichter und Frauen. Neue Sammlung 1899, S. 145. 150f. In einem Billet vom 25. April 1829 erklärt Dorothea, sie wolle einen Katalog der hinterlassenen Bücher ihres Mannes drucken lassen. Ist das wirklich geschehen? Ich konnte trotz vielen Umfragen bisher kein Exemplar ausfindig machen.

[4]) Abgedruckt in der posthumen Sammlung älterer Schriften Meissners „Mosaik“ 2 (1886), S. 17—31.

[5]) sc. Schellings.

Exemplar just in Basel gesehen hat?[1]) Lauter Rätsel.

Die Sache wird noch verwickelter dadurch, dass Varnhagens spätere Auslassungen über die Nachtwachen dieses zwingendsten Beweises für die Autorschaft Schellings — denn das wäre er — mit keiner Silbe gedenken. Diese späteren Auslassungen sind in Briefen niedergelegt, von denen uns wenigstens einer dem Wortlaut nach, ein zweiter oder vielleicht derselbe dem Inhalt nach erhalten ist. Den einen, den wir schon oben S. XII erwähnt haben, findet man in Hubert Beckers' Festschrift zu Schellings hundertstem Geburtstag „Schellings Geistesentwicklung in ihrem inneren Zusammenhang" (München 1875. 4°) S. 91f., den anderen in Rudolf Seydels kurzem Aufsatz im 23. Bande der Zeitschr. f. deutsches Altertum (1879, S. 203ff.). Sie sagen uns nicht viel: Dienemann habe besonders dringlich Schelling um Beiträge für seinen Verlag gebeten; „dieser letztere soll sich damals in peinlicher Geldverlegenheit befunden haben und ging daher willig auf das unverhoffte Anerbieten ein."[2]) Woher Varnhagen diese Kunde hat — 1843 wusste er davon noch nichts, der Brief stammt von 1856 —, berichtet er uns nicht. Und doch hinge alles davon ab. So können wir mit dieser Mitteilung ebensowenig etwas

[1]) In den öffentlichen Bibliotheken Basels sind die Nw. nicht vorhanden. Ein Exemplar befindet sich, wie mir Herr Prof. Karl Joël gütigst mitteilt, in Privatbesitz, — es enthält aber keine Widmung. In dem 1845 gedruckten Katalog der Büchersammlung A. W. Schlegels ist das Werk nicht verzeichnet. Dass Schelling die Nw. mit einer freundschaftlichen Zueignung an Friedrich Schlegel geschickt haben sollte, halte ich nach dem ganzen Verhältnis der beiden für unwahrscheinlich; oder hätte damals eine vorübergehende Annäherung stattgefunden? Es verdient immerhin beachtet zu werden, dass Schelling i. J. 1805 den Wunsch Friedrichs, sich in Würzburg zu habilitieren, im Senat befürwortet hat, vgl. Wegele, Ein Bewerbungsgesuch Friedrich Schlegels: Zeitschr. f. Kulturgesch. 4. Folge, 3 (1896), S. 465f.

[2]) Beckers S. 92.

anfangen wie mit der Meissners[1]), pass in den literarischen Kreisen Würzburgs, wo sich Schelling beim Erscheinen des Buches befand, über dessen Autorschaft kein Zweifel war; er wisse dies von „betagten Zeitgenossen". Hätte er nur Namen genannt! Vage Behauptungen können uns nicht fördern, überdies wenn sie von einem Manne stammen, der ewig aus der Wahrheit Schranken schweift. Dagegen haben wir keinen Grund an der von Beckers (S. 93) überlieferten Nachricht zu zweifeln, dass Ernst von Lasaulx[2]) ihm erzählt habe, auf seine einst an Schelling gerichtete Frage über die Nachtwachen sei ihm von diesem die Antwort geworden: „Reden Sie mir nicht davon," — was meines Erachtens einem Zugeständnis fast gleich käme. Beckers, ein begeisterter Schüler und treuer Freund Schellings,[3]) sieht denn auch die Nachtwachen, natürlich nicht nur aus diesem Grunde, als ein Werk des Philosophen an. Schon vor Beckers hatte ein anderer Anhänger und persönlicher Bekannter Schellings, der gelehrte Pfarrer Köstlin zu Derdingen, seine Stimme für ihn in die Wagschale geworfen.[4]) Köstlin war dem Sohne Schellings, Friedrich, bei der Herausgabe der Werke seines Vaters behilflich; auch dieser Sohn bekehrte sich nach anfänglichem Widerstreben zu der Ansicht, sein Vater habe die Nachtwachen geschrieben oder wenigstens er könne sie geschrieben haben; nur das Motiv der Geldverlegenheit, von dem Varnhagen spricht, hielt er, gewiss mit Fug, für unrichtig.[5]) Ein anderer Sohn Schellings, Paul, damals Professor der Jurisprudenz in

[1]) Mosaik 2, S. 19.

[2]) 1805—1861, zuletzt Professor der Philologie und Ästhetik in München, vgl. Prantl ADB. 17, S. 728f.

[3]) 1806—1889, zuletzt Professor der Philosophie in München, vgl. Dyroff ADB. 46, S. 328ff.

[4]) Vgl. seine Besprechung von Waitzens „Caroline", wo I, S. V die Autorfrage der Nw. ebenfalls gestreift worden war, im Württembergischen Staatsanzeiger vom 25. Aug. 1871.

[5]) Beckers S. 93. 99. Seydel S. 204.

Erlangen, bekennt sich gleichfalls mit der Beckersschen Auffassung der Nachtwachen völlig einverstanden.[1]) Durch Köstlin war Karl von Hase, der im Dienemannschen Hause in Penig heranwuchs, auf die Nachtwachen aufmerksam gemacht worden; er erinnerte sich, das Buch in seiner Kindheit mit starkem Eindruck gelesen zu haben, und erklärte in der zweiten Ausgabe seiner Lebenserinnerungen „Ideale und Irrtümer“[2]) die Überlieferung, nach der es von Schelling stamme, für wohlverbürgt. Auf Hase und Beckers fusste dann Alfred Meissner in dem erwähnten Aufsatz[3]) und in dem Vorwort zu seinem Neudruck. In einer kurzen Besprechung des letzteren trat Scherer[4]) für die Autorschaft Schellings ein, nachdem sie auch Kuno Fischer in dem Schelling behandelnden Bande seiner Geschichte der neueren Philosphie[5]) als wahrscheinlich hingestellt hatte.

Vorsichtiger hatte sich bereits 1870 Rudolf Haym in seinem herrlichen Buche über die romantische Schule (S. 636 Anm.) geäussert: er lässt die Frage unentschieden. Die neuste Forschung spricht dem Philosophen die Nachtwachen aus inneren Gründen rundweg ab.[6]) Sie hat sich aber dabei mit der Überlieferung nicht auseinandergesetzt. Nun ist diese gewiss nicht derart, dass aus ihr allein schon die Verfasserschaft Schellings mit Sicherheit folgte; allein sie ganz in den Wind zu schlagen geht doch nicht an. Mag man Meissners, mag man

---

[1]) Vgl. seinen Brief an Beckers vom 10. März 1875, Cod. germ. Monac. 6307. Der k. Hof- und Staatsbibliothek sage ich auch an dieser Stelle für die Übersendung der Handschriften aufrichtigen Dank.

[2]) 1873, S. 112ff. = 4. Abdruck 1891, S. 67f.

[3]) Mosaik 2, S. 17ff. s. o.

[4]) Deutsche Rundschau 11, S. 350 = Kleine Schriften 2, S. 254.

[5]) VI, 2 (1877), S. 681 Anm. = 2. Aufl. VII (1893), S. 482 Anm.

[6]) R. M. Meyer, Euphorion 10 (1903), S. 578ff.

selbst Varnhagens Mitteilungen bezweifelbar finden, — wenn ein so völlig in Schellings Gedankenwelt lebender Mann wie Beckers, der der tiefste Kenner der Schellingischen Philosophie genannt worden ist[1]), der von vielen Seiten Erkundigungen über die Sache eingezogen und sich jahrelang mit ihr beschäftigt hat, eine Lanze für Schelling bricht, dann werden sich wohl ein paar Momente für ihn anführen lassen, die nicht ganz verachtenswert sind. Beckers hat dies in der „Festschrift" getan, freilich mit unzureichenden Mitteln. Einige seiner Hinweise dankbar nutzend, werden wir doch die Untersuchung von vorn beginnen müssen.

Eine drohende Klippe gilt's zuvor zu umschiffen: wir dürfen keinen Bestandteil der Nachtwachen, der allgemein romantisch ist und mindestens potentiell jedem Romantiker zugesprochen werden kann oder der sich sonst in dieser Zeit häufig nachweisen lässt, für spezifisch Schellingisch ausgeben, wenn sich in Schellings Schriften ein ähnlicher findet. Nur zur Bekräftigung mag derlei allenfalls herangezogen werden. So stünde es schlimm um Schellings Autorschaft, wenn in der Tat nur die Erwähnung Jakob Böhmes und die Polemik gegen Fichte für ihn spräche.[2]) Denn Böhme ist so sehr der Philosoph à la mode gegen Ende des 18. und namentlich im ersten Jahrzehnt des 19. Jhs., dass es fast mehr auffällt, wenn ein Romantiker ihn nicht zitiert.[3]) Schelling hat sich früh mit ihm beschäftigt

[1]) R. Zimmermann, Schellings Philosophie der Kunst: Sitzungsberichte der K. Akad. d. Wissensch. zu Wien. Phil.-hist. Klasse. Bd. 80 (1878), S. 629.

[2]) R. M. Meyer S. 587.

[3]) Für Tieck und Novalis kann ich mir die ohnehin offen daliegenden Nachweise ersparen, da sie jetzt Ederheimer in seiner soeben erschienenen, mir leider noch nicht zugänglichen Schrift „Jakob Böhme und die Romantiker" 1 u. 2 (Heidelberg 1904) gesammelt haben wird. Für Jean Paul vgl. u. Anmerk. zu S. 9 der Nw. Für Ritter, F. Schlegel u. a. vgl. Haym (Register s. v. Böhme); für Arnim und Brentano vgl. Steig

nd spät noch von ihm mit hoher Anerkennung ge-
prochen.[1]) Ein recht erheblicher Einfluss des Philosophus
utonicus auf seine Philosophie macht sich gerade seit
804 bemerkbar, und die Liebe, mit der in den Nacht-
achen von dem weisen Schuster gesprochen wird, er-
rdert immerhin Beachtung, — für die Autorfrage
ewinnen wir dadurch nichts. Und nicht viel anders
eht's um die Polemik gegen Fichte. Freilich passt
e vortrefflich für Schelling, der sich seit 1802 in einen
mmer heftigeren Groll gegen den einst so Verehrten
ineinredete.[2]) Aber der Spott über Fichtes unselige
erminologie war damals so an der Tagesordnung, dass
an selbst in den tiefsten Schichten der Unterhaltungs-
teratur mehr oder weniger wohlfeile Glossen über Ich
nd Nichtich antreffen kann.[3])

Ebenso belanglos für die Autorfrage sind ein paar
ndere Momente. Man kennt Schellings Vorliebe für
ante[4]), der in den Nachtwachen mehrfach erwähnt
ird. Aber wer von der romantischen Schule verehrte
nd erwähnte den gewaltigen Florentiner nicht? Weniger
ekannt dürfte Schellings Verhältnis zur Musik sein,

Register), ferner z. B. Arnim, Wintergarten 2 (1809),
. 124; Brentano, Schriften 5, S. 390. Für Zacharias Werner
gl. Hettner, Die romantische Schule 1850, S. 169. Fouqué
chreibt 1831 ein Buch über Böhme, dreissig Jahre vorher
ar ihm schon eine anonyme Schrift (von Sillig) gewidmet
orden. Ein Gedicht Schenkendorfs „An Jakob Böhmes
rab" in Loebens „Hesperiden" 1816, S. 74, vgl. Goedeke 7,
. 836, u. dgl. m.

[1]) Vgl. z. B. Plitt 1, S. 245ff. 2, S. 10. 160. Waitz 2,
. 215. Werke II, 3, S. 121ff.

[2]) Vgl. nur Plitt 1, S. 362. 2, S. 104. Kuno Fischer
. 142ff. 481ff. Über den 1856 im Druck erschienenen Brief-
echsel zwischen Fichte und Schelling fällt Varnhagen, Tage-
ücher 14, S. 90 ein sehr richtiges Urteil.

[3]) Vgl. das von A. W. Schlegel, Werke 11, S. 355f.
esprochene Buch. — Müller-Fraureuth, Die Ritter- und
äuberromane 1894, S. 76 Anm. — Auch im Drama: vgl.
. B. Mahlmann, Simon Lämmchen Akt 2, Sz. 2.

[4]) Vgl. Werke 5, S. 152ff. 10, S. 441ff. usw.

die in den Nachtwachen keine geringe Rolle spielt; seine allgemeinen Anschauungen enthält die Philosophie der Kunst[1]); dort wird z. B. über Haydn ein sehr hartes Urteil gefällt (S. 496), während aus seinen Briefen eine entschiedene Sympathie für Gluck[2]), aber auch für Mozart hervorgeht; am 29. April 1796 schreibt er an seine Eltern[3]), er habe in Weimar „eine neue treffliche Oper von Mozart" gehört: es ist der „Don Juan" gewesen.[4]) Aber auch Tieck[5]) und Novalis[6]), um nur diese zu nennen, waren Bewunderer Mozarts, und alle Romantiker leben und weben in Musik.[7])

Ferner: nehmen wir einmal an, die vierte Nachtwache sei (von S. 33 an) tatsächlich eine Parodie der „Braut von Messina" (s. o. S. XXXIIf.). Selbst das spräche ebensowenig gegen Schelling wie für ihn; gegen ihn nicht, denn er hat sich auch sonst ablehnend über sie geäussert[8]); für ihn nicht, denn die ganze Romantik hat sich ablehnend über sie geäussert.[9])

---

[1]) Werke 5, S. 483ff. Vgl. Plitt 1, S. 373. 438. 446.

[2]) Plitt 2, S. 262.

[3]) Plitt 1, S. 114.

[4]) C. A. H. Burckhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1891, S. 21.

[5]) Köpke, L. Tieck 1, S. 87.

[6]) ed Heilborn 2, S. 300f.

[7]) Vgl. Joël, Nietzsche und die Romantik: Neue deutsche Rundschau, Maiheft 1903, S. 469ff.

[8]) Werke 5, S. 707. Es ist dies um so bemerkenswerter, als man meinen sollte, dass ihn mindestens die Vorrede Schillers gefreut habe; denn hier hatte sich Schiller, ohne sachliche Konzessionen zu machen, der neuen Terminologie Schellings angeschlossen, vgl. Windelband, Gesch. d. neueren Philosophie 2. Aufl. 2 (1899), S. 282. Ja, Friedrich Köppen suchte in seinen „Gedanken über das Trauerspiel" (Vermischte Schriften 1806, S. 177ff) sogar nachzuweisen, dass die „Braut von Messina" gleich Goethes „Natürlicher Tochter", auf „dem Boden der Schellingschen Philosophie" erwachsen sei.

[9]) Ausser E. T. A. Hoffmanns „Schreiben eines Kloster-

Auf diese Weise kommen wir nicht vorwärts. Wir müssen stärker beschwören.

Niemand würde auf den Gedanken verfallen, eine Dichtung wie die Nachtwachen einem Philosophen vom Schlage Fichtes oder Hegels zuzuschreiben. Schelling dagegen ist auch als Philosoph oft mehr Dichter. Es liegt etwas Richtiges in Heines ironischer Bemerkung[1], Schelling selbst sei noch zweifelhaft, ob er „nicht seine sämtlichen philosophischen Lehren in einem poetischen, ja metrischen Gewande herausgeben solle“. Er übt seine Kraft an Übersetzungen aus dem Italienischen[2] und Englischen[3]; er lässt seine Naturphilosophie in eine „unzählige Menge“ kleiner Gedichte ausströmen[4], von denen nur die wenigsten gedruckt vorliegen; er weiss einen balladenartigen Stoff so geschickt zu gestalten[5], dass er damit noch auf eine echte Dichterin wie Annette von Droste nachhaltige Wirkung ausübt[6]; er wirft genialisch, doch allzu abhängig von Goethes Art ein „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“ aufs Papier[7], ein Gedicht, das atheistisch und materialistisch anhebt, allmählich aber in gefühl-

---

geistlichen“ (s. R. M. Meyer S. 583ff.) vgl. die Urteile von Schleiermacher (Haym S. 521), Brentano (Steig S. 97), Immermann (R. M. Meyer, Tulifäntchen: Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift 1896, S. 47) u. a. Auf Mahlmanns „Simon Lämmchen“ (zuerst in: Die Maske No. 1. Leipzig 1803, dann Schriften 7, S. 21ff.) ist oben mehrfach verwiesen worden, vgl. Weichberger, Eichendorffs Incognito S. 12f.

[1] Werke ed. Elster 5, S. 233.

[2] Werke 10, S. 441ff.

[3] Goethe und die Romantik (Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, 1898) 1, S. 223f. 367.

[4] Waitz 2, S. 93.

[5] Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning: Werke 10, S. 431ff.

[6] Hüffer, Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke 1887, S. 339, vgl. 117.

[7] Plitt 1, S. 282ff.; vgl. Haym S. 552ff.

vollen Pantheismus und schwärmerische Naturbeseelung übergeht, um sinnlich und zynisch zu schliessen.

Die beiden grösseren Gedichte Schellings bieten manche Analogien zu den Nachtwachen. „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning“ zeigen ein rechtes „Nachtstück“ voll spukhafter Elemente. Man fühlt sich an Bürgers „Lenore“ erinnert und — an die Szene in der zehnten Nachtwache, bei der der Verf. der Nachtwachen selbst an Lenore gemahnt (S. 89). Wer würde dies virtuose Produkt Schelling zuweisen, wenn seine Verfasserschaft nicht äusserlich bezeugt wäre? Die auch für uns wertvolle, noch nicht beachtete Mitteilung Carolinens [1], dass Schelling gelegentlich Gespenstergeschichten erzählte, dürfte schwerlich als Argument dafür ausreichen. Eher könnten die ernsten Abschnitte „Heinz Widerporstens“ auch aus inneren Gründen ihren Verfasser verraten; die Ideen der „Weltseele“, an sich schon phantasievoll, haben hier ein poetisches Gewand erhalten. Aber Anfang und Ende des Gedichts mit ihrem betonten Materialismus, ihren spöttelnden Angriffen auf Hauptwerke der romantischen Schule würden nicht ohne weiteres auf Schelling führen; wissen wir doch, dass z. B. Tieck über den mutmasslichen Verf. nur „seltsame Meinungen“ aufstellen konnte.[2] Für uns bedeutsam ist das „Epikurisch Glaubensbekenntnis“ durch seine Mischung von Parodie und Ernst, deren Grenzen ineinander fliessen. Friedrich Schlegel meinte in dem Gedicht Schellings „alten Enthusiasmus für die Irrreligion“ zu finden.[3] Es war ursprünglich dazu bestimmt, Schleiermachers „Reden über die Religion“ und Hardenbergs seltsamen religionsphilosophischen Traktat „Europa“ zu parodieren. In der Folge verfällt es aber fast in denselben Ton, den

[1] Waitz 2, S. 86.

[2] Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 3 (1861), S. 136.

[3] Ebenda S. 134.

es doch lächerlich machen wollte. Ähnliches begegnet auch in den „Nachtwachen“. Es ist zuweilen kaum entscheidbar, wo der Scherz aufhört und der Ernst anfängt. Es wäre an sich möglich, dass z. B. die 10. Nachtw. voller Satire steckte, Satire auf die Pseudoromantik, auf den Schauerroman mit seinen verführten und lebendig begrabenen Nonnen, Satire aber auch auf die hohe Romantik, auf Novalis. Der Traum der Liebe (S. 88f.) könnte echt gemeint sein: dann hätte Bonaventura die erste „Hymne an die Nacht“ kopiert. Er könnte sie aber eben auch parodiert haben. Wäre es undenkbar, dass die „Hymnen an die Nacht“ überhaupt in den „Nachtwachen“ verspottet werden sollten? „Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht?“ hatte Novalis gefragt. Sind die „Nachtwachen“ eine ironische Antwort darauf? — Schellings schroffes Urteil über Novalis ist bekannt.[1]) Sah er in ihm einen jener korrupten Nachfahren Jakob Böhmes, vor deren Höllengebräu er später mit pathetischen Worten gewarnt hat?[2])

Das „Epikurische Glaubensbekenntnis“ wurde damals nicht gedruckt. „Die letzten Worte des Pfarrers“ erschienen zugleich mit einem anderen Gedichte Schellings, wie erwähnt, im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach von 1802; sie waren unterzeichnet „Bonaventura“.[3])

[1]) Plitt 1, S. 431f.

[2]) Zur Gesch. d. neueren Philosophie. Münchener Vorlesungen, Werke 10, S. 190f.

[3]) Leider ist die Stelle des Briefs, in dem A. W. Schlegel an Tieck schreibt, welches Pseudonym Schelling wählen werde, offenbar verderbt. Sie lautet bei Holtei, Briefe an Tieck 3, S. 245: „Schelling hat sich für seine Sachen die Chiffer Venturus (?) gewählt, hat für jetzt noch nichts weiter zu geben.“ — Mit dem historischen Bonaventura († 1274) hat Schelling das gemein, dass er — alles mit gewissen Einschränkungen — den platonischen Lehren vor den aristotelischen den Vorzug gibt, die menschliche Weisheit der göttlichen Erleuchtung unterordnet und die mystische Kontemplation zu schätzen weiss. Wieweit Schelling in

Es wäre von Wichtigkeit zu wissen, wieweit es bekannt wurde, wer dieser Bonaventura sei. Völlig auf der Strasse lag das keineswegs: der Hofrat Marcus hatte darüber nur „Ahndungen und Vermuthungen“ [1]), der Verfasser des „Versuchs auf den Parnass zu gelangen“ hatte offenbar keine Ahnung und nur eine täuschende Vermutung.[2]) Allein, mag immerhin Jean Paul, der in literarischen Dingen wohlbewandert war, gewusst haben, dass der Bonaventura des Almanachs Schelling sei, sollte er so leichtfertig den Bonaventura der Nw. mit diesem identifiziert haben? Denn Jean Paul ist jene Ausnahme, von der oben (S. XXXV) die Rede war; er ist der einzige unter den Zeitgenossen, der die Nw. beachtet und auch andeutungsweise ihren Verfasser genannt hat: in dem schon einmal (S. XIX) zitierten Briefe[3]) schreibt er an seinen Freund: „Lesen Sie doch die ‚Nachtwachen‘ von Bonaventura, d. h. von S . . .“ Mit diesem S . . . könnten ja allenfalls auch Schlegel, Schütz, Schelver u. a. gemeint sein; am wahrscheinlichsten ist aber doch, dass Jean Paul dabei Schelling im Auge gehabt hat. Sollte nun seine Behauptung nicht auf stärkerem Fundamente ruhen als auf der willkürlichen Gleichsetzung der beiden Bonaventura? Ich glaube doch. Jean Paul war Mitarbeiter der „Zeitung für die elegante Welt“, die sein Schwager,

---

die Werke Bonaventuras eingedrungen ist, wage ich bei meiner geringen Kenntnis des mittelalterlichen Philosophen nicht zu entscheiden; ich habe mich über ihn vornehmlich aus Ueberweg-Heinzes Grundriss d. Gesch. d. Philosophie 8. Aufl. 2 (1898), S. 258ff. und einigen der dort zitierten Schriften (Hollenberg, K. Werner) orientiert.

[1]) Waitz 3, S. 95.

[2]) Er stellt den Verf. der „Letzten Worte des Pfarrers“ auch als Pfarrer dar, vgl. Ansichten der Literatur und Kunst unsres Zeitalters 1 (1803), s. o. S. VII Anm. 3.

[3]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter 1, S. 457.

der Hofrat Spazier,[1]) damals herausgab. Die Annahme ist wohl nicht zu kühn, dass er über die Beiträge zu dieser Zeitung besser orientiert war als mancher andere. Einen solchen Beitrag aber hatte am 21. Juli 1804 — Bonaventura geliefert: als „Fragment aus einem noch ungedruckten Roman: Nachtwachen von Bonaventura, der zur Michaelismesse herauskommen wird" war in dieser — der 87. — Nummer der „Zeitung f. d. eleg. Welt" der „Prolog des Hanswursts zu der Tragödie: der Mensch" (S. 72ff.) abgedruckt worden.[2]) Damit haben wir einen neuen Ansatzpunkt gewonnen.

Wir wissen, dass Schelling mit Spazier bekannt war, dass er selbst und Caroline mindestens je einen Artikel für die „Elegante Zeitung" geschrieben haben. Das ergötzliche und doch peinliche Nachspiel, das Wilhelm Schlegels „Jon" in der „Eleganten" fand (eine Art Satyrspiel, in dem Schelling den Satyr abgiebt), mag man bei Haym (S. 706ff.) nachlesen. Caroline versprach dem Herausgeber damals, seiner Zeitung noch mehr zu liefern[3]); ein beabsichtigter Aufsatz über Schillers „Turandot" ist aber nicht zustande gekommen. Ob sie oder Schelling in der Folgezeit nicht doch das Versprechen eingelöst haben, bedürfte genauerer Untersuchung. Beim Durchmustern einiger Jahrgänge fand ich hierfür nichts Bestimmtes. Aber etwas anderes fand ich, etwas anderes, das für uns von der grössten

[1]) Über ihn vgl. ausser F. Brandes ADB. 35, S. 74f. Friedrich Laun (= F. A. Schulze), Memoiren 1 (1837), S. 193. Ist der Nachlass Spaziers erhalten und wo befindet er sich?

[2]) Ich notiere hier die Varianten. S. 72,29 der statt einer | S. 72,32 zahlreiches fehlt | S. 72,35 Fussnote fehlt | S. 74,7 Vorfahren statt Abscendenten | S. 74,9 Abscendenten statt Vorfahren | S. 75,36 Fussnote fehlt | S. 75,18 und von sich zu schleudern fehlt | S. 76,14 der Mensch fehlt | S. 76,27 Prologus tritt ab petit und in Klammern.

[3]) Waitz 2, S. 185.

Wichtigkeit ist: einen zweiten Beitrag von Bonaventura, den No. 37 der „Zeitung für die eleg. Welt“ vom 26. März 1805 enthält: die Einleitung zu einem projektierten Werk „Des Teufels Taschenbuch“.[1])

Trotzdem das baldige Erscheinen des Teufels-Taschenbuches in sichere Aussicht gestellt wird, ist es nicht erschienen. Ein Buch anzukündigen, ja Teile davon schon drucken zu lassen und es dann nicht herauszugeben, — das ist aber ganz die Art des älteren Schelling. „Das Versprechen, Ankündigen und Nichterfüllen nimmt kein Ende.“[2])

Die Teufelsphantasien in den Nw. haben dem Verf. offenbar so gut gefallen, dass er sie noch einmal selbständig auszugestalten begann. Dass dieser Bonaventura auch der der Nw. ist, darüber kann kein Zweifel herrschen. Form und Inhalt sind völlig gleichartig. Die Anregung zu diesem Teufels-Taschenbuch ging wohl weniger von Le Sage als von Jean Paul aus, nicht so sehr von jener Stelle der „Vorschule der Aesthetik“, auf die unverkennbar angespielt wird[3]), als vielmehr von der „Auswahl aus des Teufels Papieren“ und besonders von der Einlage im „Giannozzo“: „Imprimatur und Vorrede des Teufels zum Brockenbuch“ (17, S. 157ff). Daneben aber wirkt, wie mir scheint, Goethes Mephistopheles. Denn wenn von der „Humanität des Zeitalters, die sich auch auf den Teufel erstreckt“, wenn von dem „Lügengeist“ die Rede ist, so erinnert das doch an V. 958f. und 333 des Faustfragments. Heut wäre darüber kein Wort zu verlieren, damals

[1]) S. den Anhang. Herausgeber der ZEW. war nach dem Tode Spaziers dessen Schwager Siegfried August Mahlmann (über ihn vgl. Schnorr von Carolsfeld ADB. 20, S. 97f.). Zahlreiche Briefe Mahlmanns befinden sich in der Kgl. Bibliothek zu Dresden, darunter aber keiner aus den Jahren 1804 u. 1805.

[2]) Kuno Fischer S. 166.

[3]) Vgl. die Anmerk. hinten.

aber waren Faustverse durchaus nicht in aller Munde. „Unglaublich schwer ist's ja den Deutschen geworden, diesen ‚Faust' zu begreifen."[1]) Ausser Schiller nun hat niemand in jenen Tagen die unvergleichliche Grossartigkeit dieser Dichtung so gepriesen und sich so in sie eingelebt wie Schelling, niemand sie so oft zitiert wie er.[2])

Sollten sich nicht auch in den Nw. derlei offensichtliche oder versteckte Zitate und Anspielungen feststellen lassen, die einen Schluss auf die Verfasserschaft nahelegen? Da scheint nun ein Moment sehr gegen Schelling zu sprechen. In der Anmerkung auf S. 81 der Nw. redet Bonaventura von „irgend einem Naturforscher", der die Hypothese aufgestellt habe, die ersten Insekten seien nur Staubfäden an Pflanzen gewesen. Dieser Naturforscher war Steffens. In seinen „Beyträgen zur innern Naturgeschichte der Erde"[3]) kann man die Ausführung dieser Hypothese finden. Die „Beyträge" kannte Schelling sehr genau[4]); sie waren ihm gewidmet; ihr Verfasser war ihm eng befreundet, — und da sollte er von „irgend einem Naturforscher" reden? Das wäre doch möglich: wenn man nämlich annimmt, dass er absichtlich den Namen nicht genannt hat, der vielleicht zur Entdeckung der Autorschaft führen konnte.

Die aber wollte Schelling sicherlich um jeden Preis vermieden wissen. Er hatte eine Scheu davor, seine poetischen Produkte unter eigener Flagge in die Welt segeln zu lassen. Bei allen Dichtungen, die er

---

[1]) Goethe und die Romantik 1, S. XVII.

[2]) Vgl. Über das absolute Identitäts-System, Werke 5, S. 74. Akadem. Studium X, XI, ebenda S. 308f. 326. Philosophie der Kunst, ebenda S. 446. 543. 731ff.

[3]) 1. [und einziger] Teil, Freiberg 1801, S. 287ff. Über dieses Buch im allgemeinen vgl. Haym S. 626ff.

[4]) Plitt 1, S. 325ff.

schreibt, will er „durchaus nicht genannt sein“.[1]) Immer dekretiert er oder Caroline, die Verfasserschaft müsse völlig geheim bleiben.[2]) Soviel steht fest: ist er der Schöpfer der Nachtwachen, so hat er auch möglichst alle Spuren verwischt, die zu ihm hinführen könnten.

Anderseits drängte es ihn aber damals gerade — im Jahre 1804 — zu sagen, was er leide. Wohl war er beglückt, die lang geliebte Frau nun ganz zu besitzen. . Wohl atmete er erleichtert auf, als er, den unerträglich gewordenen jenaischen Verhältnissen endlich entronnen, anfangs November 1803 in Würzburg einzog.[3]) Zu neuen Ufern schien ein neuer Tag zu locken. Doch es sollte bald anders kommen.

Noch war kein halbes Jahr ins Land gegangen, und Schelling bereute schwer, den Ruf an die Würzburger Hochschule angenommen zu haben.[4])

---

[1]) Plitt 1, S. 293.

[2]) Aus Schleiermachers Leben 3, S. 136. Holtei, Briefe an Tieck 3, S. 239. Plitt 1, S. 432. Waitz 2, S. 17. 80.

[3]) Plitt 1, S. 465.

[4]) Wir sind über den Würzburger Aufenthalt Schellings, namentlich über das erste Jahr, nur sehr unvollkommen unterrichtet. Weit spärlicher als für die Jenaer Epoche fliessen die Briefquellen, und was sich etwa aus spät geschriebenen Memoiren (Hoven u. a.) ergibt, kann immer nur mit Vorsicht aufgenommen werden. Alle Versuche, heute noch die Fährte Schellings in Würzburg zu verfolgen, schlugen fehl: die Bibliothek besitzt keine Ausleihebücher aus jener Zeit, weder die Universität noch das Kreisarchiv hat, wie mir freundlichst mitgeteilt wurde, irgendwelche Materialien von oder über Schelling. Wir sind also auf das angewiesen, was in Zeitschriften und Büchern überliefert ist Ausser Plitt 2, S. 1 ff. und Kuno Fischer S. 96 ff. und den dort angeführten Werken vgl. noch über die Würzburger Verhältnisse F. K. J. Schütz, Darstellung des Lebens, Charakters und Verdienstes von Chr. Gottfr. Schütz 1834/5, 1, S. 18. 2, S. 236 f. 277 f. 306 ff. Steig S. 117 ff. Wegele, Vorträge und Abhandlungen 1898, S. 271 ff. 291 ff. Friedrich, I. v. Döllinger 1 (1899), S. 1 ff. 45 ff. 491 f. Anderes weiter unten.

Die neuorganisierte Universität war gut besucht, und Schelling hatte zunächst viele Zuhörer. So sehr ihn das erfreute, so sehr war er enttäuscht, als er den geistigen Habitus der Studenten näher kennen gelernt hatte: sie begriffen seine Philosophie noch weit weniger als in Jena.[1]) Dazu kam ein anderes: die Pfaffen wussten sich zu rühren, — den jungen Klerikern wurde bei Strafe der Exkommunikation verboten, Schellings Vorlesungen zu hören.[2]) Wie recht hatte Goethe, als er J. H. Voss, der eine Professur in Würzburg erhalten sollte, vor dem „Pfaffennest" warnen liess![3]) Fast noch feindseliger als die Orthodoxen gebärdeten sich die Aufklärer, die in Schelling nur einen konfusen Dunkelmann sahen. Einer von ihnen, ein hämischer, doch geistig keineswegs unbedeutender Mensch, Franz Berg, war Spezialkollege von Schelling und setzte im Frühling 1804 durch seinen „Sextus" das von der bayrischen Fortschrittspartei gegen diesen eröffnete Bombardement fort. Auch einer seiner früheren Anhänger, Johann Jakob Wagner, dem er selbst zu einer Stellung an der Würzburger Universität verholfen hatte, wandte sich jetzt gegen ihn.[4]) Zu alledem musste er still sein: er hatte beim Antritt seines Amts der Regierung versprochen, sich jeglicher Polemik zu enthalten.[5]) Auch in seinem Hause hatte er keine Ruhe; Carolinens spitze Zunge rief eine böse Klatscherei hervor, die zu einem wahren Frauenkrieg ausartete.[6])

Es ist kein Wunder, dass diese Dinge auf den empfindlichen Schelling eine tief deprimierende Wirkung

---

[1]) Plitt 2, S. 11.

[2]) Freimüthige 23. 1. 1804. Plitt 2, S. 9. C. Braun, Gesch. d. Heranbildung des Klerus in der Diöcese Wirzburg 2 (1897), S. 355 ff.

[3]) Herbst, J. H. Voss II, 2, S. 29.

[4]) ZEW. 26. 5. 1804. Plitt 2, S. 12.

[5]) Plitt 2, S. 30.

[6]) Wegele, Vorträge und Abhandlungen S. 291 ff.

ausübten. Es bemächtigte sich seiner im Frühling 1804 eine fast krankhafte Nervosität. Der superiore Ton, der ihm freilich stets eigen war, steigert sich jetzt bedenklich: die Vorrede zu seiner Schrift „Philosophie und Religion“ und namentlich seine Briefe an Windischmann[1]) zeigen eine Reizbarkeit und ein Selbstbewusstsein, wie es selbst für ihn ungewöhnlich ist. Noch eine kurze Weile, und er kündigt der Regierung den Gehorsam, wofür ihn diese in einem sackgroben Kanzleischreiben gehörig in die Schranken weist.[2]) Das war ein Jahr nach seiner Ankunft in Würzburg. Seitdem brannte ihn der fränkische Boden unter den Füssen.

Der Gedanke liegt nahe, dass dieser Würzburger Aufenthalt nicht ohne Einfluss auf die Nachtwachen gewesen sein dürfte. In mehr als einer Beziehung. Es will nicht viel besagen, dass auch in Würzburg ein Ursulinerinnenkloster in spätgotischem Baustil, wie es in der zehnten Nachtwache geschildert wird, bestand,[3]) und es ist eine blosse Vermutung, dass die damals anhebenden Kämpfe um ein würdigeres Irrenhaus[4]) den Verf. der Nachtwachen neben literarischen Momenten zu seinem Narrenhaus angeregt haben könnten. Aber die Weisung der Regierung, Schelling möge sich aller öffentlichen Polemik enthalten, — sollte sie in ihm nicht den Wunsch erweckt haben, wenigstens im geheimen mit seinen Widersachern die Klinge zu kreuzen? Das liess sich am besten machen, wenn er scheinbar ernst, in Wahrheit persiflierend auf die Vorwürfe alter und neuer Gegner einging. Wenn Bonaventura (Nw. S. 77) die Organisation der Menschheit mit der einer Zwiebel

---

[1]) S. nur Plitt 2, S. 22. 38f.

[2]) Plitt 2, S 30ff. 36f.

[3]) Niedermeyer, Kunstgeschichte der Stadt Würzburg. 2. Aug. 1864. S. 231. Ph. E. Ullrich, Die katholischen Kirchen Würzburgs 1897, S. 193ff.

[4]) ZEW. 19. 4. u. 2. 6. 1804. Horsch, Versuch einer Topographie der Stadt Würzburg 1805, S. 232f., bes. S. 271ff.

vergleicht, so wird damit vielleicht auf Nicolais philosophisches Zwiebelgleichnis[1]) hingedeutet, das Schelling schon einmal verspottet hatte.[2]) Wenn in den Nachtwachen S. 103 dargetan wird, dass das Menschengeschlecht sich wie Münchhausen an seinem eigenen Zopf emporzieht, und dabei die Notwendigkeit der Echtheit des Zopfes betont wird, so könnte man eine Anspielung auf Kajetan Weillers Verhöhnung der Identitätsphilosophie als „transcendenten Münchshaussianism“[3]) vermuten. „Hört man ferner,“ hatte Weiller gesagt[4]), „dass an sich Nichts endlich sey, so greift man unwillkührlich nach der Nase, um sich nach ihren Progressen zu erkundigen, und weiss man gleich, dass sie an sich keine Nase, sondern die unbedingte Einerleyheit (absolute Identität) selbst ist, so weiss man doch zugleich auch, dass der Haarzopf nicht weniger eine gleiche Identität ist, und man wird ungeachtet alles Spasses doch ein wenig bange, dass sich vielleicht ein Mahl aus Versehen — die Scheere an die unrechte machen dürfte.“ Weiller war ein Schüler F. H. Jacobis.[5]) Ein anderer Schüler desselben, Friedrich Köppen[6]), war 1803 mit einer ernster zu nehmenden Streitschrift gegen Schelling hervorgetreten.[7]) Zwei Jahre zuvor hatte er eine „Lebenskunst“ herausgegeben[8]), in der mit wohlwollen-

[1]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 11 (1796), S. 116 ff. 122 f.

[2]) AllgLZ. 10. 12. 1796. Näheres bei Schmidt und Suphan, Xenien S. 202 f. zu No. 778. — Auch Tieck machte sich über das Zwiebelgleichnis lustig, vgl. Volksmährchen 1 (1797), S. 31.

[3]) Der Geist der allerneuesten Philosophie der HH. Schelling, Hegel und Kompagnie 1 (1803), S. 165.

[4]) Ebenda S. 163 f.

[5]) Vgl. ADB. 41, S. 494.

[6]) Vgl. über ihn den vortrefflichen Artikel von Windelband bei Ersch und Gruber II, 38, S. 388 ff.

[7]) Schellings Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts.

[8]) Das Berliner Exemplar — Np 14376 — trägt von seiner Hand die Widmung: „Meinem lieben Vater Jacobi.“

dem Optimismus ein philiströses Zufriedenheitsideal gepredigt wird. Auf dieses Buch mag sich der Ausruf des Pseudoahasver (Nw. S. 31) in erster Reihe beziehen: „Über die Kunst zu leben ist mehr als zuviel geschrieben, doch suche ich noch immer einen Traktat über die Kunst zu sterben vergeblich.“[1])

Vor allem aber scheinen die Nachtwachen versteckte Hinweise auf F. H. Jacobi selbst zu enthalten.[2]) Köppens Streitschrift hatte einen Anhang (S. 209ff.), bestehend aus einigen Briefen Jacobis, die ungefähr das gleiche besagten, was Köppen bereits gesagt hatte. Schelling wusste schon längst, dass Jacobi gegen ihn mancherlei auf dem Herzen hatte; äusserlich blieben ihre Beziehungen noch leidlich, bis dann später Jacobi in einer eigenen Schrift Schelling abermals und schärfer angriff, worauf dieser mit brutaler Grobheit antwortete.[3]) Es ist kein Zweifel möglich, dass er in der Zwischenzeit dem Gefühlsphilosophen innerlich grollte und schwerlich eine Gelegenheit vorübergehen liess, ihm eins zu versetzen. In seiner epochemachenden Schrift „Über die Lehre des Spinoza“ hatte Jacobi geäussert[4]): „Der Gedanke der Vernichtigung, der mir immer grässlich

[1]) In zweiter Reihe käme dann Hufelands „Makrobiotik“ (1796) in Frage und wohl auch F. Schlegels Aufsatz über Goethes „Meister“ (Jugendschr. 2, S. 165ff.), der nachzuweisen sucht, dass die Darstellung der „Lebenskunst“ das höchste und letzte Problem im „Meister“ sei (vgl. S. 167. 170. 174. 180). Übrigens hat Schelling selbst 1802 ein Gedicht „Lebenskunst“ verfasst, s. Werke 10, S. 439f. — Die Stelle ist aber noch insofern merkwürdig, als der Verf. nicht gewusst zu haben scheint, dass ja Traktate über die Kunst zu sterben in reichlicher Anzahl vorhanden sind, vgl mein Buch über Heinrich Knaust 1903, S. 147f. und die dort S. 299 zitierte Literatur.

[2]) Beckers hat dies bereits S. 96 ganz kurz angedeutet.

[3]) Vgl. ausser Kuno Fischer S. 153ff. 672ff. noch Zirngiebl, F. H. Jacobis Leben, Dichten und Denken 1867, S. 118ff. 341ff.

[4]) Neue Ausgabe 1789, S. 329; vgl. S. 15.

gewesen war, wurde mir nun noch grässlicher; und ebensowenig konnte ich die Aussicht einer ewig dauernden Fortdauer[1]) ertragen." Damit vergleiche man nun Stellen wie die folgenden in den „Nachtwachen": „Ich war in diesem Augenblicke seiner Fortdauer gewiss; denn nur das endliche Wesen kann den Gedanken der Vernichtung nicht denken, während der unsterbliche Geist nicht vor ihr zittert" (S. 8).[2]) „. . . wie müsste sie [die Puppe = der Mensch] sich bei mir in der Ewigkeit, vor der ich oft selbst erschrecke, langweilen!" (S. 81f.) In der Ewigkeit „herrschte eine fürchterliche, ewig öde Langeweile. Ausser mir, versuchte ich mich zu vernichten — aber ich blieb und fühlte mich unsterblich!" (S. 123.)[3])

Und nun berücksichtige man, dass die Frage nach der Unsterblichkeit gerade im Jahre 1804 Schelling aufs angelegentlichste beschäftigt hat. Die einzige ans Licht getretene Schrift seiner Würzburger Periode, „Philosophie und Religion", enthält einen schwierigen Schlussabschnitt: „Unsterblichkeit der Seele".[4]) Hierin wird ausgeführt, dass Unsterblichkeit im gewöhnlichen Sinne (als individuelle Fortdauer) „nur eine fortgesetzte Sterblichkeit" wäre.[5]) Wahrhaft unsterblich, meint Schelling platonisierend, ist nur die Idee oder der ewige Begriff der Seele. Diejenigen, deren Seelen fast

---

[1]) Von Jacobi gesperrt.

[2]) Schelling nennt 1802 (Plitt 1, S. 374) die „Scheu vor der Vernichtung des Endlichen" das offenbare Grundprinzip aller spekulativen Äusserungen Jacobis.

[3]) Vgl. Schellings Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kritizismus VII, Werke 1, S. 326: „Vielleicht erinnerte ich Sie an Lessings Bekenntnis, dass er mit der Idee eines unendlichen Wesens eine Vorstellung von unendlicher Langeweile verbinde, bei der ihm angst und wehe werde."

[4]) Werke 6, S. 60ff.

[5]) Vgl. Nw. S. 75: „da das Leben . . . nur durch ein fortlaufendes Sterben entsteht."

bloss von vergänglichen Dingen erfüllt seien, gehen notwendig in einen dem Nichts ähnlichen Zustand über: „daher ihre . . . unwillkürliche Furcht vor der Vernichtung,[1]) während dagegen in denjenigen, welche schon hier von dem Ewigen erfüllt gewesen sind . . . Gewissheit der Ewigkeit und nicht nur die Verachtung, sondern die Liebe des Todes entsteht.“ Das ist nicht weit entfernt von der Lehre mancher Stoiker, dass nur die Weisen unsterblich seien[2]), eine Lehre, die der Verf. der Nachtwachen gegen Ende seines Werks schwungvoll und mit innerlicher Anteilnahme erneuert hat. „Nur alle dürften sie mir nicht erstehen wollen; alle nicht! . . . Nur ihr mögt euch aus dem Schlummer erheben, ihr grossen königlichen Häupter . . . und ihr begeisterten Sänger . . . Die andern mögen ruhig schlafen . . .“ (S. 143).[3]) Wem könnte diese Lehre mehr zugesagt haben als dem aristokratischen Schelling, der als natürlichen Wahlspruch der Philosophie das Wort bezeichnet hat[4]): „Odi profanum volgus et arceo“?

Auch andere Anschauungen Schellings glauben wir jetzt in den Nw. zu bemerken. Wenn der Nachtwächter (S. 84) alles bloss Vernünftige abgeschmackt findet, darf man da nicht an Schellings Hass auf die vernünftigste aller Wissenschaften, auf die Logik, erinnern?[5]) Und ist nicht der die Nachtwachen durchziehende Irrationalismus

[1]) S. o. S. LV.

[2]) Zeller, Philosophie der Griechen III, 1 (3. Aufl. 1880), S. 202.

[3]) Wenn es dann weiter heisst: „. . . nur betteln sollst du mir nicht um den Himmel — nicht betteln,“ so ist damit der X. Brief über Dogmatismus und Kritizismus zu vergleichen, wo von einem Menschen gesprochen wird, „der in der übersinnlichen Welt seine Existenz erbettelt hat“ Werke 1, S. 338).

[4]) Akad. Studium V, Werke 5, S. 261.

[5]) Vgl. z. B. Bruno, Werke 4, S. 300: „Welche Hoffnung also zur Philosophie für den, welcher sie in der Logik sucht?“ — „Keine.“ Ferner Akadem. Studium VI, Werke 5, S. 269 f.

— seit den Tagen Hamanns freilich nichts Unerhörtes in Deutschland[1]) — gerade ein Lieblingsgedanke des älteren Schelling? Waren ihm nicht auch wie dem Nachtwächter die schöpferischen Wahnsinnigen lieber als die kalten Verstandesmenschen?[2]) Wenn in den Nachtwachen mehrfach (S. 38. 41) über das Motivieren gespottet wird, fallen einem da nicht Schellings Weisungen für den Jünger der Geschichte ein?[3]) Oder die herablassenden Worte über das Motivieren in der Tragödie?[4]) — Abneigung gegen die Psychologie, wie sie namentlich aus den höhnischen Bemerkungen auf S. 137 der Nachtwachen spricht, trifft man allerdings nicht selten bei den Romantikern. Niemand aber hat sich damals öfter und energischer gegen die Psychologie gewendet als Schelling[5]), und vielleicht ist er es auch gewesen, der hierin auf Tieck[6]), auf A. W. Schlegel[7]) u. a. eingewirkt hat. Idealistische Philosophie und empirische Psychologie sind durch eine tiefe Kluft geschieden oder wähnen es doch zu sein. In den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studium“[8]) sagt Schelling,

[1]) Auch Jean Paul war durchaus Irrationalist. Es ist mir unbegreiflich, wie F. Th. Vischer (Kritische Gänge N. F. 6 [1873], S. 139) sagen konnte, Jean Paul sei im Grunde Rationalist gewesen.

[2]) Vgl. die überaus charakteristische Stelle in den „Weltaltern“ (entstanden etwa 1811—1815), wo von einer Einteilung der Menschen nach dem ihnen innewohnenden Wahnsinn gesprochen wird: Werke 8, S. 338f.

[3]) „Er lerne für die neuere Geschichte die naive Einfalt der Chroniken liebgewinnen, die keine prätensionsvollen Charakterschilderungen machen oder psychologisch motivieren.“ Akad. Studium X, Werke 5, S. 311.

[4]) Philosophie der Kunst, Werke 5, S. 700.

[5]) Vgl. z. B. Werke 5, S. 260. 270ff. 302. 311. 351. 10, S. 196. 199f. Fichtes und Schellings philos. Briefwechsel S. 107.

[6]) Romantische Dichtungen 1 (1799), S. 384 = Schriften 10, S. 344.

[7]) Berliner Vorlesungen 1, S. 51, bes. S. 98.

[8]) 1803; Werke 5, S. 270 (Vorl. VI).

dass die sogenannte Wissenschaft der Psychologie auf der angenommenen Entgegensetzung der Seele und des Leibes beruhe, „und man kann leicht urteilen, was bei Nachforschungen über etwas, das gar nicht existiert, nämlich eine dem Leibe entgegengesetzte Seele, herauskommen kann". Bonaventura lässt den Nachtwächter (S. 137) ironisch von seiner Hochschätzung einer Wissenschaft reden, die „es sich nicht verdriefsen läfst, an einem so hypothetischen Gegenstand, als die Seele ist, Zeit und Mühe zu verschwenden".

Endlich scheint mir auch der in den Nachtwachen waltende Pessimismus, von dem ein gerüttelt Mass selbst nach Abzug alles satirisch gemeinten noch übrig bleibt, Schellings Autorschaft eher zu erhärten als in Zweifel zu stellen. Wir haben gesehen, dass der Philosoph zumal in der Würzburger Epoche schwer verbittert war, wie denn überhaupt seit dieser Zeit in seinen Schriften ein leis oder lauter anklingender Unterton weltschmerzlicher Melancholie zu spüren ist. Zuweilen klingt der Mollakkord deutlich hervor. „Schmerz", sagt Schelling[1], „ist etwas Allgemeines und Notwendiges in allem Leben." „Alles, was wird, kann nur im Unmut werden, und wie die Angst die Grundempfindung jedes lebenden Geschöpfs, so ist alles, was lebt, nur im heftigen Streit empfangen und geboren."[2] Er spricht von dem „Schleier der Schwermut, der über die ganze Natur gebreitet ist".[3] Nur durch Leiden könne man zur Herrlichkeit gelangen. „Man hat vor etwa 50 Jahren in Frankreich über das Wort eines Philosophen, d'Alembert, gelacht, der von dem malheur de l'existence sprach, der indess damit doch vielleicht ein tiefes Gefühl verknüpfte. An analoge indische Vorstellungen von der Unseligkeit alles

[1]) Die Weltalter, Werke 8, S. 335.

[2]) Ebenda S. 322 f.

[3]) Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit 1809, Werke 7. S. 399.

Seins will ich nur erinnern."[1]) Man glaubt Schopenhauer zu lesen, der ja auch sonst mit dem älteren Schelling manches gemein hat.[2]) Es ist kein Zufall, dass die Adepten Schopenhauers gerade für Schelling ein besonderes Interesse bekundet haben und noch bekunden. Er müsste in der noch nicht geschriebenen Geschichte des Pessimismus einen Platz erhalten, auch wenn er die Nachtwachen nicht verfasst hätte. Hat er es aber getan, dann müsste es ein Ehrenplatz werden. Denn Poesie spricht vernehmbarer als Prosa.

Der pessimistische Nachtwächter hat, wie schon oben bemerkt, eine gewisse Ähnlichkeit mit dem pessimistischen Dänenprinzen. Bonaventura hat dies selbst zum Ausdruck gebracht, indem er ihn unter dem Namen Hamlets mit seiner Geliebten, Ophelia, korrespondieren läfst (Nw. S. 117ff.). Diese Partie gehört zu den originellsten des Werks. Eingeschobene Briefe sind zwar an sich, wie in dem Roman des 18. Jhs., so auch in dem der Romantik durchaus nichts Ungewöhnliches[3]); aber ein solcher Briefwechsel unter der Maske zweier Shakespearescher Figuren dürfte nicht oft fingiert worden sein. Und da scheint es mir denn recht bedeutsam, dass wir gerade bei Schelling einer ganz gleichartigen Fiktion begegnen: er kleidet einen An-

---

[1]) Darstellung des philos. Empirismus, Werke 10, S. 266f.

[2]) Damit soll aber nicht der alte Mythus von neuem in Umlauf gesetzt werden, dass Schoppenhauers Philosophie lediglich eine Kopie der Schellingschen sei; vgl. Schopenhauers Selbstverteidigung Parerga 1 (Werke ed. Grisebach 4), S. 159f. Briefe ed. Grisebach S. 411f. Anderseits ist Schelling von den „drei Sophisten nach Kant" Schopenhauern zweifellos am wenigsten unangenehm gewesen; manchmal spricht er sogar mit einer gewissen Hochachtung von ihm, z. B. Werke 1, S. 203. 2, S. 370f. 5, S. 124. Briefe S. 275: S. 270 verwahrt er sich dagegen, ihn jemals einen „Unsinnschmierer" genannt zu haben.

[3]) Vgl. Kerr S. 98. Riemann, Goethes Romantechnik 1902, S. 104ff.

griff auf Reinhold in die Form eines Briefs von Zettel an Squenz![1])

In Würzburg wiederholte Schelling seine Vorlesungen über Philosophie der Kunst.[2]) In diesen entwickelt er, zum Teil im Anschluss an Goethe, eine Theorie des Romans, zu der sich die Nachtwachen beinah wie das praktische Beispiel verhalten. „Da in der Form der Darstellung", sagt er hier[3]), „der Roman dem Epos soviel möglich gleich sein soll und doch ein beschränkter Gegenstand eigentlich den Stoff ausmacht, so muss der Dichter die epische Allgemeingültigkeit durch eine relativ noch grössere Gleichgültigkeit gegen den Hauptgegenstand oder den Helden binden und noch viel weniger alles im Buch ihm gleichsam unterwerfen. Da das Beschränkte nur gewählt ist, um in der Form der Darstellung das Absolute zu zeigen, so ist der Held gleichsam schon von Natur mehr symbolisch als persönlich und muss auch so im Roman genommen werden, so dass sich alles leicht ihm anknüpft, dass er der kollektive Name sei, das Band um die volle Garbe. — Die Gleichgültigkeit darf so weit gehen, dass sie sogar in Ironie gegen den Helden übergehen kann, da Ironie die einzige Form ist, in der das, was vom Subjekt ausgeht oder ausgehen muss, sich am bestimmtesten wieder von ihm ablöst und objektiv wird. Die Unvollkommenheit kann also dem Helden in dieser Hinsicht gar nichts schaden; die prätendierte Vollkommenheit dagegen wird den Roman vernichten." Ist nicht unser Nachtwächter durchaus ein Held, wie er hier skizziert wird? Und wenn Schelling in dem gleichen Zusammenhang[4]), auf „Don Quijote" und „Wilhelm Meister" exemplifizierend, von dem „Kampf des Idealen mit dem Realen" spricht, so ist damit

[1]) Werke 5, S. 168ff.
[2]) Werke 5, S. 353ff.
[3]) Ebenda S. 675.
[4]) Ebenda S. 681; vgl. Beckers S. 95.

auch das Grundthema der Nachtwachen bezeichnet. Es ist zugleich das Grundthema der bedeutenderen Werke Jean Pauls.[1])

Hier aber stocken wir. Der Name Jean Pauls erinnert uns daran, wieviel Bonaventura ihm verdankt. Kein Zweifel, dass er über eine vortreffliche Kenntnis dieses Autors verfügte. Lässt sich nun eine solche bei Schelling nachweisen? Nein. Seine Briefe sprechen selten und immer nur beiläufig von Jean Paul.[2]) Seine philosophischen Schriften verraten weder nach Inhalt noch Form die Einwirkung Jean Pauls. Seine Vorlesungen über Philosophie der Kunst, die so viele Namen nennen, gedenken Jean Pauls mit keiner Silbe. Und dieser Mann sollte die so stark jeanpaulisierenden Nachtwachen verfasst haben? Wir sind im Verlauf unserer Untersuchung oft auf Rätsel gestossen: dies ist das schwerste. Es ist, wie ich glaube, das einzige Moment, das ernsthaft gegen die Autorschaft Schellings angeführt werden kann. Aber vielleicht ist es doch kein *αἴνιγμα δύσλυτον*.

Dass Schelling sich überhaupt so beeinflussbar zeigt wie der Verf. der Nachtwachen, wird man nicht bestreiten. Es wäre unbillig und kurzsichtig, ihn — einige seiner Gegner haben es getan — schlechthin zum servile imitatorum pecus zu rechnen. Allein soviel steht fest: keiner der grossen Philosophen hat sich derart von seinen Vorgängern leiten lassen wie Schelling. Kant, Fichte, Herder, Spinoza, Plato, Giordano Bruno, Leibniz, Jakob Böhme, die Neuplatoniker, zuletzt noch Aristoteles und die Gnostiker haben seine in mancherlei Farben schillernde Philosophie gespeist, und nicht nur den Kern, auch die Schale hat er häufig nachzubilden gesucht: er schreibt philosophische Briefe wie Jacobi

---

[1]) Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. 5. Aufl. 1 (1881), S. 125.

[2]) Vgl. z. B. Plitt 2, S. 38. Waitz 2, S. 266.

und Reinhold, er verfasst Dialoge wie Plato und Bruno, er philosophiert more geometrico wie Spinoza. Und er ändert je nach seinem Muster auch seine Terminologie, die dadurch etwas unerträglich Schwankendes bekommt.

Dabei ist er keiner von denen, die ihrer Väter gern gedenken. Ich lasse dahingestellt, ob wirklich mala fides vorliegt, wie Schopenhauer[1]) und Eduard von Hartmann[2]) meinen; aber jedenfalls ist seine Art, sich die Forschungsergebnisse anderer anzueignen, ohne dies ausdrücklich zu bemerken, von Anfang an höchst ungeniert. Selten weist er auf die Anregungen hin, die er von anderen empfangen hat. Für uns besonders bedeutsam ist, dass er sich in einigen Fällen eine Zeit lang durch einen bestimmten Autor stark inspirieren läßt, dann jedoch den Einfluss so gut wie ganz überwindet und kaum mehr von dem früheren Eideshelfer spricht. Man denke an Giordano Bruno, den er erst in einer für ihn ungewöhnlichen Weise ausgezeichnet hat[3]), hernach aber völlig vergessen zu haben scheint[4]). In den (freilich späten) Münchener Vorlesungen „Zur Geschichte der neueren Philosophie" wird selbst der Name des Nolaners nicht genannt, — ein immerhin beachtenswertes Analogon zu der Art, wie in den Vorlesungen über Philosophie der Kunst von Jean Paul geschwiegen wird[5]). Denn darüber kann doch schwerlich ein Zweifel aufkommen, dass Schelling tatsächlich

---

[1]) Preisschrift über die Freiheit des Willens, Werke 3, S. 462f.

[2]) Schellings philosophisches System 1897, S. 24.

[3]) Vgl. sein Gespräch „Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge", Werke 4, S. 213ff.; vgl. S. 330ff.

[4]) Dass er sich noch 1804 lebhaft für ihn interessierte, zeigt Plitt 2, S. 16.

[5]) Übrigens hatte ihn auch A. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen nicht ausdrücklich genannt, aber die Charakteristik 2, S. 21,6 ff. war doch unverkennbar.

die Schriften Jean Pauls gekannt hat, auch wenn er noch so wenig von ihnen spricht. Jean Paul hatte in Weimar-Jena seine Rolle gespielt, seine Romane waren in aller Händen, er übte auf die Romantik insgesamt einen schwer zu überschätzenden Einfluss. Die vortrefflichen Darlegungen Kerrs[1]) haben uns gezeigt, wieviel Brentano, und nicht nur Brentano, von ihm gelernt hat; sein „Godwi“ steckt voller jeanpaulischer Elemente. Das hat schon die scharfäugige Caroline gesehen, die ihn treffend als einen „etwas poetischeren Jean Paul“ bezeichnete[2]). Diese Bemerkung allein beweist, wie gut sie den Verfasser des „Hesperus“ kannte, sie, die Freundin, die Gattin Schellings.

Ungesucht stellt sich hier die Vermutung ein, dass Caroline an der Abfassung der Nachtwachen beteiligt war[3]). Dass sie das Buch allein geschrieben habe, wie wohl — von wem? — geäussert worden[4]), halte ich für ausgeschlossen. Es setzt Kenntnisse voraus, die sie bei all ihrer Bildung nicht besessen hat[5]). Aber geholfen mag sie ihrem Manne sehr wohl haben. Die Diskrepanz der einzelnen Teile, von der oben die Rede war, würde es nur wahrscheinlicher machen, dass mehrere an dem Buche gearbeitet haben[6]), wenn wir auch in solchen Annahmen durch Aufdeckung von Widersprüchen in Kunstdichtungen neuerdings behutsamer geworden sind. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, dass alle Jean Paul-Elemente in den Nachtwachen auf die Rechnung Carolinens kommen. Was ihr, was Schelling angehören

[1]) Godwi 1898, S. 64 ff.

[2]) Waitz 2, S. 150, vgl. Kerr S. 130.

[3]) Ihre übrige schriftstellerische Tätigkeit setze ich hier als bekannt voraus.

[4]) Waitz 1, S. V.

[5]) Auch der ganze Ton hat nichts Frauenhaftes, aber das wäre kein Gegenbeweis. Selbst der feinfühligste Philolog, der gewiegteste Psycholog kann aus manchen Dichtungen der Droste nicht die Frau heraushören.

[6]) Vgl. dagegen Meyer S. 588.

könnte, das zu entscheiden muss künftiger Untersuchung vorbehalten bleiben. Vielleicht hilft die neue Methode der Sprachstatistik hier weiter, — vielleicht auch nicht.

Wenn Caroline an der Abfassung der Nachtwachen beteiligt war, dann würde sich am einfachsten auch der Einwurf erledigen lassen, den schon Haym[1]) gegen die Autorschaft Schellings erhoben hat: dass nämlich die Heldin der Ehebruchsgeschichte in der 3. Nachtwache Caroline heisse. Darauf ist zunächst zu antworten, dass ja der Name, wie jeder sieht, nur gewählt ist, um den Witz mit der Carolina machen zu können. Ferner, dass der Name Caroline damals nicht so wie heute sofort die Ideenassoziation an Madame Luzifer hervorrief und bei strenger Wahrung des Pseudonyms gar nicht hervorrufen konnte. Endlich aber, dass es nicht angeht, moderne Gefühlsweisen in vergangene Zeiten zu übertragen. Die romantische Ethik war, wie sattsam bekannt, anders geartet als die heutige. Was uns oder doch vielen von uns jetzt empörend erscheint, ward in den Kreisen der Romantiker oft mit Gemütsruhe hingenommen. An sich würde, wie bemerkt, die in der 3. Nachtwache geschilderte Episode weit besser auf das Ehepaar Mereau und Brentano passen, über die sich Schelling und Caroline lustig zu machen liebten[2]). Aber die spottsüchtige Caroline könnte sich hier auch einmal selbst persifliert haben. Selbstironie war ja bei den Romantikern besonders geschätzt, und ein solcher Fingerknips gegen die Gesellschaft, wie Fontane sagen würde, wäre einer Frau wohl zuzutrauen, deren halbes Leben doch ein Fingerknips gegen die Gesellschaft gewesen ist.

Wir müssen abbrechen. Fassen wir zusammen. Es ist uns nicht gelungen, den Schöpfer der Nachtwachen mit Sicherheit festzustellen. Eine Reihe von Argumenten

[1]) S. 636 Anm., vgl. Meyer S. 579.

[2]) Vgl. Waitz 2, S. 80. 91. 99.

konnten wir zu Gunsten Schellings anführen. Weniges, aber Gewichtiges sprach gegen ihn; wir versuchten es zu entkräften, ohne doch die Schwierigkeiten zu verkennen. Die Hypothese, dass Caroline an der Abfassung der Nachtwachen beteiligt sei, schien uns erwägenswert.

Nach alledem ist es doch wohl verfrüht, einen anderen Verfasser der Nachtwachen als Schelling anzunehmen. Wenn R. M. Meyer das Werk E. Th. A. Hoffmann zuschreiben wollte[1]), so ist diese Vermutung bereits durch den Hinweis auf ein unlängst bekannt gewordenes Tagebuch Hoffmanns widerlegt, das ein „offenbar vollständiges Repertorium" aller seiner schriftstellerischen Versuche bis 1808 darstellt[2]), von den Nachtwachen aber nichts zu sagen weiss.

4.

Dunkel wie die Vorgeschichte der Nachtwachen ist auch ihre Nachgeschichte. Die geringe Beachtung, die das Werk zunächst fand, macht eine irgendwie erhebliche Nachwirkung unwahrscheinlich. Und doch glauben wir hie und da Spuren einer solchen zu bemerken. Es fragt sich aber, ob wirklich eine unmittelbare Berührung vorliegt.

So gab Ignaz Aurelius Fessler[3]), der einen beträchtlich interessanteren Roman gelebt als geschrieben hat, zwei Bücher heraus, die den Titeln nach mit den Nachtwachen in Beziehung zu stehen scheinen: „Bonaventuras mystische Nächte" (Berlin 1807) und „Der Nachtwächter Benedikt" (Berlin 1809)[4]). Allein inhaltlich zeigen diese

[1]) Euphorion 10, S. 578ff.

[2]) Vgl. H. v. Müller, Nachträgliches zu E. T. A. Hoffmann: Euphorion 10, S. 589ff.

[3]) Vgl. Döring bei Ersch und Gruber 43, S. 266ff. Goedeke 5, S. 493ff. — Tieck hat ihn im „Zerbino" IV, 4 und im „Poetischen Journal" 1, S. 245 verspottet.

[4]) Vgl. Fesslers Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. 2. Aufl. 1851, S. 217. Scharfe Äusserung

mit erbaulichen Betrachtungen in weichlich verschwommenem Stil angefüllten Romane durchaus keine Verwandtschaft mit den Nachtwachen; wo dies scheinbar doch der Fall ist, kann man sicher sein, jeanpaulisches Gut vor sich zu haben. In Tiecks packender Erzählung „Die Reisenden“[1]) könnte das satirische Narrenhaus an das gleiche Motiv in den Nachtwachen, in seiner späten antiromantischen Novelle „Waldeinsamkeit“[2]) das Tagebuch des Wahnsinnigen an den Monolog des Weltschöpfers und an die Verdauungsverherrlichung[3]) gemahnen. Aber auch hier genügt die Annahme gemeinsamer Benutzung derselben oder einer ähnlichen Quelle.

Ob der idealische Nachtwächter in Mörikes „Maler Nolten“, der auf dem Maskenballe Auszüge aus seinem „geheimen Nachtbuch“ verteilt[4]), auf eine Anregung Bonaventuras zurückzuführen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Dagegen scheinen mir Dingelstedts „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ eine legitime Verwandtschaft mit den Nachtwachen zu verraten. Dieser furiose Nachtwächter, der sein „gutes, liebes, altes Horn“ verloren hat[5]) und mit ätzender Ironie auf Welt und Menschen schimpft, er gleicht dem Helden der Nachtwachen in mehr als einem Betracht. Beide berichten von dem Kämmerlein eines Poeten, beide geleiten uns in ein Sterbehaus, beide lieben die Nacht, weil sie

Adam Müllers über „Bonaventuras myst. Nächte“ in seinem Briefwechsel mit F. Gentz 1857, S. 100. Den „Nachtwächter Benedikt“ hat Ernst Wagner in den Heidelberger Jahrbüchern 1809, 2, S. 145ff. freundlich besprochen, vgl. Steig, Euphorion 9 (1902), S. 205.

[1]) 1822; Schriften 17, S. 169ff. Darauf hat schon Minor: Akademische Blätter 1884, S. 142f. hingewiesen.

[2]) 1840; Schriften 26, S. 473ff.

[3]) Nw. S. 80f. 103f.

[4]) In der ersten Ausgabe 1832, 1, S. 41ff.; s. auch den Abschnitt aus seinem „mit sonderbaren Charakteren geschriebenen Heft“ S. 49ff. Vgl. 5. Aufl. 1897, 1, S. 54. 61. 65f.

[5]) In der ersten Ausgabe 1842, S. 6, vgl. S. 31. 33.

keines Menschen Freund, beide finden in der Welt einen närrischen Schabernack, beide stellen über die Wahnsinnigen nachdenkliche Betrachtungen an[1]), beide verachten das Monopol „Vernunft“.[2])

Die weltschmerzlerische Stimmung freilich brauchte Dingelstedt nicht aus den Nachtwachen zu entnehmen; sie lag in seiner Zeit und mehr fast noch in seiner Brust. Aber gerade der Weltschmerz Bonaventuras musste um das Jahr 1840 als Antizipation angesehen werden, da Byrons Ruhm sich ausgebreitet hatte und Heine auf dem Gipfel seines Könnens stand. Varnhagen hat das wohl gefühlt, als er sich anno 1843 bei der Lektüre der Nachtwachen an die Produkte des jungen Deutschlands erinnert fand[3]). Er hat ja oft genug den Zusammenhang des jungen Deutschlands mit der Romantik betont[4]), selten mit gröfserem Rechte als bei diesem Buch. Der eigentliche Mittler aber ist Jean Paul. Nicht nur die Romantik, auch das junge Deutschland, auch die Poesie der vierziger und fünfziger Jahre steht unter seinem Einfluss. Gottfried Keller hat ihn erfahren, Wilhelm Raabe nie überwunden, und fast scheint es, als ob sich der Jean Paul-Kultus vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beim Beginn des zwanzigsten wiederholen will. Vielleicht aber ist, mit Bonaventura zu sprechen[5]), dies leuchtende Auflodern der schon verlöschenden Flamme nur der sichere Vorbote des nahen Todes.

---

[1]) Ebenda S. 37 (vgl. Nw. S. 85,33):

„Was nicht so denkt, wie wir, und nicht
So fühlt, das zählen wir zu Kranken,
Und ob nicht just Gesundheit spricht
Aus ihren taumelnden Gedanken?“

[2]) Ebenda S. 5. 15. 18f. 38.

[3]) Tagebücher 2, S. 206.

[4]) Vgl. Haym, Gesammelte Aufsätze 1903, S. 223.

[5]) Nw. S. 7.

5.

Die vorliegende Ausgabe bietet den Text des Originals unter Wahrung der unregelmässigen Orthographie und Interpunktion. Die belanglosen Änderungen werden im folgenden aufgezählt.

Der Umlaut, der im Original durch ein über die Vokale gestelltes e ausgedrückt ist, wurde in der heut gebräuchlichen Art wiedergegeben. Durch die Silbentrennung veranlasstes ff wurde durch ſſ ersetzt: S. 73,$_{34}$. S. 90,$_{4}$. S. 101,$_{24}$. S. 133,$_{24}$. Ein grosser Anfangsbuchstabe für die Anrede Sie wurde eingeführt: S. 83,$_{35}$. S. 103,$_{26.\ 28}$. S. 105,$_{9.\ 11}$ (zweimal). S. 111,$_{15}$. Die Anführungsstriche wurden hinzugefügt: S. 18,$_{36}$. S. 91,$_{19}$. S. 101,$_{19}$. S. 105,$_{25}$. S. 109,$_{31}$. S. 138,$_{17}$. S. 142,$_{21}$. Ferner wurden gebessert: S. 24,$_{10}$ verſtehen aus vorſtehen | S. 29,$_{33}$ die er, um aus die, er um | S. 33,$_{18}$ wirſt aus mirſt | S. 65,$_{17}$ Schmäuchen aus Schmännchen | S. 68,$_{13}$ Mäuſe ſpielten aus Mäuſe, ſpielten | S. 73,$_{8.\ 26.\ 36}$ Darwin aus Darwie | S. 78,$_{32}$ der aus deß | S. 96,$_{24}$ weniger aus wieder | S. 100,$_{28}$ Mutter Leibe aus Mutter-leibe | S. 102,$_{24}$ Ihnen aus ihnen | S. 121,$_{20}$ neuem aus neuen |

Die Anmerkungen wollen nicht nur Einzelheiten erklären, sondern auch manches in der Einleitung Gesagte durch Anführung von Belegstellen ergänzen und erhärten. Um die Gemeinsamkeit der Anschauungen Bonaventuras und der übrigen Romantiker zu beweisen, habe ich hie und da weiter ausholende Zusammenstellungen geliefert, ohne dabei irgend welche Vollständigkeit anzustreben.

Für gelegentliche Hinweise und freundlichen Rat bin ich den Herrn Professoren Max Dessoir und Max Herrmann sowie Frau Dr. Helene Herrmann zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Andere gütige Helfer sind an Ort und Stelle genannt. Der Neudruck wurde nach dem Exemplare des Herrn Privatdozenten Dr. Paul Eltzbacher (Halle) hergestellt, der mir das seltene Buch

in der liebenswürdigsten Weise längere Zeit zur Benutzung überliess. Auch die im Besitze der Herzogl. Bibliothek zu Gotha und der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München befindlichen Originale wurden mir mit rühmenswerter Gefälligkeit zur Verfügung gestellt. Der Münchener Hofbibliothek gebührt überhaupt — neben der Kgl. Bibliothek zu Berlin — mein besonderer Dank. Ausserdem haben mich namentlich die Kgl. Bibliotheken zu Dresden und Stuttgart und die Universitätsbibliotheken zu Göttingen, Halle, Königsberg, Würzburg bei meinen Forschungen unterstützt.

Berlin.
Am fünfzigsten Todestage Schellings.

Hermann Michel.

Journal

von

neuen deutschen Original Romanen

in 8 Lieferungen jährlich

Dritter Jahrgang. 1804

Siebente Lieferung.

Nachtwachen.

Penig 1804

bey F. Dienemann und Comp.

Nachtwachen.

Von

Bonaventura.

Penig 1805
bey F. Dienemann und Comp.

Erste Nachtwache.

Die Nachtstunde schlug; ich hüllte mich in meine abenteuerliche Vermummung, nahm die Pike und das Horn zur Hand, ging in die Finsterniß hinaus und rief die Stunde ab, nachdem ich mich durch ein Kreuz gegen die bösen Geister geschützt hatte.

Es war eine von jenen unheimlichen Nächten, wo Licht und Finsterniß schnell und seltsam mit einander abwechselten. Am Himmel flogen die Wolken, vom Winde getrieben, wie wunderliche Riesenbilder vorüber, und der Mond erschien und verschwand im raschen Wechsel. Unten in den Straßen herrschte Todtenstille, nur hoch oben in der Luft hauste der Sturm, wie ein unsichtbarer Geist.

Es war mir schon recht, und ich freute mich über meinen einsam wiederhallenden Fußtritt, denn ich kam mir unter den vielen Schläfern vor wie der Prinz im Mährchen in der bezauberten Stadt, wo eine böse Macht edes lebende Wesen in Stein verwandelt hatte; oder wie in einzig Uebriggebliebener nach einer allgemeinen Pest oder Sündfluth.

Der letzte Vergleich machte mich schaudern, und ich war froh ein einzelnes mattes Lämpchen noch hoch oben über der Stadt auf einem freien Dachkämmerchen brennen zu sehen.

Ich wußte wohl, wer da so hoch in den Lüften regierte; es war ein verunglückter Poet, der nur in der Nacht wachte, weil dann seine Gläubiger schliefen, und die Musen allein nicht zu den letzten gehörten.

Ich konnte mich nicht entbrechen folgende Standrede an ihn zu halten:

„O du, der du da oben dich herumtreibst, ich ver„stehe dich wohl, denn ich war einst deinesgleichen! Aber „ich habe diese Beschäftigung aufgegeben gegen ein ehr„liches Handwerk, das seinen Mann ernährt, und das für „denjenigen, der sie darin aufzufinden weiß, doch keines„weges ganz ohne Poesie ist. Ich bin dir gleichsam wie „ein satirischer Stentor in den Weg gestellt, und unter„breche deine Träume von Unsterblichkeit, die du da oben in „der Luft träumst, hier unten auf der Erde regelmäßig durch „die Erinnerung an die Zeit und Vergänglichkeit. Nacht„wächter sind wir zwar beide; schade nur daß dir deine „Nachtwachen in dieser kalt prosaischen Zeit nichts ein„bringen, indeß die meinigen doch immer ein Uebriges [4] „abwerfen. Als ich noch in der Nacht poesirte, wie du, „mußte ich hungern, wie du, und sang tauben Ohren; „das letzte thue ich zwar noch jetzt, aber man bezahlt „mich dafür. O Freund Poet, wer jezt leben will, der „darf nicht dichten! Ist dir aber das Singen angebohren, „und kannst du es durchaus nicht unterlassen, nun so „werde Nachtwächter, wie ich, das ist noch der einzige „solide Posten wo es bezahlt wird, und man dich nicht „dabei verhungern läßt. — Gute Nacht, Bruder Poet."

Ich blickte noch einmal hinauf, und gewahrte seinen Schatten an der Wand, er war in einer tragischen Stellung begriffen, die eine Hand in den Haaren, die andre hielt das Blatt, von dem er wahrscheinlich seine Unsterblichkeit sich vorrezitirte.

Ich stieß ins Horn, rief ihm laut die Zeit zu, und ging meiner Wege. —

Halt! dort wacht ein Kranker — auch in Träumen, [5] wie der Poet, in wahren Fieberträumen!

Der Mann war ein Freigeist von jeher, und er hält sich stark in seiner letzten Stunde, wie Voltaire. Da sehe ich ihn durch den Einschnitt im Fensterladen; er schaut blaß und ruhig in das leere Nichts, wohin er nach einer

Stunde einzugehen gedenkt, um den traumlosen Schlaf auf immer zu schlafen. Die Rosen des Lebens sind von seinen Wangen abgefallen, aber sie blühen rund um ihn auf den Gesichtern dreier holder Knaben. Der jüngste droht ihm kindlich unwissend in das blasse starre Antlitz, weil es nicht mehr lächeln will, wie sonst. Die andern beiden stehen ernst betrachtend, sie können sich den Tod noch nicht denken in ihrem frischen Leben.

Das junge Weib dagegen mit aufgelößtem Haar [6] und offner schöner Brust, blickt verzweifelnd in die schwarze Gruft, und wischt nur dann und wann den Schweiß, wie mechanisch von der kalten Stirn des Sterbenden.

Neben ihm steht, glühend vor Zorn, der Pfaff mit aufgehobenem Kruzifixe, den Freigeist zu bekehren. Seine Rede schwillt mächtig an wie ein Strom, und er mahlt das Jenseits in kühnen Bildern; aber nicht das schöne Morgenroth des neuen Tages und die aufblühenden Lauben und Engel, sondern, wie ein wilder Höllenbreugel, die Flammen und die ganze schaudervolle Unterwelt des Dante.

Vergebens! der Kranke bleibt stumm und starr, er sieht mit einer fürchterlichen Ruhe ein Blatt nach dem andern abfallen, und fühlt wie sich die kalte Eisrinde des Todes höher und höher zum Herzen hinaufzieht.

Der Nachtwind pfiff mir durch die Haare und [7] schüttelte die morschen Fensterladen, wie ein unsichtbarer herannahender Todesgeist. Ich schauderte, der Kranke blickte plötzlich kräftig um sich, als gesundete er rasch durch ein Wunder und fühlte neues höheres Leben. Dieses schnelle leuchtende Auflodern der schon verlöschenden Flamme, der sichere Vorbote des nahen Todes, wirft zugleich ein glänzendes Licht in das vor dem Sterbenden aufgestellte Nachtstück, und leuchtet rasch und auf einen Augenblick in die dichterische Frühlingswelt des Glaubens und der Poesie. Sie ist die doppelte Beleuchtung in der Corregios Nacht, und verschmilzt den irdischen und himmlischen Strahl zu Einem wunderbaren Glanze.

Der Kranke wieß die höhere Hoffnung fest und ent=

schieden zurück, und führte dadurch einen großen Moment herbei. Der Pfaff donnerte ihm zornig in die Seele und mahlte jezt mit Flammenzügen wie ein Verzweifelnder, und bannte den ganzen Tartarus herauf in die letzte Stunde des Sterbenden. Dieser lächelte nur und schüttelte den Kopf.

Ich war in diesem Augenblicke seiner Fortdauer gewiß; denn nur das endliche Wesen kann den Gedanken der Vernichtung nicht denken, während der unsterbliche Geist nicht vor ihr zittert, der sich, ein freies Wesen, ihr frei opfern kann, wie sich die Indischen Weiber kühn in die Flammen stürzen, und der Vernichtung weihen.

Ein wilder Wahnsinn schien bei diesem Augenblicke den Pfaffen zu ergreifen, und getreu seinem Karakter redete er jezt, indem ihm das Beschreiben zu ohnmächtig erschien, in der Person des Teufels selbst, der ihm nächsten lag. Er drückte sich wie ein Meister darin aus, ächt teuflisch im kühnsten Style, und fern von der schwachen Manier des modernen Teufels.

Dem Kranken wurde es zu arg. Er wendete sich finster weg, und blickte die drei Frühlingsrosen an, die um sein Bette blüheten. Da loderte die ganze heiße Liebe zum letztenmale in seinem Herzen auf, und über das blasse Antlitz flog ein leichtes Roth, wie eine Erinnerung. Er ließ sich die Knaben reichen, und küßte sie mit Anstrengung, dann legte er das schwere Haupt an die hochwallende Brust des Weibes, stieß ein leises, Ach! aus, das mehr Wollust als Schmerz schien, und entschlief liebend im Arm der Liebe.

Der Pfaff seiner Teufelsrolle getreu, donnerte ihm, der Bemerkung gemäß, daß das Gehör bei Verstorbenen noch eine längere Zeit reizbar bleibt, in die Ohren, und versprach ihm in seinem eigenen Namen fest und bündig, daß der Teufel nicht nur seine Seele, sondern auch seinen Leib abfodern würde.

Somit stürzte er fort, und hinaus auf die Gasse. Ich war verwirrt worden, hielt ihn in der Täus wahrhaft für den Teufel, und sezte ihm, als er an mir

vorüberfahren wollte, die Pike auf die Brust. „Geh zum Teufel!“ sagte er schnaubend, da besann ich mich und sagte: „Verzeiht, Hochwürdiger, ich hielt euch in einer Art Besessenheit für ihn selbst, und sezte euch deshalb die Pike, als ein „Gott sei bei uns!“ aufs Herz. Haltet mir's diesmal zu Gute!“

Er stürzte fort.

Ach! dort im Zimmer war die Szene lieblicher rden. Das schöne Weib hielt den blassen Geliebten mit in ihren Armen, wie einen Schlummernden; in schöner Unwissenheit ahnte sie den Tod noch nicht, und glaubte, daß ihn der Schlaf zum neuen Leben stärken werde — ein holder Glaube, der im höhern Sinne sie nicht täuschte. Die Kinder knieten ernst am Bette, und nur der jüngste bemühete sich den Vater zu wecken, während die Mutter, ihm schweigend mit den Augen zuwinkend, die Hand auf sein umlocktes Haupt legte.

Die Szene war zu schön; ich wandte mich weg, um den Augenblick nicht zu schauen, in dem die Täuschung schwände.

Mit gedämpfter Stimme sang ich einen Sterbegesang r dem Fenster, um in dem noch hörenden Ohre den Feuerruf des Mönchs durch leise Töne zu verdrängen. Den Sterbenden ist die Musik verschwistert, sie ist der erste süße Laut vom fernen Jenseits, und die Muse des Gesanges ist die mystische Schwester, die zum Himmel zeigt. So entschlummerte Jakob Böhme, indem er die ferne Musik vernahm, die Niemand, ausser dem Sterbenden hörte.

Zweite Nachtwache.

Die Stunde rief mich wieder zu meiner nächtlichen Handthierung; da lagen die öden Straßen, wie zugedeckt vor mir, und nur dann und wann flog ein Wetterleuchten luftig und rasch durch sie hin, und weit, weit in der Ferne murmelte es drein wie unverständlicher Zauberspruch.

Mein Poet hatte das Licht ausgelöscht, weil der Himmel leuchtete und er dies leztere für wohlfeiler und poetischer zugleich hielt. Er schauete hoch droben in die Blitze hinein, im Fenster liegend, das weiße Nachthemd offen auf der Brust, und das schwarze Haar struppig und unordentlich um den Kopf. Ich erinnerte mich an ähnliche überpoetische Stunden, wo das Innere Sturm ist, der Mund im Donner reden, und die Hand statt der Feder den Blitz ergreifen möchte, um damit in feurigen Worten zu schreiben. Da fliegt der Geist von Pole zu Pole, glaubt das ganze Universum zu überflügeln, und wenn er zulezt zur Sprache kommt — so ist es kindisch Wort, und die Hand zerreißt rasch das Papier.

Ich bannte diesen poetischen Teufel in mir, der am Ende immer nur schadenfroh über meine Schwäche auflachen pflegte, gewöhnlich durch das Beschwörungsmittel der Musik. Jezt pflege ich nur ein paarmal gellend ins Horn zu stoßen, und da geht's auch vorüber.

Ueberall kann ich allen denen, die sich vor ähnlichen poetischen Ueberraschungen wie vor einem Fieber scheuen, den Ton meines Nachtwächterhorns als ein ächtes antipoeticum empfehlen. Das Mittel ist wohlfeil und von

großer Wichtigkeit zugleich, da man in jetziger Zeit mit Plato die Poesie für eine Wuth zu halten pflegt, mit dem einzigen Unterschiede, daß jener diese Wuth vom Himmel und nicht aus dem Narrenhause herleitete.

Mag dem indeß sein, wie ihm wolle, so bleibt es doch heut zu Tage mit der Dichterei überall bedenklich, weil es so wenig Verrückte mehr giebt, und ein solcher Ueberfluß an Vernünftigen vorhanden ist, daß sie aus ihren eigenen Mitteln alle Fächer und sogar die Poesie besetzen können. Ein rein Toller, wie ich, findet unter solchen Umständen kein Unterkommen. Ich gehe deshalb auch nur jetzt blos noch um die Poesie herum, das heißt, ich bin ein Humorist worden, wozu ich als Nachtwächter die meiste Muse habe. —

Meinen Beruf zum Humoristen müßte ich hier freilich wohl zuvor erst darthun, allein ich lasse mich nicht darauf ein, weil man es überhaupt jezt mit dem Berufe selbst so genau nicht nimmt, und sich dagegen mit dem Rufe allein begnügt. Giebt es doch auch Dichter ohne Beruf, durch den bloßen Ruf — und somit ziehe ich mich aus dem Handel.

Eben flammte ein Bliz durch die Luft, da schlichen drei an der Kirchhofsmauer hin wie Karnevalslarven. Ich rief sie an, doch war's schon wieder Nacht rings um, und ich sah nichts, als einen glühenden Schweif und ein paar feurige Augen, und zu dem fernen Donner murmelte eine Stimme in der Nähe, wie zu einer Don Juans Begleitung: „Thu was deines Amtes ist, Nachtrabe; aber mische dich nicht ins Geisterwerk!"

Das war mir doch etwas zu arg, und ich warf meine Pike dahin wo die Stimme her kam; eben blizte es wieder — da waren die drei in der Luft zerronnen wie Makbeths Hexen.

„Erkennt ihr mich nicht für einen Geist an;" — rief ich zornig hinterdrein, in der Hoffnung daß sie's vernähmen — „und doch war ich Poet, Bänkelsänger, Marionettendirekteur und alles dergleichen Geistreiches

nach einander. Ich möchte doch Eure Geister gekannt haben im Leben — wenn ihr anders wirklich bereits daraus seid! — ob sich der Meinige mit ihnen nicht hätte messen können; oder habt ihr einen Zusatz von Geist erhalten nach eurem Tode, wie wir das Beispiel bei manchen großen Männern erfuhren, die erst nach ihrem Tode berühmt wurden, und deren Schriften durch das lange Liegen an Geist gewannen; gleich dem Weine der mit zunehmendem Alter geistreicher wird." —

Jezt war ich der Wohnung des exkommunizirten Freigeistes bis auf einige Schritte nahe gekommen. Aus der offenen Thür legte sich ein matter Schein in die Nacht hinein, und floß oft seltsam mit dem Wetterleuchten zusammen, auch murmelte es vernehmlicher von den fernen [17] Bergen herüber, wie wenn das Geisterreich sich ernstlich ins Spiel zu mischen gedächte.

Auf der Hausflur war der Todte, der üblichen Sitte gemäß, offen ausgestellt, um ihn her brannten wenige ungeweihte Kerzen, weil der Pfaff, teuflischen Andenkens, die Weihe verweigert hatte. Der Verstorbene lächelte in seinem festen Schlafe darüber, oder über seinen eignen thörichten Wahn, den das Jenseits widerlegt hatte, und sein Lächeln glänzte wie der ferne Wiederschein vom Leben über die starren vom Tode verfestigten Züge.

Durch eine lange, wenig erleuchtete Halle, schaute man in eine schwarz behängte Nische; dort knieten unbeweglich die drei Knaben und die blasse Mutter vor einem Altare — die Gruppe der Niobe mit ihren Kindern — in stummes angstvolles Gebet versunken, um Leib und [18] Seele des Verstorbenen dem Teufel, dem der Pfaff sie zugesprochen, zu entreißen.

Der Bruder des Abgeschiedenen allein, ein Soldat, hielt im festen sichern Glauben an den Himmel und an seinen eigenen Muth, der es mit dem Teufel selbst aufzunehmen wagte, Wache an dem Sarge. Sein Blick war ruhig und erwartend, und er schaute abwechselnd in das starre Antlitz des Todten und in das Wetterleuchten, das

oft feindlich durch den matten Schein der Kerzen zuckte; sein Säbel lag gezogen auf der Leiche, und glich mit seinem wie ein Kreuz gestalteten Griffe einer geistlichen und weltlichen Waffe zugleich.

Uebrigens herrschte Todtenstille rings um, und außer dem fernen Murren des Gewitters und dem Knistern der Kerzen vernahm man nichts.

So bliebs, bis in einzelnen ernsten Schlägen die Klocke Mitternacht ankündigte; — da führte plözlich der
19] Sturmwind hoch oben in den Lüften die Gewitterwolke wie ein nächtliches Schreckbild herüber, und bald hatte sie ihr Grabtuch am ganzen Himmel ausgebreitet. Die Kerzen um den Sarg verlöschten, der Donner brüllte zürnend, wie eine aufrührerische Macht herunter und rief die festen Schläfer auf, und die Wolke spie Flamme auf Flamme aus, wodurch das starre blasse Antliz des Todten allein grell und periodisch beleuchtet wurde.

Ich sah jezt, daß der Säbel des Soldaten durch die Nacht blizte, und dieser sich muthig zum Kampfe rüstete.

Es währte auch nicht lange — die Luft warf Blasen auf, und die drei Makbeths Geister waren plözlich wieder sichtbar, wie wenn der Sturmwind sie beim Scheitel herangewirbelt hätte. Der Blitz beleuchtete verzogene Teufelslarven und Schlangenhaar, und den ganzen höllischen Apparat.

20] Mich faßte in dem Augenblicke der Teufel bei einem Haare, und als sie die Gasse herauffuhren, mischte ich mich rasch unter sie. Sie stüzten, wie wenn sie auf bösen Wegen gingen, über den vierten ungebetenen der zu ihnen stieß. „Nun zum Teufel! Kann der Teufel auch auf guten Wegen gehen!“ rief ich wildlachend aus. „Drum laßt euch nicht irren, daß ich euch auf bösen antreffe. Ich bin eures Gleichen, Brüder, ich mach mit euch Gemeinschaft!“ —

Das brachte sie wahrhaftig in Verlegenheit. Der Eine stieß ein „Gott sei bei uns!“ aus, und kreuzte sich, was mich Wunder nahm, weshalb ich ausrief: „Bruder

Teufel fall nicht so hart aus dem Karakter, ich möchte sonst beinahe an dir selbst verzweifeln und dich für einen Heiligen halten, zum mindesten für einen Geweihten. — Ueberlege ich's indeß reiflicher, so muß ich dir wohl eher Glück wünschen, daß du endlich auch das Kreuz verdauet hast, und von Haus aus ein eingefleischter Teufel, dich dem Scheine nach zu einem Heiligen ausbildetest!"

An der Sprache mochten sie es endlich weg haben, daß ich nicht einer ihres Gleichen wäre, und sie fuhren alle drei auf mich ein, und sprachen nun gar in einem ächt klerischen Tone von Exkommunizíren u. d. gl., wenn ich sie in ihrer Handthierung stören würde.

„Sorgt nicht," erwiederte ich, „ich habe bisher wahrlich an den Teufel nicht geglaubt, doch seit ich euch gesehen, ist er mir klar worden, und ich bin gewiß, daß ihr zunftfähig seid. Macht eure Sachen ab, denn mit der Hölle und der Kirche kann's kein armer Nachtwächter aufnehmen."

Dahin fuhren sie, ins Haus hinein. Ich folgte bedenklich nach.

Es war ein furchtbares Schauspiel. Blitz und Nacht wechselten Schlag auf Schlag. Jezt war es hell und man sah das Handgemenge der drei um den Sarg und das Blitzen des Säbels in der Hand des eisenfesten Kriegsmannes, dazwischen schauete der Todte mit seinem blassen starren Gesichte unbeweglich wie eine Larve. Dann war es wieder tiefe Nacht, und nur fern, im Hintergrunde der Nische ein matter Schimmer und die knieende Mutter mit den drei Kindern rang im verzweifelnden Gebet.

Es ging alles still und ohne Worte zu; aber jezt krachte es auf einmal zusammen, wie wenn der Teufel die Oberhand erhielte. Die Blitze wurden sparsamer und es blieb längere Zeit Nacht. Nach einem Weilchen indeß fuhren zwei rasch zur Thür heraus, und ich sah es durch die Finsterniß bei dem Leuchten ihrer Augen — sie trugen wirklich einen Todten mit sich fort.

Da stand ich, in mich hineinfluchend vor der Thür; auf der Flur war es ganz finster, keine Seele regte sich,

d ich glaubte auch dem wackeren Kriegsmanne, zum ndeſten, den Hals gebrochen.

In dieſem Augenblicke flammte ein heftiger Blitz, t dem ſich die Gewitterwolke völlig entlud, und blieb, ichſam wie eine aufgepflanzte Fackel, eine zeitlang in : Luft, ohne zu verlöſchen. Da ſah ich den Soldaten eder ruhig und kalt am Sarge ſtehen, und die Leiche heln wie zuvor — aber, o Wunder! dicht neben dem helnden Todtenantlitze grinſte eine Teufelslarve, und : Rumpf fehlte zum Ganzen, und ein purpurrother utſtrom färbte das weiße Sterbegewand des ſchlafenden eigeiſtes. —

Schaudernd wickelte ich mich in meinen Mantel, gaß es, zu blaſen und die Stunde abzuſingen und h meiner Hütte zu.

Dritte Nachtwache.

Wir Nachtwächter und Poeten kümmern uns um das Treiben der Menschen am Tage, in der That wenig; denn es gehört zur Zeit zu den ausgemachten Wahrheiten: Die Menschen sind wenn sie handeln höchst alltäglich und man mag ihnen höchstens wenn sie träumen einiges Interesse abgewinnen.

Aus diesem Grunde erfuhr ich denn auch von dem Ausgange jener Begebenheit nur Unzusammenhängendes, das ich eben so unzusammenhängend mittheilen will.

Ueber den Kopf zerbrach man sich am meisten die Köpfe, war es doch kein gewöhnlicher, sondern ein wahrhaftes Teufelshaupt. Die Justiz, der es vorgelegt wurde, wies die Sache von sich, indem sie äußerte, daß die Köpfe eben nicht in ihr Fach schlügen. Es war in der That ein böser Handel und man gerieth sogar in Streit darüber, ob man gegen den Soldat criminaliter verfahren, indem er einen Todschlag begangen, oder ihn vielmehr kanonisiren müsse, weil der Erschlagene der Teufel. Aus dem leztern entsprang wieder ein neues Uebel; es wurde nemlich in mehreren Monaten keine Absolution mehr begehrt, weil man den Teufel jezt geradezu läugnete und sich auf den in Verwahrung genommenen Kopf berief. Die Pfaffen schrien sich von den Kanzeln heiser und behaupteten ohne weiteres, daß ein Teufel auch ohne Kopf bestehen könne, wovon sie Beweisgründe, aus ihren eigenen Mitteln, anzuführen, erböthig wären.

Aus dem Kopfe selbst konnte man in der That

nicht ganz klug werden. Die Physiognomie war von Eisen; doch ein Schloß, das sich an der Seite befand, führte fast auf die Vermuthung, daß der Teufel noch ein zweites Gesicht unter dem ersten verborgen hätte, welches er vielleicht nur für besondere Festtage aufsparte. Das Schlimmste war, daß zu dem Schlosse, und also auch zu diesem zweiten Gesichte, der Schlüssel fehlte. Wer weiß was sonst für fruchtbare Bemerkungen über Teufelsphysiognomien hätten gemacht werden können, da hingegen das erste nur ein bloßes Alltagsgesicht war, das der Teufel auf jedem Holzschnitte führt.

In dieser allgemeinen Verwirrung und bei der Ungewißheit, ob man ein ächtes Teufelshaupt vor sich habe, wurde beschlossen, daß der Kopf dem Doktor Gall in Wien zugesandt würde, damit er die untrüglichen satanischen Protuberanzen an ihm aufsuchen möchte; jezt mischte sich plözlich die Kirche ins Spiel, und erklärte daß sie bei solchen Entscheidungen als die erste und lezte Instanz anzusehen sei, sie ließ sich den Schädel ausliefern, und wie es bald darauf hieß, war er verschwunden, und mehrere der geistlichen Herren wollten in der Nachtstunde den Teufel selbst gesehen haben, wie er den ihm fehlenden Kopf wieder mit sich nahm.

Somit blieb die ganze Sache so gut, wie unaufgeklärt, um so mehr, da der einzige, der allenfalls noch einiges Licht hätten geben können, jener Pfaff nemlich, der das Anathema über den Freigeist aussprach, an einem Schlagflusse plözlich Todes verfahren war. So sagte es wenigstens das Gerücht und die Klosterherren; denn den Leichnam selbst hatte kein Profaner gesehen, weil er, der warmen Jahreszeit wegen, schnell beigesezt werden mußt

Die Geschichte ging mir während meiner Nachtwache sehr im Kopfe herum, denn ich hatte bis jezt nur an einen poetischen Teufel geglaubt, keineswegs aber an den wirklichen. Was den poetischen anbetrifft, so ist es gewiß sehr schade, daß man ihn jezt so äußerst vernachläßiget,

und ſtatt eines abſolut böſen Prinzips, lieber die tugendhaften Böſewichter, in Iſland und Kotzebueſcher Manier, vorzieht, in denen der Teufel vermenſchlicht, und der Menſch verteufelt erſcheint. In einem ſchwankenden Zeitalter ſcheut man alles Abſolute und Selbſtſtändige; deshalb mögen wir denn auch weder ächten Spaß, noch ächten Ernſt, weder ächte Tugend noch ächte Bosheit mehr leiden. Der Zeitkarakter iſt zuſammengeflikt und geſtoppelt wie eine Narrenjakke, und was das Aergſte dabei iſt — der Narr, der darin ſtekt, mögte ernſthaft ſcheinen. —

Als ich dieſe Betrachtungen anſtellte, hatte ich mich in eine Niſche vor einen ſteinernen Criſpinus geſtellt, der eben einen ſolchen grauen Mantel trug, als ich. Da bewegten ſich plözlich eine weibliche und eine männliche Geſtalt dicht vor mir und lehnten ſich faſt an mich, weil ſie mich für den Blind- und Taubſtummen von Stein hielten.

Der Mann ließ es ſich recht angelegen ſein im rhetoriſchen Bombaſt, und ſprach in einem Athem von Liebe und Treue; das Frauenbild dagegen zweifelte gläubig, und machte viel künſtlichen Händeringens. Jezt berief ſich der Mann keklich auf mich, und ſchwur er ſtehe unwandelbar und unbeweglich wie das Standbild. Da wachte der Satyr in mir auf, und als jener die Hand gleichſam zur Betheuerung auf meinen Mantel legte, ſchüttelte ich mich boshaft ein wenig, worüber beide erſtaunten; doch der Liebhaber nahms auf die leichte Achſel, und meinte, der Quader unter dem Standbilde habe ſich geſenkt, wodurch es das Gleichgewicht in etwas verlohren.

Er verſchwur jezt nacheinander in zehn Karaktern aus den neueſten Dramen und Tragödien ſeine Seele wenn er jemals treulos; zulezt redete er gar noch in der Manier des Don Juan, dem er dieſen Abend beigewohnt hatte, und ſchloß mit den bedeutenden Worten: „dieſer Stein ſoll als furchtbarer Gaſt erſcheinen bei unſerm nächtlichen Mahle, meine ich's nicht redlich.“

Ich merkte mir's, und hörte nun noch wie ſie ihm

das Haus beschrieb, und eine geheime Feder an der Thür, wodurch er diese öffnen könne, zugleich auch die Mitternachtstunde zum Gastmale festsezte.

Ich war eine halbe Stunde früher auf dem Plaze, fand das Haus, die Thür, nebst der geheimen Feder, und schlich leise mehrere Hintertreppen hinauf bis zu einem Saale, auf dem es dämmerte. Das Licht fiel durch zwei Glasthüren; ich nahete mich der einen, und erblickte ein Wesen im Schlafrocke am Arbeitstische, von dem ich anfangs zweifelhaft blieb, ob es ein Mensch oder eine mechanische Figur sey, so sehr war alles Menschliche an ihm verwischt, und nur bloß der Ausdruck von Arbeit geblieben. Das Wesen schrieb, in Aktenstöße vergraben, wie ein lebendig eingescharrter Lapländer. Es kam mir vor als wollte es das Treiben und Hausen unter der Erde schon im Voraus, über ihr, kosten, denn alles Leidenschaftliche und Theilnehmende war auf der kalten hölzernen Stirne ausgelöscht, und die Marionette saß, leblos aufgerichtet, in dem Aktensarge voll Bücherwürmer. Jezt wurde der unsichtbare Drath gezogen, da klapperten die Finger, ergriffen die Feder und unterzeichneten drei Papiere nach einander; ich blickte schärfer hin — es waren Todesurtheile. Auf dem Tische lagen der Justinian und die Halsordnung, gleichsam die personifizirte Seele der Marionette.

Tadeln konnte ich's nicht; aber der kalte Gerechte kam mir vor wie die mechanische Todesmaschine, die willenlos niederfällt; sein Arbeitstisch wie die Gerichtsstäte, auf der er in einer Minute mit drei Federzügen drei Todesurtheile vollstreckt hatte. Beim Himmel hätte ich die Wahl zwischen beiden, lieber wäre ich der lebende Sünder, als dieser todte Gerechte.

Noch mehr ergriff es mich, als ich sein wohlgetroffenes in Wachs bossirtes Konterfei ihm unbeweglich gegenüber sitzen sah, als wäre es an einem leblosen Exemplare nicht genug, und eine Doublette nöthig, um die todte Seltenheit von zwei verschiedenen Seiten zu zeigen.

Jezt trat die Dame von vorhin ein, und die Mario-

nette zog die Mütze ab, und legte sie ängstlich erwartend bei sich hin. „Noch nicht schlafen gegangen?“ sagte jene, „was führen Sie für ein wildes Leben! die Phantasie ewig angespannt!“ — „Phantasie?“ fragte er verwundert, „was meinen Sie damit? Ich verstehe die neuen Terminologien so selten, in denen Sie jezt reden.“ — „Weil Sie sich für nichts Höheres interessiren; nicht einmal für das Tragische!“ — „Tragisch? Ei allerdings!“ antwortete er selbstgefällig, „sehen Sie hier, ich lasse drei Delinquenten hinrichten!“ — „O weh, welche Sentiments!“ — „Wie? Ich dachte Ihnen eine Freude damit zu machen, weil in den Büchern die Sie lesen, so viele ums Leben kommen. Deshalb habe ich auch, um Sie zu überraschen, die Hinrichtungen an Ihrem Geburtstage festgesezt!“ — „Mein Gott! Meine Nerven!“ — „O weh, Sie bekommen den Zufall jezt so häufig, daß mir jedesmal bang im Voraus wird!“ „Ach ja, Sie können leider dabei nicht helfen. Gehen Sie nur, ich bitte, und legen Sie sich schlafen!“

Das Gespräch war zu Ende, und er ging, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete. Ich beschloß in dem Augenblicke teuflisch genug, ihm noch, wo möglich, diese Nacht seine Frau in die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung auszuliefern, damit er Macht über sie erhielte.

Es währte nun auch gar nicht lange, als mein Mars zu seiner Venus schlich. Mir fehlte zum Vulkan, da ich von Natur hinkte, und nicht zum Besten aussah, eben wenig mehr, als das goldne Nez, indeß beschloß ich, in Ermangelung dessen, einige goldene Wahrheiten und Sittensprüchlein anzuwenden. Anfänglich ging es ganz leidlich zu; mein Bursche sündigte blos an der Poesie durch eine zu materielle Tendenz seiner Schilderungen; er malte einen Himmel voll Nymphen und sich nekkender Liebesgötter an den Betthimmel unter dem er zu ruhen gedachte, den Weg dahin bestreute er mit Vexirrosen, die er zahlreich in zierlichen Redefloskeln von sich warf, und

[35] die Dornen die ihm dann und wann die Füße verwunden wollten, umging er durch leichte frivole Wendungen.

Als der Sünder sich nun aber so in ein poetisches Element versezt, und die Moral völlig, dem Geiste der neuesten Theorien gemäß, abgewiesen hatte, der grünseidne Vorhang vor der Glasthür herabrollte, und das Ganze ein Gardinenstück zu werden begann, wandte ich rasch mein antipoeticum an, und stieß gellend in das Nachtwächterhorn, worauf ich mich auf ein leeres Piedestal, das für die Statue der Gerechtigkeit, die bis jezt noch in der Arbeit, bestimmt war, schwang, und still und unbeweglich stehen blieb.

Der furchtbare Ton hatte die beiden aus der Poesie, und den Ehemann aus dem Schlafe geschreckt, und alle drei eilten plözlich zu gleicher Zeit aus zwei verschiedenen Thüren.

„Der steinerne Gast" rief der Liebhaber schaudernd, [36] indem er mich erblickte; „Ah, meine Gerechtigkeit!" der Ehemann, „ist sie endlich fertig geworden; wie unerwartet hast du mich dadurch überrascht, Liebchen!" — „Reiner Irrthum," sagte ich, „die Gerechtigkeit liegt noch immer drüben beim Bildhauer, und ich habe mich nur provisorisch auf das Piedestal gestellt, damit es, bei besonders wichtigen Gelegenheiten, nicht ganz leer sey. Es bleibt zwar immer mit mir nur ein Nothbehelf, denn die Gerechtigkeit ist kalt wie Marmor, und hat kein Herz in der steinernen Brust, ich aber bin ein armer Schelm voll sentimentaler Weichlichkeit, und gar dann und wann etwas poetisch gestimmt; indeß, bei gewöhnlichen Fällen für das Haus mag ich immer gut genug seyn, und wenn es Noth thut, einen steinernen Gast abgeben. Solche Gäste haben das für sich, daß sie nicht miteſſen und auch nicht warm werden, wo es Schaden bringen könnte, dagegen die andern leicht Feuer fangen, nnd es dem Hausherrn vor der Stirn heiß machen, wie mir das Beispiel nahe liegt."

[37] „Ei, ei, mein Gott, was ist denn das?" stammelte der Ehemann.

„Daß die Stummen zu reden anfangen, meinen Sie? das fließt aus der Frivolität des Zeitalters. Man sollte nie den Teufel an die Wand malen. Unsere jungen Herren von Welt setzen sich aber darüber hinaus, und mißbrauchen dergleichen bei schwachen Seelen, um sich von der heroischen Seite zu zeigen. Da habe ich nun meinen Mann beim Worte genommen, ob ich gleich eigentlich nicht hieher gehöre, sondern draußen auf dem Markte stehe im grauen Mantel als heiliger Crispinus von Stein."

„Du Gott, was soll man davon denken!" fuhr jener beängstet fort, „es ist gar nicht in der Ordnung, und ein unerhörter Fall!"

„Für den Rechtsgelehrten gewiß! dieser Crispinus war nemlich ein Schuster, legte sich aber aus besonderer Frömmigkeit und einem wirklichen Ueberflusse von Tugend auf die Dieberei, und stahl das Leder, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Was läßt sich da entscheiden, reden Sie selbst! Ich sehe keinen andern Ausweg, als ihn zuerst zu hängen, und nachher zu kanonisiren. Aus ähnlichen Gründen müßte man z. B. gegen Ehebrecher verfahren, die bloß um den Hausfrieden aufrecht zu erhalten, gegen die Gesetze verstoßen: der animus ist hier offenbar ein löblicher, und darauf kommts doch hauptsächlich an. Wie manche Frau würde nicht ihren Mann zu Tode quälen, wenn nicht ein solcher Hausfreund sich einfände, und aus reiner Moralität zum Schurken würde. Hier stehe ich eigentlich an meinem Thema, und wir können nun in Gottes Namen die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung aufschlagen. — Doch ich sehe daß die Inquisitten bereits beide in Ohnmacht liegen; da müssen wir im Prozesse eine Pause machen!"

„Inquisitten?" fragte der Ehemann mechanisch. „Ich sehe keine. Die dort ist meine Ehehälfte!" —

„Schon gut, wir wollen für's erste bei ihr stehen bleiben. Ehehälfte! Ganz recht! das heißt: das Kreuz oder die Qual in der Ehe — und wahrhaftig das ist

schon eine exemplarische Ehe, wo dieses Kreuz nur die Hälfte ausmacht. Seyd Ihr nun, als die zweite Hälfte, der Ehesegen, so ist Eure Ehe wirklich ein Himmel auf Erden."

„Der Ehesegen!" sagte jener mit einem tiefen Seufzer. „Keine sentimentale Randglosse, lieber Freund, werfen wir hier vielmehr einen Blick auf den zweiten Inquisiten, der ebenfalls aus Schrecken, über den steinernen Gast, in Ohnmacht liegt. Wenn wir Personen von Rechtswegen, Milderungsgründe aus moralischen [40] Prinzipien herleiten dürften, so mögte ich schon sein Defensor seyn, und wollte wenigstens die Strafe des Köpfens, die die Carolina über ihn verhängt, von ihm abwenden; zumal da bei solchen Schächern das Köpfen doch nur in effigie angewandt werden kann, weil bei ihnen, ernstlich genommen, von einem Kopfe nie die Rede ist!" —

„Die Karolina sollte auf einmal so grausam geworden seyn!" sagte jener ganz konfus. „Vorhin schauderte sie doch noch, als ich vom Hinrichten sprach!" —

„Ich verdenke es Euch nicht" antwortete ich, „daß ihr beide Karolinen mit einander verwechselt; denn Eure lebende Karolina ist, als Ehekreuz und Folter, leicht mit der hochnothpeinlichen zu vertauschen, die ebenfalls keinen Himmel voll Geigen abhandelt. Ja fast möchte ich behaupten, eine solche eheliche sey noch viel ärger als die [41] kaiserliche, indem in dieser wenigstens in keinem einzigen Falle von lebenslänglicher Folter die Rede ist!" —

„Aber mein Gott, das kann doch nicht so fort gehen!" sagte er auf einmal wie zu sich kommend. „Man weiß nicht so recht mehr, ob man wacht oder träumt; ja ich hätte Lust mich zu betasten und zu zwicken, blos um zu sehen, ob ich wachte oder schliefe, wenn ich nicht darauf schwören wollte, vorher wirklich den Nachtwächter gehört zu haben!" —

„Ei mein Gott!" rief ich aus. „Jezt erwache ich; Ihr habt mich beim Namen gerufen, und es ist noch

mein Glück, daß ich mich gerade nicht zu hoch befinde, etwa auf einem Dache, oder in einer dichterischen Begeisterung, um mir iezt beim Herabfallen den Hals zu brechen. So aber stehe ich glücklicherweise nicht höher, als hier die Gerechtigkeit stehen soll, und da bleibe ich noch menschlich und unter den Menschen. Ihr starrt mich an, und könnt Euch nicht darin finden; doch will ich's Euch sogleich lösen. Ich bin Nachtwächter hier, und zugleich Nachtwandler, wahrscheinlich weil sich beide Funktionen in Einer Person verstehen lassen. Wenn ich nun als Nachtwächter mein Amt verrichte, so kommt mir oft die Lust an als Nachtwandler mich auf scharfe Spitzen, wie auf Dachspitzen oder andere kritische Stellen in dieser Art zu begeben; und so bin ich denn auch wahrscheinlich hier auf das Piedestal der Themis gekommen. Es ist eine verzweifelte Laune, die mich noch um den Hals bringen kann; indeß fügte es sich doch oft, daß ich dadurch die guten Einwohner dieser Stadt auf eine eigene Weise vor Diebstählen gesichert habe, eben weil ich in alle Winkel zu kriechen pflege, und das gerade die unschädlichsten Diebe sind, die ihr Handwerk nur draußen herum an den Läden mit Brechstangen exerciren. Dieser Punkt glaub ich, entschuldigt mich; und somit gehe es Euch wohl!"

Ich entfernte mich, und ließ den Ehemann und die andern beiden, die nun auch wieder zu sich gekomn waren, erstaunt zurück. Wie sie nachher sich noch mit einander unterhalten haben, weiß ich nicht.

4]

Vierte Nachtwache.

Zu den Lieblingsörtern, an denen ich mich während meiner Nachtwachen aufzuhalten pflege, gehört der Vorsprung in dem alten gothischen Dome. Hier sitze ich bei dem dämmernden Scheine der einzigen immer brennenden Lampe und komme mir oft selbst wie ein Nachtgeist vor. Der Ort lädt zu Betrachtungen ein; heute führte es mich auf meine eigene Geschichte, und ich blätterte, gleichsam aus Langerweile, mein Lebensbuch auf, das verwirrt und toll genug geschrieben ist.

5] Gleich auf dem ersten Blatte sieht es bedenklich aus, und pagina V handelt nicht von meiner Geburt, sondern vom Schatzgraben. Hier sieht man mystische Zeichen, aus der Kabbala und auf dem erklärenden Holzschnitte einen nicht gewöhnlichen Schuhmacher, der das Schuhmachen aufgeben will, um Gold machen zu lernen. Eine Zigeunerin steht daneben, gelb und unkenntlich und das Haar struppig um die Stirn gezaust; sie unterrichtet ihn im Schatzgraben, giebt ihm eine Wünschelruthe und zeigt auch genau den Ort an, wo er in drei Tagen einen Schatz heben soll. Ich habe heute blos die Laune mich bei den Holzschnitten in dem Buche aufzuhalten, und somit gehe ich zum

zweiten Holzschnitte

über. Hier ist der Schuhmacher wieder, ohne die Zigeunerin; sein Gesicht ist diesmal dem Künstler schon weit
46] ausdrucksvoller gelungen. Es hat kräftige Züge und zeigt

an, daß der Mann nicht blos bei den Füssen stehen geblieben, sondern ultra crepidam gegangen ist. Er ist ein satirischer Beitrag zu den Fehlgriffen des Genies, und macht es einleuchtend, wie derjenige, der ein guter Hutmacher geworden wäre, einen schlechten Schuhmacher abgeben muß, und auch im Gegentheile, wenn man das Beispiel auf den Kopf stellt. — Das Lokale ist ein Kreuzweg, die schwarzen Striche sollen die Nacht anschaulich machen und das Zikzak am Himmel einen Blitz bedeuten. Es ist klar, ein anderer ehrlicher Mann vom Handwerke liefe bei solchen Umgebungen davon; unser Genie aber läßt sich nicht stören. Er hat bereits aus einer Vertiefung eine schwere Truhe gehoben; und ist auch schon darüber aus gewesen, sein erobertes Schatzkästlein zu öffnen. Doch, o Himmel, sein Inhalt ist wohl nur allein für den kurioſen Liebhaber ein Schatz zu nennen — denn ich selbst befinde mich leibhaft in dem Kästlein, und zwar ohne alle fahrende Habe, und schon ein ganz fertiger Weltbürger.

Was mein Schatzgräber für Betrachtungen über seinen Fund angestellt hat, davon steht nichts auf dem Holzschnitte, weil der Künstler die Grenzen seiner Kunst nicht im mindesten hat überschreiten wollen.

Dritter Holzschnitt.

Hier ist ein gewiegter Kommentator von Nöthen. — Auf einem Buche sitze ich, aus einem lese ich; mein Adoptiv-Vater beschäftigt sich mit einem Schuhe, scheint aber zugleich eigenen Betrachtungen über die Unsterblichkeit Raum zu geben. Das Buch worauf ich sitze, enthält Hans Sachsens Fastnachtsspiele, das woraus ich lese, ist Jakob Böhmens Morgenröthe, sie sind der Kern aus unserer Hausbibliothek, weil beide Verfasser zunftfähige Schuhmacher und Poeten waren.

Weiter mag ich nicht im Erklären gehen, weil in dem Holzschnitte von meiner eigenen Originalität zuviel die Rede ist. Ich lese also lieber das hiezugehörige

dritte Kapitel

für mich in der Stille. Es ist von meinem Schuhmacher, der so weit es ging, meinen Lebenslauf selbst fortgeführt hat, verfaßt, und hebt so an:

„Wunderlich wird mir gar oft zu Muthe, wenn ich den Kreuzgang betrachte." — Es war nemlich dem Gebrauche gemäß, der Ort wo ich gefunden, bei meiner Taufe, zu mir Gevatter geworden. — „Ueber einen gewöhnlichen Leisten kann ich ihn nicht schlagen, denn es ist etwas Ueberschwengliches in ihm, etwa wie in dem alten Böhme, der auch schon früh über dem Schuhmachen sich vertiefte und ins Geheimniß verfiel. So auch er; 19] kommen ihm doch ganz gewöhnliche Dinge höchst ungewöhnlich vor; wie z. B. ein Sonnenaufgang, der sich doch tagtäglich zuträgt, und wobei wir andern Menschenkinder eben nichts Absonderliches zu denken pflegen. So auch die Sterne am Himmel und die Blumen auf der Erde, die er oft unter einander sich besprechen und gar wundersamen Verkehr treiben läßt. Hat er mich doch neulich über einen Schuh gar konfus gemacht, indem er mich anfangs über die Bestandtheile desselben befragte, und als ich ihm darauf Rede und Antwort gegeben hatte, plözlich über jede einzelne Substanz Aufklärung verlangte, immer höher und höher sich verstieg, erst in die Naturwissenschaften, indem er das Leder auf den Ochsen zurück führte, dann gar noch weiter bis ich mich zulezt mit meinem Schuhe hoch oben in der Theologie befand und er mir grad heraus sagte daß ich in meinem Fache ein Stümper sei, weil ich ihm darin nicht bis zum lezten Grunde Auskunft geben könnte. Ebenfalls nennt er die 50] Blumen oft eine Schrift, die wir nur nicht zu lesen verständen, desgleichen auch die bunten Gesteine. Er hoft diese Sprache noch einst zu lernen, und verspricht dann gar wundersame Dinge daraus mitzutheilen. Oft behorcht er ganz heimlich die Mücken oder Fliegen wenn sie im Sonnenschein summen, weil er glaubt sie unterredeten sich

über wichtige Gegenstände, von denen bis jezt noch kein Mensch etwas ahnete: Schwazt er den Gesellen und Lehrburschen in der Werkstatt dergleichen vor und sie lachen über ihn, so erklärt er sie sehr ernsthaft für Blinde und Taube, die weder sähen noch hörten, was um sie her vorginge. Jezt sizt er Tag und Nacht bei'm Jakob Böhme und Hans Sachs, welches zween gar absonderliche Schuhmacher waren, aus denen auch zu ihrer Zeit niemand klug werden konnte. —

Soviel ist mir sonnenklar; ein gewöhnliches Menschenkind ist dieser Kreuzgang nicht, bin ich doch auch auf keine gewöhnliche Weise zu ihm gekommen.

Nie wird mir der Abend aus dem Sinne kommen, als ich unmuthig über meinen wenigen Verdienst hier auf dem Dreifuße eingeschlummert war; — daß es gerade ein Dreifuß sein mußte, soll, wie man mir sagt, nicht ohne Einfluß gewesen sein — es träumte mir wie ich einen Schaz fände in einer verschlossenen Truhe, doch gebot man mir diese Truhe nicht eher zu öffnen, bis ich erwacht sein würde. Das war alles so deutlich und selbst verständig, indem Traum und Wachen sich ganz klar von einander unterschieden, daß es mir nie wieder aus dem Kopfe wollte, und ich zulezt mit einer Zigeunerin Bekanntschaft machte, um den Versuch wirklich anzustellen.

Es ging alles in der Ordnung; ich hob die Truhe die ich im Traume gesehen, besann mich zuvor, ob ich wirklich wachte, und öffnete sie dann; aber statt des Goldes was ich erwartete, hatte ich dieses Wunderkind aus der Erde gehoben.

Anfangs war ich wohl etwas betreten darüber, weil solch ein lebendiger Schaz zum mindesten von einem todten begleitet sein muß, wenn ein Uebriges dabei heraus kommen soll, und der Bube war mutternakt, und lachte noch dazu darüber, als ich ihn darauf ansah. Als ich mich besonnen hatte, nahm ich indeß die Sache tiefer und hatte meine eigenen Gedanken dabei, weshalb ich meinen Schaz sorgsam nach Hause trug."

So weit mein ehrlicher Schuhmacher, als ich plözlich durch eine sonderbare Erscheinung unterbrochen wurde. Eine große männliche Gestalt in einen Mantel gehüllt, schritt durch das Gewölbe, und blieb auf einem Grabsteine stehen. Ich schlich mich leise hinter eine Säule, wo ich ihr nahe war, da warf sie den Mantel von sich, und ich erblickte hinter schwarzen tief über die Stirne herabtretenden Haaren ein finsteres feindliches Antlitz mit einem südlichen blasgrauen Kolorit.

Ich trete immer vor ein fremdes ungewöhnliches Menschenleben mit denselben Gefühlen hin, wie vor den Vorhang hinter dem ein Shakespearsches Schauspiel aufgeführt werden soll; und am liebsten ist es mir, wenn jenes so wie dieses ein Trauerspiel ist, wie ich denn auch neben dem ächten Ernst nur tragischen Spaß leiden mag, und solche Narren wie im König Lear; eben weil diese allein wahrhaft kek sind und die Possenreißerei en gros treiben und ohne Rücksichten, über das ganze Menschenleben. Die kleinen Wizbolde und gutmüthigen Komödienverfasser dagegen, die sich nur blos in den Familien umhertreiben, und nicht, wie Aristophanes, selbst über die Götter sich lustig zu machen wagen, sind mir herzlich zuwider, eben so wie jene schwachen gerührten Seelen, die statt ein ganzes Menschenleben zu zertrümmern, um den Menschen selbst darüber zu erheben, sich nur mit der kleinen Quälerei beschäftigen, und neben ihrem Gefolterten den Arzt stehen haben, der ihnen genau die Grade der Tortur bestimmt, damit der arme Schelm, obgleich geradebrecht, doch mit dem Leben zulezt noch davon gehen kann; als ob das Leben das Höchste wäre, und nicht vielmehr der Mensch, der doch weiter geht als das Leben, das grade nur den ersten Akt und den inferno in der divina comedia, durch die er, um sein Ideal zu suchen, hinwandelt, ausmacht. —

Mein Mann, der hier nahe vor mir auf dem Grabsteine kniete, einen blankgeschliffenen Dolch, den er aus einer schön gearbeiteten Scheide gezogen, in der Hand,

schien mir ächt tragischer Natur zu sein, und fesselte mich in seine Nähe.

Feuerlärm hatte ich eben nicht Lust zu machen, im Falle er etwas Ernsthaftes unternehmen würde, eben so wenig wollte ich als Vertrauter in der Kouliſſe stehen, um im fünften Akte bei dem Stichworte zu rechter Zeit [55] bereit zu sein, meinem Helden den Arm zu halten; denn sein Leben kam mir vor gleichsam wie die schön gearbeitete Scheide in seiner Hand, die in der bunten Hülle den Dolch verbarg, oder wie der Blumenkorb der Kleopatra, unter dessen Rosen die giftige Schlange lauschte, und wo das Drama des Lebens sich einmal so zusammengestellt hat, muß man die tragische Katastrophe nicht abwenden wollen.

Ich hatte einen König Saul, als ich noch Marionettendirekteur war, dem er aufs Haar glich; auch in allen seinen Manieren — grade solche hölzerne mechanische Bewegungen, und einen so steinernen antiken Stil, wodurch sich Marionettentruppen vor lebenden Schauspielern auszeichnen, die heut zu Tage auf unsern Theatern nicht einmal auf die rechte Weise zu sterben verstehen.

Es war schon alles dicht bis zum Niederfallen des Vorhangs beendigt, da blieb dem Manne plötzlich der schon zum Todesstoße aufgehobene Arm erstarrt, und er [56] kniete wie ein steinernes Denkbild auf dem Grabsteine. Zwischen der Dolchspitze und der Brust, die sie durchschneiden sollte, war kaum noch eine Spanne weit Raum, und der Tod stand ganz dicht an dem Leben, doch schien die Zeit aufgehört zu haben und nicht mehr fortrücken zu wollen und der eine Moment zur Ewigkeit geworden zu sein, die auf immer alle Veränderung aufgehoben.

Mir wurde es ganz unheimlich, ich sah erschrocken hinauf nach dem Zifferblatte der Kirchenuhr, auch hier stand der Zeiger still und grade auf der Mitternachtszahl. Ich schien mir gelähmt und rings um war alles unbeweglich und todt; der Mann auf dem Grabe, der Dohm mit seinen starren hohen Säulen und Monumenten und

den umher knieenden steinernen Rittern und Heiligen, die unbeweglich auf eine neue hereinbrechende Zeit und ein Fortschreiten in derselben, wodurch sie entfesselt würden, zu harren schienen.

Jezt war's vorüber, das Räderwerk der Uhr machte sich Luft, der Zeiger rückte fort, und der erste Schlag der Mitternachtsstunde hallte langsam durch das öde Gewölbe. Da schien, wie durch das Anziehen des Uhrwerks, der Mann auf dem Grabe wieder Bewegung zu erhalten, der Dolch rollte rasselnd auf dem Steine hin, und zerbrach.

„Verwünscht sei die Starrsucht," sagte er kalt, wie wenn er's schon gewohnt wäre, „sie läßt mich nie den Stoß vollführen! —" Damit stand er, wie, wenn nichts weiter vorgefallen wäre, auf, und wollte sich wieder entfernen.

„Du gefällst mir," rief ich, „es ist doch Haltung in deinem Leben, und ächte tragische Ruhe. Ich liebe die große klassische Würde im Menschen, die viel Worte haßt, wo viel gethan werden soll; und ein solcher salto mortale, wie der, zu dem du eben bereit warst, ist doch nichts kleines, und gehört zu den Forçestücken, die man, bis zulezt, aufspart." —

„Kannst du mir zu dem Sprunge verhelfen," sagte er finster, „so ist's gut; sonst bemühe dich nicht weiter in Lobsprüchen und Bemerkungen. Ueber die Kunst zu leben ist mehr als zuviel geschrieben, doch suche ich noch immer einen Traktat, über die Kunst zu sterben, vergeblich; und ich kann nicht sterben!" —

„O besäßen doch dieses dein Talent manche von unsern beliebten Schriftstellern!" rief ich aus, „Ihre Werke könnten dann immerhin Ephemeren bleiben, wären sie selbst doch unsterblich, und könnten ihre ephemerische Schriftstellerei ewig fortsetzen, und bis zum jüngsten Tage beliebt bleiben. Leider aber kommt für sie die Stunde nur zu früh, in der sie und ihre Eintagsfliegen mit ihnen sterben müssen. — O Freund, könnte ich dich doch in

diesem Augenblicke zu einem Kozebue erheben, dieser Kozebue ginge dann nie unter, und selbst am Ende aller Dinge lägen noch seine lezten Werke in dem Hogarthschen Schwanzstücke, und die Zeit könnte ihre lezte Pfeife die sie da raucht, mit einer Szene aus seinem lezten Drama anbrennen, und so begeistert, in die Ewigkeit übergehen!"

Der Mann wollte jetzt still abtreten, und ohne, wie ein schlechter Akteur, noch zum Schlusse eine gewaltige Tirade zu machen; ich aber hielt ihn bei der Hand, und sagte: „Nicht so eilig, Freund, ist es doch nicht nöthig, da du immer Zeit hast, so lange nur überhaupt von der Zeit selbst die Rede sein kann; denn aus deinen Worten zu schließen, halte ich dich für den ewigen Juden, der, weil er das Unsterbliche lästerte, zur Strafe schon hier unten unsterblich geworden ist, wo alles um ihn her vergeht. Du siehst finster, du einziger Mensch, dessen Leben der Zeiger der Zeit, der als ein scharfes, nie im Morden innehaltendes Schwerdt, auf dem Zifferblatte umherfliegt, nimmer durchschneiden soll, und der nicht eher vergkann, als bis ihr eisernes Räderwerk selbst zertrümmert Nimm die Sache von der leichten Seite; denn es ist doch spaßhaft und der Mühe werth, dieser großen Tragikomödie der Weltgeschichte bis zum lezten Akte als Zuschauer beizuwohnen, und du kannst dir zulezt das ganz eigne Vergnügen machen, wenn du am Ende aller Dinge über der allgemeinen Sündfluth auf dem lezten hervorragenden Berggipfel als einzig Uebriggebliebener stehst, das ganze Stück, auf deine eigene Hand, auszupfeifen, und dich dann wild und zornig, ein zweiter Prometheus, in den Abgrund zu stürzen."

„Pfeifen will ich," sagte der Mann trozig, „hätte mich nur der Dichter nicht selbst mit ins Stück verflochten als handelnde Person; das verzeih ich ihm nimmer!"

„Um so besser!" rief ich, „da giebt es wohl gar noch zu guter lezt eine Revolte im Stücke selbst, und der erste Held empört sich gegen seinen Verfasser. Ist das doch auch in der, der großen Weltkomödie nachgeäfften

kleinen nicht selten, und der Held wächst am Ende dem Dichter über den Kopf, daß er ihn nicht mehr bezwingen kann. — O ich hätte wohl Lust deine Geschichte anzuhören, du ewig Reisender, um darüber mich auszuschütten vor Lachen; wie ich denn oft bei einer ächten ernsten Tragödie brav zu lachen pflege, und im Gegentheile beim guten Possenspiele dann und wann weinen muß, indem das wahrhaft Kühne und Große immer zugleich von den beiden entgegengesetzten Seiten aufgefaßt werden kann!"—

„Ich verstehe dich, Spaßvogel," sagte der Mann! „Bin auch gerade jezt wild genug um zu lachen, und dir meine Geschichte zu erzählen. Doch, beim Himmel, laß dir keine ernste Miene dabei entwischen, sonst machst du mich in dem Augenblicke stumm!" —

„Sorge nicht, Kamerad, ich lache mit," antwortete ich, und jener sezte sich unter eine steinerne, am Grabe betende Ritterfamilie, und hub an:

„Es ist, du wirst mir's zugeben, verdammt langweilig, seine eigene Geschichte von Perioden zu Perioden, so recht gemüthlich aufzurollen; ich bringe sie deshalb lieber in Handlung, und führe sie als ein Marionettenspiel mit dem Hanswurst auf; da wird das Ganze anschaulicher und possirlicher.

Zuerst giebt es eine Mozartsche Symphonie von schlechten Dorfmusikanten exekutirt, das paßt so recht zu einem verpfuschten Leben, und erhebt das Gemüth durch die großen Gedanken, indem man zugleich bei dem Gekrazze des Teufels werden mögte. — Dann kommt der Hanswurst, und entschuldigt den Marionettendirektor, weil er es wie unser Herrgott gemacht, und die wichtigsten Rollen den talentlosesten Akteuren anvertraut habe; er leitet grade daraus aber auch wieder das Gute her, daß das Stück rührend ausfallen müsse, eben wie es bei großen tragischen Stoffen der Fall sei, die durch kleine gewöhnliche Dichter bearbeitet würden. Ueber das Leben und den Zeitkarakter macht er die höchst albernen Bemerkungen, daß beide jezt mehr rührend als komisch seyen, und daß

man jezt weniger über die Menschen lachen als weinen könne, weshalb er denn auch selbst ein moralischer und ernsthafter Narr geworden, und immer nur im edlen Genre sich zeige, wo er vielen Applaus bekäme.

Darauf treten die hölzernen Puppen selbst auf; zwei Brüder ohne Herzen umarmen sich, und der Hanswurst lacht über das Zusammenklappern der Arme, und über den Kuß, wobei sie die steifen Lippen nicht bewegen können. Der eine hölzerne Bruder bleibt im Marionettenkarakter, und drückt sich unendlich steif aus, macht auch lange trockene Perioden, worin gar kein Leben hinein kommen will, und die deshalb Muster im prosaischen Style abgeben. Die andere Puppe aber möchte gern einen lebendigen Akteur affektiren, und spricht hin und wieder in schlechten Jamben, reimt auch wohl gar zu Zeiten die Endsylben, und der Hanswurst nikt dabei mit dem Kopfe, und hält eine Rede über die Wärme des Gefühls in einer Marionette, und über den eleganten Vortrag bei tragischen Gedichten. — Darauf geben sich die Brüder die hölzernen Hände und gehen ab. Der Hanswurst tanzt ein Solo zur Zugabe, und dann redet im Zwischenakte Mozart wieder durch die Dorfmusikanten.

Jezt gehts weiter. Zwei neue Puppen treten auf, eine Kolombine mit einem Pagen, der den Sonnenschirm über sie ausspannt: die Kolombine ist die prima donna der Gesellschaft, und ohne Schmeichelei das Meisterstück des Formenschneiders. Wahrhaft griechische Konture, und alles an ihr ins Ideale hinübergearbeitet. Der eine Bruder kommt, derjenige, der vorher in Prosa sprach; er erblickt sie, schlägt sich auf die Stelle des Herzens, redet darauf plözlich in Versen, reimt alle Endsylben, oder bringt die Assonanz in A und O an, daß die Kolombine darüber erschrickt, und mit dem Pagen davon läuft. Jener will ihr nachstürzen, rennt aber, weil der Marionettendirektor hier ein Versehen macht, sehr hart gegen den Hanswurst, der nun, aus dem Stegreife, eine sehr boshafte satirische Rede hält, worin er ihm darthut, daß es

seinem Schöpfer — dem Marionettendirektor nemlich — nicht gefalle, ihm die Dame zu bestimmen, und daß dadurch eben das Stück recht toll und komisch werden würde, indem ein melancholischer Narr die possirlichste Person in einem Possenspiele abgäbe. — Die andere Puppe 6] stößt Flüche aus, lästert sogar in Verzweiflung auf den Direktor, wobei den Zuschauern vor Lachen die Thränen aus den Augen stürzen. Zulezt faßt sie aber doch noch Hoffnung die Dame wiederzufinden, und beschließt wenigstens das ganze Theater zu durchsuchen. Der Hanswurst begleitet sie.

Im dritten Akte erscheint die Kolombine wieder, und thut sehr schön mit der andern Brudermarionette, sie singen auch ein zärtliches Duett mit einander, und wechseln sodann die Ringe, worauf ein alter geschäftiger Pantalon mit Musikanten ankommt, die viel lustige Musik abspielen, wobei man nur allein die Töne nicht hört, was auf die Zuschauer einen sonderbaren Eindruck macht. Zulezt wird bei der stummen Musik getanzt, und der Pantalon macht recht gute Bemerkungen über sein musikalisches Gehör, vertheidigt auch das Mährchen, daß die Töne am Nordpole gefrören, und nur im warmen Süden wieder auf- 7] thaueten und hörbar würden. Das Alles ist so sonderbar, daß man schlechterdings nicht weiß, ob man's ernsthaft oder lustig nehmen soll; einige gescheute Leute unter den Zuschauern halten's gar für toll.

Als jene beiden ersten endlich zu Bette gegangen sind, kommt der Hanswurst mit dem andern Bruder wieder. Dieser spricht, wie er weite Reisen von einem Pole zum andern gemacht, und doch die Kolombine nicht gefunden, weshalb er verzweifeln und sich ums Leben bringen wollte. Der Hanswurst öffnet eine Klappe an der Brust der Marionette und findet wirklich jezt zu seinem Erstaunen ein Herz darin, worüber er besorgt wird und in der Angst mehrere gescheute Ideen bekommt, z. B. daß Alles in dem Leben, sowohl der Schmerz wie die Freude, nur Erscheinung sei, wobei nur blos das ein

böser Punkt, daß die Erscheinung selbst nie zur Erscheinung käme, weshalb die Marionetten es denn auch niemals ahneten, daß man sie zum Besten hätte und blos zum Zeitvertreibe mit ihnen spielte, sondern sich vielmehr sehr ernsthafte und bedeutende Personen dünkten. — Er will ihm darauf das Wesen einer Marionette selbst begreiflich machen, konfundirt sich aber beständig dabei, und steht nach einer langen sehr drolligen Rede wieder am Ende da, wo er anfing. — Nun lachte er in der Stille hämisch ins Fäustchen und geht ab. —

Im vierten Akte treffen die beiden Brüder zusammen, und indem der mit dem Herzen redet, werden plötzlich die stummen Töne aus dem vorigen Akte hörbar, und begleiten die Worte, worüber der Bruder ohne Herz ganz konfus wird. Arlequin kommt nun auch dazu und spottet über die Liebe, weil sie keine heroische Empfindung sei, und nicht für das allgemeine Beste benuzt werden könne. Er fordert auch den Direktor auf, sie für die Folge ganz abzuschaffen, und reine moralische Gefühle bei seiner Truppe einzuführen. Zulezt dringt er auf eine Revision des Menschengeschlechts und auf einige höchstnöthige Weltreparaturen; besteht auch sehr trotzig darauf zu wissen, weshalb er den Narren eines ihm unbekannten Publikums abgeben müsse.

Nun wird eine tragische Situation sehr schlecht ausgeführt. Die schöne Kolombine erscheint nemlich, und als der Bruder ohne Herz sie dem andern als seine Gemahlin vorstellt, fällt dieser ohne ein Wort zu sagen, höchst ungeschickt, mit dem hölzernen Kopfe auf einen Stein. Jene beiden laufen fort, um Hülfe zu senden; der Hanswurst aber hebt ihn auf und indem er ihm die blutige Stirn abwischt, bittet er ihn ganz gelassen, daß, weil es keine Dinge an sich gäbe, er sich den Stein, so wie die ganze Geschichte lieber aus dem Kopfe schlagen möge. Auch lobt er den Direktor, daß er das griechische Fatum abgeschafft und dafür eine moralische Theaterordnung eingeführt habe, nach der Alles zulezt sich gut auflösen müsse.

Der lezte Akt ist nun gar zum Todtlachen. Erst werden alberne Walzer gespielt, um die Gemüther zu besänftigen; dann erscheint die Marionette mit dem Herzen und beweiset der Kolombine durch Syllogismen und Sophismen, daß der Direktor die Puppen vertauscht, und sie, in einem Irrthume, seinem Bruder zur Gemahlin gegeben, da sie doch dem komischen Ausgange des Stücks gemäß, ihm selbst gehöre. Die Kolombine scheint ihm zu glauben, will aber doch aus Moralität und Achtung gegen den Marionettendirektor es nicht gehabt haben, worauf er in Verzweiflung geräth und kurze Anstalt sie zu entführen macht. Sie stößt ihn verächtlich zurück, da gebehrdet er sich wie ein Rasender, rennt die hölzerne Stirn gegen die Wand, und wendet die Assonanz in U an. Zulezt stürzt er fort, und schleudert nur noch den schönen Pagen aus dem zweiten Akte, der eben schlaftrunken, im Nachtkleide, vorübergehen will, in das Zimmer, das er hinter sich zuschließt.

Nach einer kurzen Pause erscheint er wieder mit der Bruder-Marionette, die einen gezogenen Degen in der Hand hält, und nach einer kurzen steifen Tirade, erst den Pagen, dann die Kolombine und endlich sich selbst niederstößt. Der Bruder steht ganz stier und dumm unter den drei hölzernen Puppen, die rings umher auf der Erde liegen; dann greift er ohne ein Wort weiter zu sagen, ebenfalls nach dem Degen, um auch sich selbst, zu guter lezt, hinterherzusenden; doch in diesem Augenblicke reißt der Drath, den der Direktor zu starr anzieht, und der Arm kann den Stoß nicht vollführen und hängt unbeweglich nieder; zugleich spricht es wie eine fremde Stimme aus dem Munde der Puppe und ruft: „Du sollst ewig leben!“ —

Nun erscheint der Hanswurst wieder um ihn zu besänftigen und zu trösten, führt auch unter andern, als er es gar zu arg macht, ärgerlich an, wie albern es sei, wenn es einer Marionette einfiele über sich selbst zu reflektiren, da sie doch blos der Laune des Direktors

gemäß, sich betragen müsse, der sie wieder in den Kasten lege, wenn es ihm gefiele. Dann sagte er auch manches Gute über die Freiheit des Willens und über den Wahnsinn in einem Marionettengehirne, den er ganz realistisch und vernünftig abhandelt; alles das um der Puppe zu beweisen, wie toll es eigentlich von ihr sei dergleichen Dinge sehr hoch zu nehmen, indem alles zuletzt doch auf ein Possenspiel hinausliefe, und der Hanswurst im Grunde die einzige vernünftige Rolle in der ganzen Farçe abgäbe, eben weil er die Farçe nicht höher nehme als eine Farçe."

Hier hielt der Mann einen Augenblick inne, und sagte dann in recht lustig wilder Laune: „Da hast du das ganze Fastnachtsspiel, worin ich selbst den Bruder mit dem Herzen dargestellt habe. Ich finde es übrigens recht wohl gethan, seine Geschichte so in Holz zu schnizzen und abzuspielen, man kann dabei recht boshaft sein, ohne daß die Moralisten etwas dagegen einwenden, und es eine Lästerung heißen dürfen. Auch erscheint alles recht erhaben unmotivirt, wie es doch in den ursprünglichen Verhältnissen wirklich ist, obgleich wir albernen Menschen im Kleinen gern motiviren mögen, dagegen unser Director es gar nicht thut, und keine Rechenschaft giebt, weshalb er so manche verpfuschte Rolle, wie ich z. B. eine bin, in seinem Fastnachtsspiele nicht ausstreichen will. O schon seit vielen Menschenaltern habe ich mich bestrebt aus dem Stücke herauszuspringen, und dem Direktor zu entwischen, aber er läßt mich nicht fort, so pfiffig ich es auch anfangen mag. Das Ueberdrüßigste dabei ist die Langeweile, die ich immer mehr empfinde; denn du sollst wissen, daß ich hier unten schon viele Jahrhunderte als Akteur gedient habe, und eine von den stehenden italienischen Masken bin, die gar nicht vom Theater herunterkommen."

„Ich hab's auf alle Weise versucht. Anfangs gab ich mich bei den Gerichten an, als großen Bösewicht und dreifachen Mörder; sie untersuchten's und thaten endlich den Ausspruch: ich müsse leben bleiben, indem sich aus meiner Defension ergäbe, wie ich nicht in bestimmten und

ausdrüklichen Worten den Mord beauftragt, und er mir nur höchstens als eine geistige Handlung zuzurechnen sei, die nicht vor ein forum externum gehöre. Ich verwünschte meinen Defensor, und die Folge war ein leichter Injurienprozeß, womit man mich laufen ließ."

„Darauf nahm ich Kriegsdienste, und versäumte keine Schlacht; doch zeichnete das Schicksal meinen Namen auf keine einzige Kugel, und der Tod umarmte mich auf der [75] großen Wahlstätte unter tausend Sterbenden, und zerriß seinen Lorbeerkranz, um ihn mit mir zu theilen. Ja ich mußte nun gar in dem verhaßten Drama eine glänzende Heldenrolle übernehmen, und verwünschte knirschend meine Unsterblichkeit, die mir auf allen Seiten in den Weg trat."

„Tausendmal sezte ich den Giftbecher an die Lippen, und tausendmal entstürzte er der Hand, ehe ich ihn leeren konnte. Zu jeder Mitternachtsstunde trete ich, wie die mechanische Figur an dem Zifferblatte einer Uhr, aus meiner Verborgenheit hervor, um den Todesstoß zu vollführen, gehe aber jedesmal, wenn der lezte Schlag verhallt ist, wie sie, zurück, um sofort ins Unendliche wieder zu kehren und abzugehen. O wüßte ich nur dieses immerfort sausende Räderwerk der Zeit selbst aufzufinden, um mich hinein zu stürzen und es auseinander zu reißen, oder mich zerschmettern zu lassen. Die Sehnsucht diesen Vorsaz auszuführen, bringt mich oft zur Verzweiflung: ja ich mache [76] selbst wie im Wahnsinne tausend Plane es möglich zu machen — dann schaue ich aber plözlich tief in mich selbst hinein, wie in einen unermeßlichen Abgrund, in dem die Zeit, wie ein unterirdischer nie versiegender Strom dumpf dahin rauscht, und aus der finsteren Tiefe schallt das Wort ewig einsam herauf, und ich stürze schaudernd vor mir selbst zurük, und kann mir doch nimmer entfliehen." —

Hier endete der Mann, und in mir stieg die heiße Sehnsucht auf, dem armen Schlaflosen das wohlthätige Opium mit eigener Hand zu reichen, und ihm den langen

süßen Schlaf, nach dem sein heißes überwachtes Auge vergeblich schmachtete, zuzuführen. Doch fürchtete ich, daß in dem entscheidenden Augenblicke sein Wahnsinn von ihm weichen könnte, und er, sterbend, das Leben, eben um der Vergänglichkeit willen, wieder liebgewinnen mögte. O, aus diesem Widerspruche ist ja der Mensch geschaffen; er liebt das Leben um des Todes willen, und er würde es hassen, wenn das, was er fürchtet, vor ihm verschwunden [77] wäre.

So konnte ich nichts für ihn thun, und überließ ihn seinem Wahnsinn und seinem Schicksale.

Fünfte Nachtwache.

Die vorige Nachtwache währte lange, die Folge war, wie bey Jenem, Schlaflosigkeit, und ich mußte den hellen, prosaischen Tag, den ich sonst meiner Gewohnheit gemäß, wie die Spanier, zur Nacht mache, durchwachen, und mich in dem bürgerlichen Leben und unter den vielen wachen Schläfern langweilen.

Da konnte ich nun nichts besseres thun, als mir meine poetisch tolle Nacht in klare langweilige Prosa übersetzen, und ich brachte das Leben des Wahnsinnigen recht motivirt und vernünftig zu Papiere, und ließ es zur Lust und Ergözlichkeit der gescheuten Tagwandler abdrucken. Eigentlich war es aber nur ein Mittel mich zu ermüden, und ich wollte es in dieser Nachtwache mir vorlesen, um nicht zum zweitenmale mit der Prosa und dem Tage mich einlassen zu müssen.

Das geschieht denn auch nun jezt ganz plan, wie folget:

„Don Juans Vaterland war das heiße glühende Spanien, in dem Bäume und Menschen sich weit üppiger entfalten und das ganze Leben ein feurigeres Kolorit annimmt. Nur er allein schien wie ein nordischer Felsen in diesen ewigen Frühling versezt zu sein, er stand kalt und unbeweglich da und nur dann und wann lief ein Erdbeben unter ihm hin, daß sie erschraken, und es ihnen unheimlich in seiner Nähe wurde.

Sein Bruder Don Ponce dagegen war jungfräulich mild, und wenn er sprach, blüheten seine Worte in

Blumen auf und schlangen sich um das Leben, durch das er wie durch einen grün verhüllten Zaubergarten hinwandelte. Alle liebten ihn; Juan haßte ihn nicht, aber sein Ausdruck war ihm zuwider, weil er nichts ruhig und groß zu nehmen wußte, sondern alles durch überladene Verzierungen verkleinerte, und überall seine bunten Schnörkel zuvor anpinseln mußte, um sich die Dinge gefällig zu machen, wie schlechte Poeten, die die üppig reiche Natur noch zum zweitenmale auszuschmücken versuchen, statt eine neue selbstständige, durch eigene Kraft zu erschaffen.

Ohne Theilnahme lebten sie bei einander, und wenn sie sich umarmten, so schienen sie wie zwei erstarrte Todte auf dem Bernhard Brust gegen Brust gelehnt, so kalt war es in den Herzen, in denen weder Haß noch Liebe herrschte; nur Ponce hielt ihre unbeweglich lächelnde Maske vor das Gesicht und verschwendete viel freundliche Worte bei einem reinen angenehmen Vortrage ohne genialische Härten und herzliche Rohheit. Juan wurde dann nur spröder und zurückstoßender und dieser str Norden wehete feindlich in den milden Süden, daß erkünstelten Blumen schnell entblätterten.

Das Schicksal schien sich zu erzürnen über die Gleichgültigkeit zweier verwandten Herzen, und es warf tückisch Haß und Aufruhr zwischen sie, damit sie, die die Liebe verschmäht hatten, als zornige Feinde sich einander nähern möchten. —

Es war zu Sevilla als Juan untheilnehmend einem Stiergefechte beiwohnte. Sein Blick schweifte von dem Amphitheater ab, über die über einander emporsteigenden Reihen der Zuschauer, und haftete weniger bei der lebenden Menge als den bunten phantastischen Verzierungen und den gestickten Teppichen die die Balustraden bedeckten. Endlich wurde er auf eine einzige noch leere Loge aufmerksam, und er starrte mechanisch dahin, wie wenn hier erst der Vorhang des wahren Schauspiels für ihn sich heben würde. Nach einer langen Pause erschien eine

einzelne ganz in schwarze Schleier gehüllte hohe weibliche Gestalt, und hinter ihr ein bildschöner Page, der durch den ausgespannten Sonnenschirm sie vor der Hitze schützte. Sie blieb unbeweglich auf der Tribune stehen, und eben so unbeweglich stand ihr Juan gegenüber; es war ihm als wenn das Räthsel seines Lebens hinter diesen Schleiern verborgen wäre, und doch fürchtete er den Augenblick wenn sie fallen würden, wie wenn ein blutiger Bankos Geist sich daraus erheben sollte.

Endlich war der Moment gekommen, und wie eine weiße Lilie blühete eine zauberische weibliche Gestalt aus den Gewändern auf, ihre Wangen schienen ohne Leben und die kaum gefärbten Lippen waren still geschlossen; so glich sie mehr dem bedeutungsvollen Bilde eines wunderbaren übermenschlichen Wesens, als einem irdischen Weibe.

Juan fühlte zugleich Entsetzen und heiße wilde Liebe, es verwirrte sich tief in ihm, und ein lauter Schrei war die einzige Aeusserung die seinem Munde entfuhr. Die Unbekannte blickte rasch und scharf nach ihm hin, warf in demselben Augenblicke die Schleier über, und war verschwunden.

Juan eilte ihr nach, und fand sie nicht. Er durchstrich Sevilla — vergeblich; Angst und Liebe trieben ihn fort und wieder zurück, doch aber erschien ihm oft in einzelnen schnell vorüberfliegenden Sekunden der Augenblick in dem er sie finden würde ebenso entsezlich als erwünscht; er bemühete sich diese Ahnung nur ein einzigesmal festzuhalten um sie zu begreifen, aber sie rauschte jedesmal wie ein nächtlicher Traum schnell an ihm vorüber, und wenn er sich besann war es wieder dunkel und Alles in seinem Gedächtnisse ausgelöscht. —

Dreimal hatte er ganz Spanien durchkreiset, ohne das blasse Antlitz wieder zu treffen, das tödtlich und liebend zugleich in sein Leben zu schauen schien; endlich trieb ihn ein unwiderstehliches Heimweh nach Sevilla zurück; und der erste der ihm dort begegnete, war Ponce.

Beide Brüder schienen vor einander zu erschrecken, denn beide waren einander fremd bis zum Räthsel geworden. Juans Härte war verschwunden und er stand ganz in Flammen wie ein Vulkan, durch dessen tausendjährige Schichten das innere Feuer sich mit einemmale Luft machte; aber in seiner Nähe schien es jezt nur um so gefährlicher. Ponces ehmalige Milde dagegen war zur Sprödigkeit geworden, und er stand kalt neben dem glühenden Bruder da, aller falscher Flitter war von seinem Leben abgefallen, und er glich einem Baume der seines vergänglichen Frühlingsschmuckes beraubt, die nackten Aeste starr und verworren in die Lüfte ausstreckt. — So entzündet derselbe Blizstrahl einen Wald daß er tausend Nächte hindurch den Horizont beleuchtet, indeß er flüchtig über die Haide hinfährt und nur die spärlichen Blumen versengt, daß sie verdorren und keine Spur zurücklassen.

Kalt höflich bat Ponce Don Juan ihn zu seiner Wohnung zu begleiten, damit er ihm seine Gemahlin vorstellen könne. Juan folgte mechanisch. Es war eben die Zeit der Siesta: die Brüder traten in einen von dichtem Weinlaube umhüllten Pavillon — da ruhete an einem marmornen Denksteine eben die blasse Gestalt schlummernd und unbeweglich, neben dem steinernen Genius des Todes, dessen umgestürzte Fackel ihre Brust verährte. Juan stand starr und eingewurzelt, die finstere Ahnung stieg rasch vor seinem Geiste auf und verschwand nicht wieder, und wurde furchtbar deutlich, wie das sich plözlich auflösende Räthsel des Oedipus. Dann verließen ihn die Sinne, und er sank bewußtlos auf den Stein nieder.

Als er wieder erwachte, fand er sich allein, nur der stumme ernste Jüngling war bei ihm zurückgeblieben. Sturm und Aufruhr im Innern, stürzte er hinaus ins Freie. —

Und alles war um ihn der verwandelt und anders worden, die alte Zeit schien sich wiederzugebähren, und

das graue Schicksal erwachte aus seinem tiefen Schlafe, und herrschte wieder über Erde und Himmel. Eine Furie verfolgte ihn, wie den Orestes, auf jedem Schritte, und hob oft tückisch das Schlangenhaar, und zeigte ihm ihr schönes Antliz. —

Ponce mußte auf längere Zeit Sevilla verlassen, da schlich Don Juan aus seiner tiefen Verborgenheit hervor, wie ein lichtscheuer Verbrecher. In seiner Seele war alles fest und entschieden, doch floh er seinen eigenen Umgang, um dem dunkeln Gefühle keine Worte zu geben, und sich nicht gegen sich selbst erklären zu müssen. So suchte er, gegen sich geheimnißvoll, Ponces Landgut auf, [87] und trat in Donna Ines Zimmer; sie erkannte ihn rasch, und die weiße Rose blühete zum erstenmale roth und glühend auf, und die Liebe belebte Pygmalions kaltes Wunderbild. Die Abendsonne brannte durch Laub und Blüthen, und Ines schob kindlich schuldlos den Wangenpurpur dem Himmelsfeuer zu, das sie anstrahlte: dann ergriff sie bebend die Harfe, und wie Juan ihr Spiel mit der Flöte begleitete, hub das verbotene Gespräch ohne Worte an, und die Töne bekannten und erwiederten Liebe. So bliebs bis Juan kühner wurde, die mystische Hieroglyphe verschmähete, und die schöne geheimnißvolle Sünde in heller Rede offenbarte. Da schwand die Dämmerung vor der Unschuldigen, sie schien erst jezt wie durch einen feindlichen Fackelglanz alles um sich her zu erkenneu, und nannte zum erstenmale schaudernd und erschrocken den Namen „Bruder!"

Die Sonne ging in demselben Augenblicke unter, und das eben noch gefärbte Antliz war schnell wieder blaß wie zuvor.

[88] Juan verstummte; Ines zog die Klocke, und eben jener Page, schön wie der Liebesgott, trat in das Zimmer. — Juan entfernte sich ohne ein Wort zu reden.

Es war schon ganz finster draußen im Walde, er schritt gedankenlos vor sich hin, plözlich stand Don Ponce dicht vor ihm, rasch zog er den Dolch und führte wild

den Stoß, — jezt kam er zur Besinnung; der Dolch stekte tief in dem Stamme eines Baumes, und nur seine Phantasie hatte den Brudermord begangen.

Ponce kehrte endlich zurück, aber Ines gedachte der Stunde nicht gegen ihn, und verhüllte Liebe und Vergehen tief in ihre Brust. Juan haßte den Tag, und lebte von jezt an nur in der Nacht, denn was in ihm vorging war lichtscheu und gefährlich. Sobald es finster wurde wandelte er jedesmal von dem Orte seines Aufenthalts hin nach Ponces Landgute, und blikte nach Ines Fenstern, doch wenn der Morgen wieder grauete, entfernte er sich wild und grollend. Einmal sah er Ines und den Pagen beim Lichtscheine, und seine Phantasie schuf ein Mährchen, wie Ines ihn, des Jünglings wegen, zurückgesezt habe, und nur diesem die süßen Stunden der Nacht heimlich weihe; da schwur er in wilder Eifersucht dem schönen Knaben den Tod, und beschloß die erste Gelegenheit zur Ausführung zu ergreifen. — Das Licht auf ihrem Zimmer erlosch nicht, er wähnte den Knaben noch immer an ihrer Seite, harrte bebend vor Wuth und Liebe bis zur Mitternachtsstunde, dann schlich er, seiner nicht mehr mächtig, ein halb Wahnsinniger, hervor bis zur Thür des Hauses und fand sie nur angelehnt. Mit ungewissen, wankenden Schritten ging er vor sich hin, und kam vor Ines Zimmer — ein rascher Druck, und es war geöffnet.

Da lag die Blasse wieder wie an dem Sarkophage, das Nachtgewand war nur leicht um sie hergewunden, und in das Saitenspiel, das sie, noch schlummernd, an die Brust lehnte, schlangen sich braune Lockenkränze. Juans Lippen entfuhr unwillkührlich der Name seines Bruders, da glaubte er plözlich in der Schlafenden die Furie zu erblicken, die zwischen ihnen beiden aufgestiegen, und die Locken die das schöne Antliz umwallten, schienen sich in Schlangen zu verwandeln. Dann war sie aber wieder das Weib seiner Liebe, und er sank, außer sich, zu ihren Füßen nieder, und drükte seine heißen Lippen

in ihre Bruſt. Sie taumelte erſchrocken empor, erkannte ihn beim Scheine des Nachtlichts, ſtieß ihn mit heftiger Kraft von ſich, und ihr Blik drückte Schauder und Entſezen aus.

Der einzige Blick zerſchmetterte ihn, doch erhob ſich ſchnell ſein böſer Dämon, und er ſtürzte fort, bewußtlos was er thun wollte — ein blutiger Vorſatz lag dunkel vor ſeiner Seele.

Von dem Geräuſche erweckt taumelte der Page ſchlaftrunken aus einem Zimmer im Vorſaale, er ergriff ihn und ſagte raſch: „Deine Gebietherin verlangt nach dir, ſie will in die Frühmeſſe!“ Der Page rieb ſich die Augen, er blikte ihm nach, und ſah noch wie er in Ines Zimmer verſchwand. Das Schikſal hatte die Kataſtrophe tükiſch vorbereitet; Don Juan fand des Bruders Schlafgemach, riß ihn aus dem erſten Schlummer, und rief ihm die Untreue ſeines Weibes zu. Ponce fuhr raſch auf und wollte Erklärung, aber er zog ihn heftig mit ſich fort, und drükte ihm nur auf dem Wege ſeinen Dolch in die Hand; dann ſchob er ihn in das Zimmer.

Es war todtenſtill um Don Juan, er ſtand furchtbar einſam in der Nacht, und ſuchte zähnklappernd in dumpfer Angſt die eben weggegebene Waffe. Jezt entſtand ein Geräuſch und die Thür flog wie von ſelbſt aus den Angeln.

Da wurde das ſchrekliche Nachtſtük beleuchtet. Der ſchöne Knabe lag ſchon im feſten Todesſchlummer auf dem Boden, und aus Ines Bruſt floß der purpurrothe Strom und haftete auf dem ſchneeweißen Schleier wie vorgeſtekte Roſen.

Juan ſtand ſtarr wie eine Bildſäule; Ines blikte ihn feſt an, aber die blaſſe Lippe blieb geſchloſſen und enthüllte nichts, dann ſenkte ſich der tiefe Schlaf ſanft über ihre Augen.

Als ſie ſtarb erwachte erſt Ponce, und er ſchien jezt zum erſtenmal zu lieben, weil er die Liebe verlohr, und ein liebendes Herz zu fühlen, um es zu durchbohren. Er vermählte ſich ſtill wieder mit Ines.

Don Juan ſtand ſtumm und wahnſinnig unter den Todten.

Sechste Nachtwache.

Was gäbe ich doch darum, so recht zusammenhängend und schlechtweg erzählen zu können, wie andre ehrliche protestantische Dichter und Zeitschriftsteller die groß und herrlich dabei werden, und für ihre goldenen Ideen goldene Realitäten eintauschen. Mir ists nun einmal nicht gegeben, und die kurze simple Mordgeschichte hat mich Schweiß und Mühe genug gekostet, und sieht doch immer noch kraus und bunt genug aus.

Ich bin leider in den Jugendjahren und gleichsam im Keime schon verdorben, denn wie andere gelehrte Knaben und vielversprechende Jünglinge es sich angelegen sein lassen immer gescheuter und vernünftiger zu werden, habe ich im Gegentheile eine besondere Vorliebe für die Tollheit gehabt, und es zu einer absoluten Verworrenheit in mir zu bringen gesucht, eben um, wie unser Herrgott, erst ein gutes und vollständiges Chaos zu vollenden, aus welchem sich nachher gelegentlich, wenn es mir einfiele, eine leidliche Welt zusammen ordnen ließe. — Ja es kommt mir zu Zeiten in überspannten Augenblicken wohl gar vor, als ob das Menschengeschlecht das Ch selbst verpfuscht habe, und mit dem Ordnen zu voreug gewesen sei, weshalb denn auch nichts an seinen gehörigen Platz zu stehen kommen könne, und der Schöpfer bald möglichst dazu thun müsse die Welt, wie ein verunglücktes System auszustreichen und zu vernichten. —

Ach, diese fixe Idee ist mir übel genug bek , und hätte mich selbst beinahe einmal um mein

wächteramt gebracht. indem es mir in der lezten Stunde des Säkulums einfiel mit dem jüngsten Tage vorzuspuken und statt der Zeit die Ewigkeit auszurufen, worüber viele geistliche und weltliche Herren erschrocken aus ihren Federn fuhren und ganz in Verlegenheit kamen, weil sie so unerwartet nicht darauf vorbereitet waren.

Drollig genug machte sich die Szene bei diesem falschen jüngsten Tages Lerm, wobei ich den einzigen ruhigen Zuschauer abgab, indeß alle Anderen mir als leidenschaftliche Akteurs dienen mußten. — O man hätte sehen sollen was das für ein Getreibe und Gedränge wurde unter den armen Menschenkindern und wie der Adel ängstlich durch einanderlief, und sich doch noch zu rangiren suchte vor seinem Herrgott; eine Menge Justiz- und andere Wölfe wollten aus ihrer Haut fahren und bemüheten sich in voller Verzweiflung sich in Schaafe [96] zu verwandeln, indem sie hier den in feuriger Angst umherlaufenden Wittwen und Waisen große Pensionen aussezten, dort ungerechte Urtheile öffentlich kassirten und die geraubten Summen wodurch sie die armen Teufel zu Bettlern gemacht hatten, sogleich nach Ausgang des jüngsten Tages zurück zu zahlen gelobten. So manche Blutsauger und Vampyre denuncirten sich selbst als Hängens und Köpfens würdig und drangen darauf, daß noch in der Eile hier unten ihr Urtheil an ihnen vollzogen würde, um die Strafe von höherer Hand von sich abzuwenden. Der stolzeste Mann im Staate stand zum erstenmale demüthig und fast kriechend mit der Krone in der Hand und komplimentirte mit einem zerlumpten Kerl um den Vorrang, weil ihm eine hereinbrechende allgemeine Gleichheit möglich schien.

Aemter wurden niedergelegt, Ordensbänder und Ehrenzeichen eigenhändig von ihren unwürdigen Besitzern [97] abgelöset; Seelenhirten versprachen feierlich künftighin ihren Heerden neben den guten Worten noch obendrein ein gutes Beispiel in den Kauf zu geben, wenn der Herrgott nur dieses mal es noch beim Einsehen bewenden ließe.

O was kann ichs beschreiben wie das Volk vor mir auf der Bühne in und durcheinander lief und in der Angst betete und fluchte und jammerte und heulte; und wie jeglicher Maske auf diesem zusammengeblasenen großen Balle, die Larve von dem Antlitze fiel und man in Bettlerkleidern Könige und umgekehrt, in Ritterrüstungen Schwächlinge und so fast immer das Gegentheil zwischen Kleid und Mann entdeckte.

Es freute mich daß sie lange vor übergroßer Angst das Zögern der himmlischen Kriminaljustiz gar nicht bemerkten, und die ganze Stadt Zeit hatte, alle ihre Tugenden und Laster aufzudecken und sich gleichsam vor mir, ihrem lezten Mitbürger, völlig zu entblößen. Das einzige geniale Stückchen verübte ein satirischer Bube, der schon vorher aus Langerweile entschlossen war in das neue Säkulum nicht mit hinüberzuwandern, und jezt in der letzten Stunde des alten sich erschoß, um den Versuch zu machen ob in diesem Indifferenzmomente zwischen Tod und Auferstehen, das Sterben noch auf einen Augenblick möglich sei, damit er nicht mit der ganzen übergroßen Lebenslangeweile in die Ewigkeit ohne weiteres hinübermüsse.

Außer mir gab es übrigens nur noch eine ruhige Person, und zwar den Stadtpoeten, der aus seinem Dachfenster trozig in das Michel Angelos Gemälde hinabschauete, und auf seiner poetischen Höhe auch das Weltende poetisch nehmen zu wollen schien.

Ein Astronom nahe bei mir merkte endlich an, daß dieser große actus solennis sich doch etwas zu lange verzögere und daß das feurige Schwerdt im Norden, statt des Gerichtsschwertes auch wohl nur als ein bloßer Nordschein zu nehmen sei. In diesem entscheidenden Momente, da schon einige von den Schächern die Köpfe wieder empor recken wollten, hielt ichs für nüzlich, sie wenigstens während einer kurzen erbaulichen Rede noch in ihrer Zerknirschung festzuhalten zu suchen, und ich hub folgender Gestalt an:

„Theuerste Mitbürger!

Ein Astronom kann in diesem Falle nicht als ein ıpetenter Richter angesehen werden, indem ein so htiges Phänomen, das über uns am Himmel herauf= iehen scheint, keinesweges wie ein unbedeutender Komet echnet werden kann, und nur einmal während der ızen Weltgeschichte erscheint; laßt uns darum unsere rliche Stimmung nicht so leichtsinnig aufgeben, sondern mehr einige für unsern Standpunkt wichtige und eckmäßige Betrachtungen anstellen.

Was liegt uns wohl am Weltgerichtstage näher als Rückblick auf den unter uns wankenden Planeten, der ı mit seinen Paradiesen und Kerkern mit seinen Narren= ısern und Gelehrten Republiken zusammenstürzen soll; t uns deshalb in dieser lezten Stunde, da wir die ltgeschichte abschließen wollen, nur kurz und summarisch rschauen, was wir, seit dieser Erdball aus dem Chaos vorgestiegen, auf ihm getrieben und ausgeführt haben. ist seit Adam her eine lange Reihe von Jahren — ın wir nicht gar die Zeitrechnung der Chineser als gültige annehmen wollen — was haben wir aber in vollbracht? — Ich behaupte: Gar Nichts!

Staunet mich nicht so an; der heutige Tag ist eben ıt dazu eingerichtet sich wichtig zu machen, und es thut th daß wir uns über Hals und Kopf noch ein wenig der Bescheidenheit zu beschäftigen suchen.

Sagt mir, mit was für einer Mine wollt ihr bei erm Herrgott erscheinen, ihr meine Brüder, Fürsten, ıswucherer, Krieger, Mörder, Kapitalisten, Diebe, ıatsbeamten, Juristen, Theologen, Philosophen, Narren) welches Amtes und Gewerbes ihr sein mögt; denn darf heute keiner in dieser allgemeinen National= sammlung ausbleiben, ob ich gleich merke, daß mehrere ı euch sich gern auf die Beine machen möchten um isaus zu nehmen.

Gebt der Wahrheit die Ehre, was habt ihr voll=

bracht, das der Mühe werth wäre? Ihr Philosophen z. B. habt ihr bis jezt etwas Wichtigeres gesagt, als daß ihr nichts zu sagen wüßtet? — das eigentliche und am meisten einleuchtende Resultat aller bisherigen Philosophien! — Ihr Gelehrten, was hat eure Gelehrsamkeit anders bezwekt als eine Zersezung und Verflüchtigung des menschlichen Geistes um zulezt mit Muse und einfältiger Wichtigkeit an das übriggebliebene caput mortuum euch zu halten. — Ihr Theologen, die ihr so gern zur göttlichen Hofhaltung gezählt werden möchtet, und indem ihr mit dem Allerhöchsten liebäugelt und fuchsschwänzt, hier unten eine leibliche Mördergrube veranstaltet und die Menschen statt sie zu vereinigen in Sekten auseinander schleudert und den schönen allgemeinen Brüder- und Familienstand als boshafte Hausfreunde auf immer zerrissen habt. — Ihr Juristen, ihr Halbmenschen, die ihr eigentlich mit den Theologen nur eine Person ausmachen solltet, statt dessen euch aber in einer verwünschten Stunde von ihnen trenntet um Leiber hinzurichten, wie jene Geister. Ach nur auf dem Rabensteine reicht ihr Brüderseelen vor dem armen Sünder auf dem Gerichtsstuhle euch nur noch die Hände und der geistliche und weltliche Henker erscheinen würdig neben einander! —

Was soll ich gar von euch sagen, ihr Staatsmänner, die ihr das Menschengeschlecht auf mechanische Prinzi reduzirtet. Könnt ihr mit euern Maximen vor einer himmlischen Revision bestehen, und wie wollt ihr, da wir jezt in einen Geisterstaat überzugehen im Begriffe sind, jene ausgeplünderten Menschengestalten placiren, von denen ihr gleichsam nur den abgestreiften Balg, indem ihr den Geist in ihnen ertödtetet, zu benuzen wußtet. — O, und was drängt sich mir nicht noch alles auf über die einzeln stehenden Riesen, die Fürsten und Herrscher, die mit Menschen statt mit Münzen bezahlen, und mit dem Tode den schändlichen Sklavenhandel treiben. —

O es hat mich toll und wild gemacht, und wie ich die Erdenbrut jezt vor mir herum kriechend erblicke mit

ihren Verdiensten und Tugenden, so mögte ich nur auf eine Stunde bei diesem allgemeinen Weltgerichte der Teufel sein, blos um euch eine noch kräftigere Rede zu halten! —

Die feierliche Handlung zögert noch immer, wie ich sehe, und es wird euch zur Bekehrung noch Raum gegeben, so betet und heult denn, ihr Heuchler, wie ihr es kurz vor dem Tode zu machen pflegt, wenn ihr euer verpfuschtes Leben nicht besser anzuwenden wißt, und unfähig geworden seid, länger zu sündigen.

Hinter euch liegt die ganze Weltgeschichte wie ein alberner Roman, in dem es ein'ge wenige leidliche Karaktere, und eine Unzahl erbärmlicher giebt. Ach, euer Herrgott hat es nur in dem einzigen versehen, daß er ihn nicht selbst bearbeitete, sondern es euch überlies daran zu schreiben. Sagt mir, wird er es jezt wohl der Mühe werth halten, das verpfuschte Ding in eine höhere Sprache zu übersetzen, oder muß er nicht vielmehr, wenn er es in seiner ganzen Seichtigkeit vor sich liegen sieht, es im Ingrimm zerreißen, und euch mit euren ganzen Planen der Vergessenheit überantworten? Ich seh's nicht anders ein! denn ihr alle, wie ich euch hier erblicke, könnt ihr wohl mit Recht auf den Himmel oder die Hölle Anspruch machen? Für jenen seid ihr zu schlecht, für diese zu langweilig! —

Die Gerichtsanstalten ziehen sich noch in die Länge, doch rathe ich euch, werdet nicht etwa beruhigter, rafft euch vielmehr zusammen, um, bis es unter uns kracht, noch einige hübsche Fortschritte in der Zerknirschung gemacht zu haben. Ich will mit den triftigsten Gründen losbrechen: der Herr verschonte einst Sodom und Gomorra um eines einzigen Gerechten willen, doch könntet ihr frech genug sein zu folgern, daß er einiger leidlich Frommen wegen einen ganzen Erdball voll Heuchler bei sich beherbergen werde. Thue jemand unter euch auch nur einen einzigen vernünftigen Vorschlag, wohin man euch plaziren soll! Schon der seelige Kant hat es euch dar-

gethan, wie Zeit und Raum nur bloße Formen der sinnlichen Anschauung sind; nun wißt ihr aber daß beide in der Geisterwelt nicht mehr vorkommen; jezt bitte ich euch, die ihr nur allein in der Sinnlichkeit lebt und webt, wie wollt ihr Raum finden, da wo es keinen Raum mehr giebt? — Ja, was wollt ihr gar beginnen, wenn es mit der Zeit zu Ende geht? Selbst auf eure größten Weisen und Dichter angewandt, bleibt die Unsterblichkeit zulezt doch auch nur ein uneigentlicher Ausdruck, was soll sie für euch arme Teufel bedeuten, die ihr keine andere Handlung ausgeübt habt, als die, mit Waaren, und keinen andern Geist kennt, als den Weingeist, durch den eure Poeten ein Analogon von Begeisterung in sich hervorbringen. — Da gebe nur jemand einen leidlichen Rath; ich wengstens weiß beim Teufel nicht, wo ich mit euch hin soll!" —

Hier bemerkte ich eine Unruhe in der Versammlung von mir, und hörte auch ganz deutlich, wie einige junge Freigeister, welche jezt Synonyma mit Geistlosen sind, keklich behaupteten, daß das Ganze nur ein falscher Lerm gewesen. Der eine aus der Versammlung hatte auch bereits wieder seine Krone aufgesezt, und der erste Rathsstand, der sich selbst vorhin denunciirte, äußerte erboßt: daß es strenge Ahnung verdiene mit einer ganzen respectiven Stadt Komödie zu spielen, und daß man sich an mich als den ersten Lermstifter halten müsse.

Ich gab jezt klein zu, und bat nur noch, indem ich mich an den Mann mit der Krone wandte, um einen Augenblick Gehör; worauf ich folgendes bemerkte: , e ein solches Gerichtstagansagen, selbst wenn es blos blu Lerm, doch von einigem Nutzen sein könne, und es sogar zu wünschen wäre, daß durch physikalische Experimente und einige Centner Beerlappenmehl, um von den Anhöhen und Thürmen damit herabzublitzen, regelmäßig, von Staats wegen, ein solcher Vorspuk gemacht werden mögte, damit der Mann mit der Krone, der in kei Falle allwissend, dann und wann dadurch eine all

Staatsrevision veranstalten, und den Staat selbst in paris naturalibus mit allen seinen Gebrechen erbliken könnte, da er ihm sonst nur immer in Galla und täuschend durch die Staatsschneider oder Beschneider, die Günstlinge und Räthe ausgeschmükt, vorgeführt würde. Ja, ich trüge selbst darauf an, mir als erstem Erfinder dieses Staatsexperiments ein Patent über meine Erfindung auszufertigen, bloß um die Nebensporteln die an einem solchen pseudojüngsten Tage vorfielen, als z. B. die Seegenswünsche der vielen wieder emporgeholfenen armen Teufel, die Flüche der gestürzten Heiligen u. d. g. in meinen Säkel zu ziehen."

Ja ich wagte zulezt, durch die Todtenstille um mich her kühner gemacht, zu bemerken, „wie ich selbst heute 9] schon eine solche Revision durch meinen Feuerlärm veranstaltet hätte, und es nicht übel gerathen sei gleich jezt an eine mäßige Reparatur zu gehen, und das verschobene Staatsgebäude wieder leidlich durch einige Aemterentsezungen, Hinrichtungen u. s. w. einzurücken."

Keiner redete, als ich ausgesprochen, ein Wort, und der Mann schob die Krone auf dem Haupte hin und her, als wenn er mit sich unschlüssig wäre; das endliche Resultat war indeß, daß meine Erfindung als unanwendbar verworfen wurde, und ich aus höchster Gnade nur als ein Narr angesehen werden, und für diesesmal noch mit der Amtsentsezung gegen mich innegehalten werden solle.

Damit indeß ein ähnlicher Lerm nicht wieder für die Folge zu besorgen, so wurden durch eine Kabinetsordre die von Samuel Day erfundenen watchmanns noctuaries eingeführt, wodurch ich von einem singenden und 10] blasenden Nachtwächter auf einen stummen reduzirt wurde*),

*) Diese Nachtuhren sind so eingerichtet, daß der Nachtwächter jedesmal in ein bis dahin verstektes Loch, das erst bei der bestimmten Stunde hervorrükt, einen Zettel stekt, zum Belege, daß er regelmäßig umhergegangen ist. Am Morgen schließt dann ein Polizeyoffizier die Uhr auf, um zu sehen, ob in jedem einzelnen Loche der Zettel sich vorfindet.

wobei man zum Grunde anführte, daß ich durch mein Blasen und Rufen mich den Nachtdieben verriethe, und es deshalb als unzweckmäßig abgeschafft werden müsse.

Die Tagdiebe waren so mit einemmale meiner Aufsicht entzogen, und ich wandle jezt stumm und traurig durch die öden Straßen, um in jeder Stunde meine Karte in die Nachtuhr zu schieben. O es ist unglaublich, was seitdem der Schlaf befördert ist, und wie so mancher, der bei seinen geheimen Sünden nichts als den jüngsten Tag fürchtete, seitdem meine Gerichtsposaune zerbrochen ist, ruhig und fest in seinen Kissen liegt.

1] # Siebente Nachtwache.

Ich bin einmal auf meine Tollheiten gekommen; nun ist aber mein Leben selbst die ärgste von allen, und ich will diese Nacht, da ich mir doch durch Blasen und Singen die Zeit nicht mehr vertreiben darf, in der Rekapitulation desselben fortfahren.

Ich bin schon oft daran gegangen vor dem Spiegel meiner Einbildungskraft sizend, mich selbst leidlich zu portraitiren, habe aber immer in das verdammte Antliz hineingeschlagen, wenn ich zulezt fand, daß es einem 12] Vexirgemälde glich, das von drei verschiedenen Standpunkten betrachtet, eine Grazie, eine Meerkaze und en façe den Teufel dazu darstellt. Da bin ich denn über mich verwirrt geworden, und habe als den lezten Grund meines Daseins hypothetisch angenommen, daß eben der Teufel selbst, um dem Himmel einen Possen zu spielen, sich während einer dunkeln Nacht in das Bette einer eben kanonisirten Heiligen geschlichen, und da mich gleichsam als eine lex cruciata für unsern Herrgott niedergeschrieben habe, bei der er sich am Weltgerichtstage den Kopf zerbrechen solle.

Dieser verdammte Widerspruch in mir geht so weit, daß z. B. der Papst selbst beim Beten nicht andächtiger sein kann, als ich beim blasphemiren, da ich hingegen wenn ich recht gute erbauliche Werke durchlese, mich der boshaftesten Gedanken dabei durchaus nicht erwehren kann. Wenn andere verständige und gefühlvolle Leute in die 3] Natur hinauswandern um sich dort poetische Stifts- und

Thaborshütten zu errichten, so trage ich vielmehr dauerhafte und auserlesene Baumaterialien zu einem allgemeinen Narrenhause zusammen, worinn ich Prosaisten und Dichter bei einander einsperren möchte. Ein paarmale jagte man mich aus Kirchen weil ich dort lachte, und eben so oft aus Freudenhäusern, weil ich drin beten wollte.

Eins ist nur möglich; entweder stehen die Menschen verkehrt, oder ich. Wenn die Stimmenmehrheit hier entscheiden soll, so bin ich rein verloren.

Dem sei wie ihm wolle, und meine Physiognomie falle häßlich oder schön aus, ich will ein Stündchen treulich daran kopiren. Schmeicheln werde ich nicht, denn ich male in der Nacht, wo ich die gleissenden Farben nicht anwenden kann und nur auf starke Schatten und Drucker mich einschränken muß.

Mir gaben zuerst einige poetische Flugblätter einen leidlichen Namen, die ich aus der Werkstätte meines Schuhmachers fliegen ließ; das erste enthielt eine Leichenrede die ich niederschrieb als diesem ein Knäblein geboren wurde, und ich erinnere mich nur noch blos an den Anfang, der ohngefähr so lautete:

„Da kleiden sie ihn ein für seinen ersten Sarg, bis der zweite fertig worden, an dem seine Thaten und Thorheiten eingegraben sind; so wie man Fürstenleichen erst in einen provisorischen Sarg einzulegen pflegt, bis sie dann später den zinnernen in die Gruft hinabtragen, der würdig mit Trophäen und Inschriften verziert ist, und den Leichnam zum zweitenmale einsargen. — Traut auch, ich bitte euch, dem Lebensscheine und den Rosen auf den Wangen des Knaben nicht; das ist die Kunst der Natur, wodurch sie, gleich einem geschikten Arzte, den einbalsamirten Körper eine längere Zeit in einer angenehmen Täuschung erhält; in seinem Innern nagt doch die Verwesung schon, und wolltet ihr es aufdecken, so würdet ihr eben die Würmer aus ihren Keimen sich entwickeln sehen, die Freude und den Schmerz, die sich schnell durchnagen daß die Leiche in Staub zerfällt. Ach nur da er noch nicht

gebohren war lebte er, so wie das Glük allein in der Hoffnung besteht, sobald es aber wirklich wird, sich selbst zerstört. Jezt steht er nur noch auf dem Paradebette, und die Blumen die ihr auf ihn streut sind Herbstblumen für sein Sterbekleid. In der Ferne rüsten sich auch schon ringsum die Leichenträger, die seine Freuden und ihn selbst hinwegführen wollen, und die Erde bereitet schon seine Gruft für ihn, um ihn zu empfangen. Ueberall strecken nur der Tod und die Verwesung gierig ihre Arme nach ihm aus, ihn nach und nach zu verzehren, um zulezt wenn seine Schmerzen, seine Wonne, seine Erinnerung und sein Staub verwehet ist, vom Morden müde auf seiner leeren Gruft auszuruhen. Seine Asche hat die Natur dann schon längst wieder zu neuen Todtenblumen für neue Sterbende verbraucht." —

Das Uebrige von der Rede habe ich vergessen. Sie meinten das Ganze sei nicht übel und nur blos die Ueberschrift ein Fehler, indem offenbar statt Geburtstage, Sterbetage stehen müsse; so wurde es dann auch bei vorkommenden Kinderleichen gebraucht. —

Ein debütirender Autor hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da er sich erst überhaupt durch seine Werke bekannt machen muß; hingegen ein schon aufgetretener und einmal applaudirter, blos durch seinen Namen seine Werke berühmt macht; indem die Menschen es nimmer sich überreden können, daß große Poeten und große Helden ihre Stunden haben, in denen sie schlechtere Werke und schlechtere Handlungen ans Licht fördern als die schlechtesten anderer höchst alltäglicher Erdensöhne. Höhe und Tiefe sind nie ohne einander, auf der Fläche dagegen ist der Sturz nicht zu befürchten.

Mich verfolgte indeß das Glück ordentlicherweise und ich erhielt fast mehr Reime zusammenzuflicken als Schuhe, so daß wir das alte Hans Sachsische Aushängeschild über unserer Werkstatt wieder herstellen, und zwei für den Staat wichtige Künste amalgamiren konnten. Dazu erhielt ich für ein Gedicht fast mehr bezahlt als für einen

Schuh, weshalb der alte Meister das lose Handwerk neben dem Brodhandwerke ungeneckt einherwandeln und meinen delphischen Dreifuß neben seinem gemeinnüzigen stehen lies.

Als eine vernünftige Anordnung der Vorsehung betrachte ich es übrigens, daß manche Menschen in einen engen erbärmlichen Wirkungskreis und zwischen vier Mauern eingesperrt sind, wo in der dumpfen Kerkerluft ihr Licht nur matt und unschädlich aufflammen kann, so daß man höchstens dabei erkennt, daß man sich in einem Kerker befindet; da es im Gegentheile in der Freiheit wie ein Vulkan auflodern würde, um Alles ringsum in Brand zu stecken. — Bei mir fing es wirklich jezt schon an zu sprühen und zu funkeln, indeß konnten nichts weiter als poetische Leuchtkugeln zum Vorschein kommen, um das Terrain zu rekognosciren, aber keine Bomben um zu zersprengen und zu verheeren. Eine furchtbare Angst ergriff mich oft, wie einen Riesen, den man als Kind in einen niedrigen Raum eingemauert, und der jezt emporwächst und sich ausdehnen und aufrichten will, ohne es im Stande zu sein, und sich nur das Gehirn eindrücken, oder zur verränkten Misgestalt in einander drängen kann.

Menschen dieses Schlages, wenn sie empor kämen würden feindseelig sich äußern, und als eine Pest, ein Erdbeben oder Gewitter unter das Volk fahren, und ein gutes Stück von dem Planeten aufreiben und zu Pulver verbrennen. Doch sind diese Enaksöhne gewöhnlich gut postirt, und es sind Berge über sie geworfen wie über die Titanen, worunter sie sich nur grimmig schütteln können. Hier verkohlt sich ihr Brennstoff allmählig, und nur selten gelingt's ihnen sich Luft zu machen, und ihr Feuer zornig aus dem Vulkane gen Himmel zu schleudern.

Ich brachte das Volk indeß schon durch mein bloßes Feuerwerkern in Aufruhr, und die flüchtige satirische Rede eines Esels über das Thema: warum es überhaupt Esel geben müsse, machte gewaltigen Lerm. Ich hatte bei Gott wenig Arges dabei gedacht, und das Ganze bloß aufs Allgemeine bezogen; aber eine Satire ist wie ein Probir-

stein, und jedes Metall das daran vorüberstreicht läßt das Zeichen seines Werthes oder Unwerthes zurück; so gings auch hier — der * * * hatte das Blatt gelesen, und alles genau auf sich passend gefunden; weshalb man mich ohne weiteres in den Thurm sperrte, wo ich Muße hatte immer wilder zu werden. Dabei gings mir übrigens mit meinem Menschenhasse wie den Fürsten, die den einzelnen Menschen wohlthun, und sie nur in ganzen Heeren würgen.

Endlich ließ man mich los, als die fremde Zahlung aufhörte, denn mein alter Meister war Todes verfahren, und ich stand nun mutterallein da in der Welt, als wäre ich aus einem andern Planeten herabgefallen. Jezt sah ich's recht, wie der Mensch als Mensch nichts mehr gilt, und kein Eigenthum an der Erde hat, als was er sich erkauft oder erkämpft. O wie ergrimmte ich, daß Bettler, Vagabunden und andere arme Teufel, wie ich einer bin, das Faustrecht sich nehmen ließen, und es nur den Fürsten zugestanden, als zu ihren Regalen gehörig, die es nun im Großen ausüben; konnte ich doch wahrlich kein Stükchen Erde finden, um mich darauf niederzulassen, so sehr hatten sie jede Handbreit unter sich zertheilt und zerstückelt, und wollten schlechterdings von dem Naturrechte, als dem einzigen allgemeinen und positiven nichts wissen, sondern hatten in jedem Winkelchen ihr besonderes Recht und ihren besondern Glauben; in Sparta besangen sie den Dieb, je kunstfertiger er zu stehlen verstand, und nebenan in Athen hingen sie ihn auf.

Zu etwas mußte ich indeß greifen um nicht zu verhungern, hatten sie doch alles freie Gemeingut der Natur bis auf die Vögel unterm Himmel und die Fische im Wasser an sich gerissen, und wollten mir kein Fruchtkorn zugestehen ohne gute baare Bezahlung. Ich wählte das erste beste Fach, worin ich sie und ihr Treiben besingen konnte, und wurde Rhapsode wie der blinde Homer, der auch als Bänkelsänger umherziehen mußte.

Blut lieben sie über die Maaßen, und wenn sie es

auch nicht selbst vergießen, so mögen sie es doch für ihr [122]
Leben überall in Bildern, Gedichten und im Leben selbst
gern fließen sehen; in großen Schlachtstücken am liebsten.
Ich sang ihnen daher Mordgeschichten und hatte mein
Auskommen dabei, ja ich fing an mich zu den nüzlichen
Mitgliedern im Staate, als zu den Fechtmeistern, Gewehr-
fabrikanten, Pulvermüllern, Kriegsministern, Aerzten u. s. w.,
die alle offenbar dem Tode in die Hand arbeiten, zu zählen,
und bekam eine gute Meinung von mir, indem ich meine
Zuhörer und Schüler abzuhärten, und sie an blutige Auf-
tritte zu gewöhnen mich bemühete.

Endlich aber wurden mir doch die kleineren Mord-
stücke zuwider, und ich wagte mich an größere — an
Seelenmorde durch Kirche und Staat, wofür ich gute
Stoffe aus der Geschichte wählte; ließ auch hin und
wieder kleine episodische Ergözlichkeiten von leichteren
Morden, als z. B. der Ehre, durch den tückischen guten
Ruf, der Liebe, durch kalte herzlose Buben, der Treue, [123]
durch falsche Freunde, der Gerechtigkeit, durch Gerichts-
höfe, der gesunden Vernunft, durch Zensuredikte u. s. w.
mit einfließen. Da aber war es vorbei, und es wurden
in kurzen mehr denn funfzig Injurienprozesse gegen mich
anhängig gemacht. Ich trat auf vor Gericht als mein
eigener advocatus diaboli; vor mir saßen an der Tafel-
runde ein halb Duzend mit den Gerechtigkeitsmasken vor
dem Antlize, worunter sie ihre eigene Schalksphysiognomie
und zweite Hogarthsgesichtshälfte verbargen. Sie verstehen
die Kunst des Rubens, wodurch er vermittelst eines ein-
zigen Zuges ein lachendes Gesicht in ein weinendes ver-
wandelte, und wenden sie bei sich selbst an, sobald sie
sich auf die Gerichtsstühle niederlassen, damit man diese
nicht für arme Sünderstühlchen anzusehen geneigt sein
möchte. — Nach einer strengen Verwarnung, die Wahr-
heit auf die mir vorgelegten Anklagen zu sagen, hub ich
so an:

„Wohlweise! Ich stehe hier als beschuldigter Injuriant [124]
vor Ihnen, und alle corpora delicti sprechen wider mich,

worunter ich auch sie selbst zu zählen fest willens bin, indem man corpora delicti nicht nur als die Gegenstände aus denen man auf ein bestimmtes Verbrechen schließen kann, z. B. Brechstangen, Diebsleitern u. d. gl. sondern auch als die Leiber selbst in denen das Verbrechen wohnt, ansehen könnte. Nun aber wäre es nicht übel gerathen, daß sie selbst nicht nur als gute Theoretiker die Verbrechen kennen lernten, sondern sie auch als brave Praktiker auszuüben verständen, wie denn schon manche Dichter sich ernstlich beklagen, daß ihre Rezensenten selbst nicht einen einzigen Vers zu machen im Stande wären, und doch über Verse richten wollten; — und was würden Sie, Wohlweise, zu entgegnen haben, wenn Ihnen, der Analogie gemäß, ein Dieb, Ehebrecher oder irgend ein anderer Hundsfott dieses Gelichters, über den sie richten wollten, 25] eine ähnliche Nuß aufzuknacken gäbe und sie nicht für kompetente Rezensenten in ihrem Fache anerkennen wollte, weil sie in praxi selbst noch gar nichts prästirt.

Die Gesetze scheinen auch in der That hierauf hinzudeuten, und eximiren sie als Gerichtspersonen in manchen Fällen von den Verbrechen, wie sie denn z. B. ungestraft erwürgen, mit dem Schwerdte um sich schlagen, mit Keulen niederhauen, verbrennen, säcken, lebendig begraben, viertheilen und foltern dürfen; — lauter grobe Missethaten, die man keinem andern als nur ihnen hingehen läßt. Ja auch in kleineren Vergehungen, und namentlich in dem Falle, worin ich mich jezt als Inquisit hier befinde, sprechen sie die Gesetze frei, so erlaubt ihnen die lex 13 §. 1 und 2 de iniuriis geradezu diejenigen zu injuriiren, die sie selbst wegen Injurien in ihrem Gerichtsgarn gefangen halten.

Es ist unglaublich welche Vortheile aus dieser Ein-
26] richtung für den Staat fließen könnten; würden nicht z. B. eine Menge Verbrechen mehr zu Tage gefördert werden können, wenn respektive Gerichtsherren in eigner Person die Lusthäuser besuchten, und die Lust vollzögen, um die Inkulpirten sogleich ohne weiteres zu überführen;

wenn sie ebenfalls als Diebe sich unter die Diebe mischten, blos um ihre Kameraden hängen zu lassen; oder wenn sie selbst den Ehebruch vollzögen, um die etwanigen Ehebrecherinnen und solche, die Lust und Liebe zu diesem Verbrechen haben und als schädliche Mitglieder des Staats zu betrachten sind, kennen zu lernen.

Guter Himmel, das Wohlthätige einer solchen Einrichtung ist so klar, daß ich gar nichts weiter hinzufügen mag, und bloß dieses unmaßgeblichen Vorschlags halber meine Lossprechung verdient hätte.

Ich gehe indeß zu meiner Vertheidigung selbst über, Wohlweise! Mir ist hier eine iniuria oralis und zwar nach der Unterabtheilung β eine gesungene Injurie zur Last gelegt. Ich dürfte schon hier einen Grund der Nullität der Anklage finden, indem Sänger offenbar sich zu der Kaste der Dichter zählen, und es diesen leztern, eben weil sie nach der neuern Schule keine Tendenz bezwecken, erlaubt sein müsse, in ihrer Begeisterung zu injuriiren und blasphemiren so viel sie nur wollten. Ja es dürfte einem Dichter und Sänger schon deshalb dies Verbrechen nicht zugerechnet werden, weil die Begeisterung der Trunkenheit gleichzusezen ist, die ohne weiteres, wenn der Trunkene sich nicht culpose in diesen Zustand versezt hat, welches offenbar bei einem Begeisterten nicht anzunehmen ist, indem die Begeisterung eine Gabe der Götter, von der Strafe befreit. — Indeß will ich meine Vertheidigung noch bündiger formiren, und verweise sie deshalb auf die Schriften unserer vorzüglichsten neuern Rechtslehrer, in denen es bündig dargethan ist, daß die Gerechtigkeit schlechterdings nichts mit der Moralität zu schaffen habe, und daß nur eine die äußern Rechte verlezende Handlung als ein Verbrechen V. R. W. imputirt werden könne. Nun aber habe ich nur moralisch injuriirt und verwundet, und weise deshalb die Klage vor diesem Gerichtshofe als unzulänglich ab, indem ich als moralische Person unter dem foro privilegiato einer anderen Welt stehe.

Ja, da nach Weber über Injurien im ersten Abschnitte pag. 29 an denjenigen Personen die auf das Recht auf Ehre Verzicht gethan haben, keine Injurie begangen werden kann, so darf ich auch der Analogie gemäß folgern daß ich sie da sie als Icti und Gerichtspersonen schlechthin von der Moralität sich losgesagt haben, hier an offener Gerichtsstätte mit allen möglichen moralischen Injurien überhäufen darf; ja, wenn ich sie kalte gefühllose unmoralische, obgleich wohlweise und gerechte Herren zu nennen wage, so ist das vielmehr als eine Apologie als Injurie zu halten, und ich weise schlechthin jede von hier ausgehende gerichtliche Ansprüche als unzulänglich ab." —

Hier hielt ich inne und alle sechs sahen sich eine Weile an ohne zu dezidiren; ich wartete ruhig. Hätten sie mir als Strafe das Wippen, das Trillhaus, den spanischen Mantel, Schmäuchen, Riemschneiden oder gar das Aufreißen des Leibes, welches in Japan für sehr ehrenvoll gehalten wird, zuerkannt, mich würde es gefreuet haben, gegen die Bosheit die der erste Rechtsfreund und Vorsizer verübte, als er den Ausspruch that, daß mir schlechterdings das Verbrechen nicht zugerechnet werden könnte, indem ich zu den mente captis zu zählen sein und mein Vergehen als die Folge eines partiellen Wahnsinns betrachtet werden müsse, weshalb man mich ohne weiteres an das Tollhaus abzuliefern habe.

Es ist zu arg, ich mag heute nicht weiter rekapituliren, und will mich schlafen legen.

Achte Nachtwache.

Die Dichter sind ein unschädliches Völkchen, mit ihren Träumen und Entzückungen und dem Himmel voll griechischer Götter, den sie in ihrer Phantasie mit sich umhertragen. Bösartig aber werden sie sobald sie sich erdreisten ihr Ideal an die Wirklichkeit zu halten, und nun in diese, mit der sie gar nichts zu schaffen haben sollten, zornig hineinschlagen. Sie würden indeß unschädlich bleiben, wenn man ihnen nur in der Wirklichkeit ihr freies Plätzchen ungestört einräumen und sie nicht durch das Drängen und Treiben in derselben eben zum Rückblick in sie zwingen wollte. Für den Maasstab ihres Ideals muß alles zu klein ausfallen, denn dieser reicht über die Wolken hinaus und sie selbst können sein Ende nicht absehen, und müssen sich nur an die Sterne als provisorische Grenzpunkte halten, von denen indeß wer weiß wie viele bis heute unsichtbar sind und ihr Licht sich noch auf der Reise zu uns herab befindet.

Der Stadtpoet auf seinem Dachkämmerchen gehörte auch zu den Idealisten, die man mit Gewalt durch Hunger, Gläubiger, Gerichtsfrohne u. s. w. zu Realisten bekehrt hatte, wie Karl der Große die Heiden mit dem Schwerdte in den Fluß trieb, damit sie dort zu Christen getauft würden. Ich hatte mit dem Nachtraben Bekanntschaft gemacht und lief wenn ich meine Karte als einen Zeitschein in die Nachtuhr geschoben hatte, oft zu ihm hinauf, um seinem Gähren und Brausen zuzuschauen, wenn er dort oben als begeisterter Apostel mit der Flamme auf

dem Haupte gegen die Menschen zürnte. Sein ganzes Genie konzentrirte sich auf die Vollendung einer Tragödie, worin die großen Geister der Menschheit deren Körper und bloße äußere Hülle sie gleichsam nur erscheint, die Liebe, der Haß, die Zeit und die Ewigkeit als hohe geheimnißvolle Gestalten auftraten, durch die statt des Chors ein tragischer Hanswurst, eine groteske und furchtbare Maske, hinlief. Der Tragiker hielt das schöne Antliz des Lebens mit eiserner Faust unverrükt vor seinen großen Hohlspiegel, worin es sich in wilde Züge verzerrte und gleichsam seine Abgründe offenbarte in den Furchen und häßlichen Runzeln die in die schönen Wangen fielen; so zeichnete er's ab.

Es ist gut, daß es viele nicht begriffen, denn in unserm Lorgnetten Zeitalter sind die größesten Gegenstände so entrükt worden, daß man sie höchstens nur noch in der Ferne undeutlich durch die Vergrößerungsgläser
83] erkennt; dagegen die kleinen recht gründlich kultivirt werden, weil Kurzsichtige in der Nähe um so schärfer sehen. —

Er hatte das Ganze bereits beendigt, und hoffte daß die Götter die er dabei angerufen, sich ihm diesmal wenigstens als ein goldener Regen offenbahren würden, durch den er seine Gläubiger, den Hunger und die Gerichtsdiener von sich verscheuchen könnte. Heute war der Tag an dem das imprimatur des wichtigsten Zensors, des Verlegers, hatte einlaufen müssen, und mich trieb die Neugierde zu ihm hinauf und die Sehnsucht ihn in dem fröhlichen Gelage der Erdengötter zu erblicken. — Ist es nicht traurig daß die Menschen ihre Freudensäle so fest verschlossen halten und durch Geharnischte*) bewachen lassen, vor denen der Bettler, der sie nicht bestechen kann, erschrocken zurückweicht!

4] Ich stieg keuchend in den hohen Olymp hinauf und

*) Auf den holländischen Dukaten steht ein geharnischter Mann.

öffnete den Eingang; aber statt eines Trauerspiels, das ich nicht erwartet hatte, fand ich ihrer zwei, das rückgehende vom Verleger, und den Tragiker selbst der das zweite aus dem Stegereife zugleich gedichtet und als Protagonist*) aufgeführt hatte. Da ihn der tragische Dolch gemangelt, so hatte er in der Eile, was bei einem improvisirten Drama leicht übersehen werden kann, die Schnur die dem auf der Retourfuhre begriffenen Manuscripte als Reisegurt gedient, dazu auserwählt, und schwebte an ihr als ein gen Himmel fahrender Heiliger, recht leicht und mit abgeworfenem Erdenballast über seinem Werke.

Es war übrigens in der Stube ganz still und fast schauerlich; nur ein paar zahme Mäuse spielten als einzige Hausthiere friedlich zu meinen Füssen und pfiffen, entweder aus guter Laune, oder aus Hunger; für das leztere schien beinahe eine dritte zu entscheiden, die sehr eifrig an der Unsterblichkeit des Dichters, seinem retourgegangenen opere posthumo, nagte.

„Armer Teufel, sagte ich zu ihm hinaufblickend, ich weiß nicht ob ich deine Himmelfahrt komisch oder ernsthaft nehmen soll! Drollig bleibt es allerdings, daß du als eine Mozartsche Stimme in ein schlechtes Dorfkoncert mit eingelegt bist, und eben so natürlich daß du dich daraus weggestohlen; in einem ganzen Lande von Hinkenden wird eine einzige Ausnahme als ein seltsames verschrobenes lusus naturae verlacht, eben so würde in einem Staate von lauter Dieben die Ehrlichkeit allein mit dem Strange bestraft werden müssen; es kommt Alles in der Welt auf die Zusammenstellung und Uebereinkunft an, und da nun deine Landsleute nur an ein abscheuliches kreischendes Geschrei statt des Gesanges gewöhnt sind, so mußten sie dich eben deines guten gebildeten Vortrags wegen zu den Nachtwächtern zählen, wie ich denn deshalb auch einer geworden bin. O die

*) So hieß der eine Akteur der zu Tespis Zeit mit dem Chore die ganze Tragödie ausmachte.

Menschen schreiten hübsch vorwärts und ich hätte wohl Lust meinen Kopf nach einem Jahrtausende nur auf eine Stunde lang in diese alberne Welt zu stecken; ich wette darauf ich würde sehen wie sie in den Antiken-kabinetten und Museen nur noch das Frazzenhafte abzeichneten und nach einem Ideale der Häßlichkeit strebten, nachdem sie die Schönheit längst als eine zweite französische Poesie für fade erklärt hätten. Den mechanischen Vorlesungen über die Natur wünschte ich auch beizuwohnen in denen es gelehrt wird wie man eine Welt mit geringem Aufwande von Kräften vollständig zusammenstellen kann, und die jungen Schüler zu Weltschöpfern ausgebildet werden, da man sie jezt nur zu
[7] Ichsschöpfern anzieht. Guter Gott was müssen nach einem Jahrtausend nicht für Fortschritte in allen Wissenschaften gemacht sein, da wir jetzt bereits so weit sind; man muß dann, Naturreparirer, eben so häufig wie jezt Uhrmacher haben; Korrespondenzen mit dem Monde führen, von dem wir heutiges Tages schon Steine heraberhalten; Shakespearsche Stücke in den unterſten Klassen als Exercitien ausarbeiten; die Liebe, die Freundschaft, die Treue, wie jezt den Hanswurst, schon nicht mehr auf den Theatern dulden; Tollhäuser nur noch für Vernünftige aufbauen; die Aerzte als schädliche Mitglieder des Staates ausreuten, weil sie das Mittel gegen den Tod aufgefunden; und Gewitter und Erdbeben so leicht veranstalten können, wie jezt Feuerwerke. — Armer schwebender Teufel, wie würde es da mit deiner Unsterblichkeit aussehen, und du hast wohlgethan, daß du dich rasch aus dem Staube machteſt." —

[38] Ich wurde aber plözlich in meiner guten Laune gerührt, so wie ein heftig Lachender zulezt in Thränen ausbricht, als ich in einen Winkel blikte, wo seine Kindheit gleichsam als die einzige Freude und zugleich als das einzige zurückgebliebene Möbel dem Erblaßten stumm und bedeutend gegenübergestellt war; es war ein altes verwittertes Gemälde, auf dem die Farben schon

halb verlöscht, so wie dem Aberglauben nach auf den Portraiten Verstorbener die Wangenröthe verfliegt. Es stellte den Poeten dar, wie er als ein freundlicher lächelnder Knabe an der Brust seiner Mutter spielte: ach das schöne Antliz war seine erste und einzige Liebe und sie war ihm nur sterbend untreu geworden. Hier in dem Bilde lachte die Kindheit noch um ihn, und er stand in dem Frühlingsgarten voll geschlossener Blumenknospen, nach deren Duft er sich sehnte, und die ihm nur als Giftblumen aufbrachen und den Tod gaben. Ich mußte mich schaudernd abwenden als ich die Kopie, den lächelnden umlockten Kindskopf, mit dem jezigen Originale, dem schwebenden Hypokratischen Gesichte verglich, das schwarz und schreklich wie ein Meduſenhaupt in seine Jugend schauete. Er schien noch in der lezten Minute den lezten Blik auf das Gemählde geworfen zu haben, denn er hing dagegen gekehrt und die Lampe brannte dicht davor wie vor einem Altarblatte. — O die Leidenschaften sind die tükischen Retouschirer, die den blühenden Rafaelskopf der Jugend mit den fortschreitenden Jahren auffrischen und durch immer härtere Züge entstellen und verzerren, bis aus dem Engelshaupt eine Höllenbreugelische Larve geworden ist. —

Der Arbeitstisch des Dichters, dieser Altar des Apoll, war ein Stein, denn alles vorräthige Holz, bis auf den abgelöseten Rahmen des Gemäldes, war längst bei seinen nächtlichen Opfern zur Flamme verzehrt. Auf diesem Steine lagen das rükgekehrte Trauerspiel, der Mensch überschrieben, und zugleich der Absagebrief des Poeten an das Leben; dieser lautete so:

„Absagebrief an das Leben.

Der Mensch taugt nichts, darum streiche ich ihn aus. Mein Mensch hat keinen Verleger gefunden weder als persona vera noch ficta, für die lezte (meine Tragödie) will kein Buchhändler die Drukkosten herschießen, und um die erste, (mich selbst) bekümmert sich gar der

Teufel nicht, und sie lassen mich verhungern, wie den Ugolino, in dem größten Hungerthurme, der Welt, von dem sie vor meinen Augen den Schlüssel auf immer in das Meer geworfen haben. Ein Glück ist's noch daß mir so viel Kraft übrig bleibt, die Zinne zu erklimmen und mich hinabzustürzen. Ich danke dafür, in diesem meinem Testamente, dem Buchhändler, der ob er gleich meinem Menschen nicht forthelfen wollte, mir doch wenigstens die Schnur in den Thurm hinabwarf, an der ich in die Höhe kommen kann.

Ich denke es ist lustig droben, und eine gute freie Aussicht; besser ist's in alle Wege, selbst wenn ich nichts sehen sollte, als hier unten, denn ich weiß nichts mehr darum; — aber der alte Ugolino tappte, vor Hunger blind geworden, in seinem Thurme umher, und war sich seiner Blindheit bewußt und das Leben kämpfte noch gewaltig in ihm, daß er nicht untergehen konnte.

Ach ich habe zwar, wie er, in meinem Kerker auch noch mit holden Knaben getändelt, die ich einsam in der Nacht erzeugte und die um mich her spielten als eine blühende Jugend und goldene helle Träume; in ihnen, die ich hinterlassen wollte, schloß ich mich warm an das Leben; — aber sie haben auch sie verstoßen, und die hungrigen Thiere, die sie mit mir einsperrten, haben sie zernagt, daß sie mich nur noch in der Erinnerung umgaukeln.

Mag's sein; die Thür ist fest hinter mir zugeworfen, und das leztemal, daß sie sie öffneten, war's nur um den Sarg meines lezten Kindes hereinzutragen; — ich hinterlasse nun nichts, und gehe dir trozig entgegen, Gott, oder Nichts!"

Dies war die lezte zurükgebliebene Asche von einer Flamme, die in sich selbst ersticken mußte. Ich sammelte sie, und so viele Reliquien von dem Menschen ich den hungrigen Mäusen noch entreissen konnte, sorgfältig, indem ich mich gewaltsamerweise zum Erben der Hinterlassenschaft einsezte.

Bringt mich der Himmel unverhofft einmal in eine

bessere Lage, so gebe ich das Trauerspiel: der Mensch, so zernagt und unvollständig es auch ist, auf meine Kosten heraus, und vertheile die Exemplare gratis unter die Menschen. Für jetzt will ich nur etwas vom Prologe des Hanswurstes mittheilen. Der Poet entschuldigt sich in einer kurzen Vorrede darüber, daß er den Hanswurst in eine Tragödie einzuführen wagte, mit eigenen Worten folgendermaßen:

„Die alten Griechen hatten einen Chorus in ihren Trauerspielen angebracht, der durch die allgemeinen Betrachtungen die er anstellte, den Blick von der einzelnen schrecklichen Handlung abwendete und so die Gemüther besänftigte. Ich denke es ist mit dem Besänftigen jetzt nicht an der Zeit, und man soll vielmehr heftig erzürnen und aufwiegeln, weil sonst nichts mehr anschlägt, und die Menschheit im Ganzen so schlaff und boshaft geworden ist, daß sie's ordentlicherweise mechanisch betreibt, und ihre heimlichen Sünden aus bloßer Abspannung vollführt. Man soll sie heftig reizen, wie einen asthenischen Kranken, und ich habe deshalb meinen Hanswurst angebracht, um sie recht wild zu machen; denn wie, nach dem Sprichworte, Kinder und Narren die Wahrheit sagen, so befördern sie auch das Furchtbare und Tragische, indem jene es unschuldig hart vortragen, und diese gar darüber spotten und Possen damit treiben. Neuere Aesthetiker werden mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen." —

Das was ich noch von dem Manuscripte mittheilen will, lautete so:

„Prolog des Hanswurstes zu der Tragödie: der Mensch.

Ich trete als Vorredner des Menschen auf. Ein respektives zahlreiches Publikum wird es leichter übersehen, daß ich meiner Handthierung nach ein Narr bin, wenn ich für mich anführe, daß nach Doktor Darwin*) eigent-

*) S. dessen Gedicht über die Natur.

145] lich der Affe, der doch ohnstreitig noch läppischer ist als ein bloßer Narr, der Vorredner und Prologist des ganzen Menschengeschlechts ist, und daß meine und Ihre Gedanken und Gefühle sich nur blos mit der Zeit etwas verfeinert und kultivirt haben, obgleich sie ihrem Ursprunge gemäß doch immer nur Gedanken und Gefühle bleiben, wie sie in dem Kopfe und Herzen eines Affen entstehen konnten. Doktor Darwin, den ich hier als meinen Stellvertreter und Anwald aufführe, behauptet nämlich, daß der Mensch als Mensch einer Affenart am mittelländischen Meere sein Dasein verdanke, und daß diese blos dadurch daß sie sich ihres Daumenmuskels so bedienen lernte, daß Daumen und Fingerspitzen sich berührten, sich allmählig ein verfeinertes Gefühl verschaffte, von diesem in den folgenden Generationen zu Begriffen überging und sich zulezt zu verständigen Menschen einkleidete, wie wir sie jezt noch täglich in Hof- und anderen Uniformen einherschreiten sehen.

[146] Das Ganze hat sehr viel für sich; finden wir doch nach Jahrtausenden noch hin und wieder auffallende Annäherungen und Verwandtschaften in dieser Rükficht, ja ich glaube bemerkt zu haben, daß manche respektive und geschäzte Personen sich ihres Daumenmuskels noch jezt nicht gehörig bedienen lernten, wie z. B. manche Schriftsteller und Leute die die Feder führen wollen; sollte ich darin nicht irren, so spricht das sehr für Darwin. Auf der andern Seite finden wir auch manche Gefühle und Geschicklichkeiten in dem Affen, die uns offenbar bei dem salto mortale zum Menschen entfallen sind, so liebt z. B. eine Affenmutter noch heutiges Tages ihre Kinder mehr als manche Fürstenmutter; das einzige was dies widerlegen könnte, wäre noch, wenn man anführen wollte daß diese sie, eben aus übergroßer Liebe vernachläßigte um das zu bezwecken, was jene nur etwas schneller durch das Erdrücken ihrer Jungen erreicht.

147] Genug ich bin mit Doktor Darwin einverstanden, und thue den philanthropischen Vorschlag, daß wir unsere

jüngeren Brüder, die Affen in allen Welttheilen, höher schäzen lernen, und sie, die jezt nur unsere Parodisten sind, durch eine gründliche Anweisung, den Daumen und die Fingerspizen zusammen zu bringen, so daß sie mindestens eine Schreibfeder führen können, zu uns herauf ziehen mögen. Ist es doch besser mit dem ersten Doktor Darwin die Affen für unsere Vorfahren anzunehmen, als so lange zu zögern, bis ein zweiter gar andere wilde Thiere zu unsern Adscendenten macht, welches er vielleicht durch eben so gute Wahrscheinlichkeitsgründe belegen könnte, da die meisten Menschen, wenn man ihnen das Untertheil des Gesichts und den Mund, mit dem sie die gleissenden Worte verschwenden, verdekt, in ihren Physiognomien eine auffallende Geschlechtsähnlichkeit besonders mit Raubvögeln, als z. B. Geiern, Falken u. s. w. erhalten, ja da auch der alte Adel seine Stammbäume eher zu den Raubthieren, als Affen hinaufführen kann, welches, ausser ihrer Vorliebe zur Räuberei im Mittelalter, auch noch aus ihren Wappen erhellet, in denen sie meistentheils Löwen, Tieger, Adler und andere dergleichen wilde Thiere führen. —

Das Gesagte mag hinlänglich sein, um meine Person und Maske vor der jezt aufzuführenden Tragödie: Der Mensch, zu rechtfertigen. Ich verspreche einem respektiven Publikum zum Voraus daß ich spashaft sein will bis zum Todtlachen, der Dichter mag es noch so ernsthaft und tragisch anlegen. — Was soll es auch überhaupt mit dem Ernste, der Mensch ist eine spashafte Bestie von Haus aus und er agirt blos auf einer grössern Bühne als die Akteure der kleinern in diese große wie in Hamlet eingeschachtelten; mag er's noch so wichtig nehmen wollen, hinter den Koulissen muß er doch Krone, Zepter und Theaterdolch ablegen, und als abgetretener Komödiant in sein dunkles Kämmerchen schleichen, bis es dem Direktor gefällt eine neue Komödie anzusagen. Wollte er sein Ich in puris naturalibus oder auch nur im Nachtkleide und mit der Schlafmüze zeigen, beim

Teufel jedermann würde vor der Seichtigkeit und Nichtsnutzigkeit davon laufen; so behängt er's aber mit bunten Theaterlappen und nimmt die Masken der Freude und Liebe vor das Gesicht, um interessant zu scheinen, und durch das innen angebrachte Sprachrohr die Stimme zu erhöhen; dann schaut zuletzt das Ich auf die Lappen herab, und bildet sich ein sie machten's aus, ja es giebt wohl gar andere noch schlechter gekleidete Ich's, die den zusammengeflickten Popanz bewundern und lobpreisen; denn beim Lichte besehen ist doch die zweite Mandandane*) auch eine nur künstlicher zusammengenähte, die eine gorge de Paris vorgesteckt hat um ein Herz zu fingiren, und eine täuschender gearbeitete Larve vor den Todtenkopf hält.

Der Todtenkopf fehlt nie hinter der liebäugelnden Larve, und das Leben ist nur das Schellenkleid das das Nichts umgehängt hat, um damit zu klingeln und es zuletzt grimmig zu zerreißen und von sich zu schleudern. Es ist Alles Nichts und würgt sich selbst auf und schlingt sich gierig hinunter, und eben dieses Selbstverschlingen ist die tückische Spiegelfechterei als gäbe es Etwas, da doch wenn das Würgen einmal inne halten wollte eben das Nichts recht deutlich zur Erscheinung käme, daß sie davor erschrecken müßten; Thoren verstehen unter diesem Innehalten die Ewigkeit, es ist aber das eigentliche Nichts und der absolute Tod, da das Leben im Gegentheile nur durch ein fortlaufendes Sterben entsteht.

Wollte man dergleichen ernsthaft nehmen, so mögte es leicht zum Tollhause führen, ich aber nehme es blos als Hanswurst, und führe dadurch den Prolog bis zur Tragödie hin, in der es der Dichter freilich höher genommen und sogar einen Gott und eine Unsterblichkeit in sie hineinerfunden hat, um seinen Menschen bedeutender zu machen. Ich hoffe indeß das alte Schicksal, unter

*) Göthe's Triumpf der Empfindsamkeit.

dem bei den Griechen selbst die Götter standen, darin abzugeben, und die handelnden Personen recht toll in einander zu verwirren, daß sie gar nicht klug aus sich werden, und der Mensch sich zulezt für Gott selbst halten, oder zum mindesten wie die Idealisten und die Weltgeschichte, an einer solchen Maske formen soll.

Ich habe mich jezt so ziemlich angekündigt, und kann das Trauerspiel nun allenfalls selbst auftreten lassen mit seinen drei Einheiten, der Zeit — auf die ich streng halten werde, damit der Mensch sich gar nicht etwa in die Ewigkeit verirrt, — des Orts — der immer im Raume bleiben soll — und der Handlung — die ich so viel als möglich beschränken werde, damit der Oedipus, der Mensch, nur bis zur Blindheit, nicht aber in einer zweiten Handlung zur Verklärung fortschreite.

Gegen die Maskeneinführung habe ich mich nicht gesperrt, denn je mehr Masken über einander, um desto mehr Spaß, sie eine nach der andern abzuziehen bis zur vorlezten satirischen, der hypokratischen und der lezten verfestigten, die nicht mehr lacht und weint — dem Schädel ohne Schopf und Zopf, mit dem der Tragikomiker am Ende abläuft. — Auch gegen die Verse habe ich nichts einwenden wollen, sie sind nur eine komischere Lüge, so wie der Kothurn nur eine komischere Aufgeblasenheit.

Prologus tritt ab. —"

Neunte Nachtwache.

Es freut mich daß ich in den vielen Dornen meines Lebens doch wenigstens Eine blühende volle Rose fand; sie war zwar so von den Stacheln umschlungen, daß ich sie nur mit blutiger Hand und entblättert hervorziehen konnte; doch aber pflükte ich sie, und ihr sterbender Duft that mir wohl. Diesen einen Wonnemonat unter den übrigen Winter- und Herbstmonden verlebte ich — im Tollhause. —

Die Menschheit organisirt sich gerade nach Art einer Zwiebel, und schiebt immer eine Hülse in die andere bis zur kleinsten, worin der Mensch selbst denn ganz winzig stekt. So baut sie in den großen Himmelstempel an dessen Kuppel die Welten als wunderheilige Hieroglyphen schweben, kleinere Tempel mit kleinern Kuppeln und nachgeäfften Sternen, und in diese wieder noch kleinere Kapellen und Tabernakel, bis sie zulezt das Allerheiligste ganz en miniature wie in einen Ring eingefaßt hat, da es doch ringsum groß und mächtig um Berge und Wälder schwebt, und in der glänzenden Hostie, der Sonne, am Himmel emporgehoben wird, daß die Völker davor niederfallen. In die allgemeine Weltreligion, die die Natur mit tausend Schriftzeichen geoffenbart hat, schachtelt sie wieder kleinere Volks- und Stammreligionen für Juden, Heiden, Türken und Christen; ja die leztern haben auch daran nicht genug, sondern schachteln sich noch von neuem ein. — Eben so ist es mit dem allgemeinen Irrhause, aus dessen Fenstern so

viele Köpfe schauen, theils mit partiellem, theils mit totalem Wahnsinne; auch in dieses sind noch kleinere Tollhäuser für besondere Narren hineingebaut. In eins von diesen kleinern brachten sie mich jezt aus dem großen, vermuthlich, weil sie dieses für zu stark besezt hielten. Ich fand es indeß hier gerade wie dort; ja fast noch besser, weil die fixe Idee der mit mir eingesperrten Narren meistens eine angenehme war.

Ich kann meine Mitnarren nicht besser darstellen, als wenn ich gerade den Augenblick wähle, wo ich sie dem besuchenden Arzte vorführen mußte, was dann und wann geschah, weil mich der Aufseher meines Instituts meiner unschädlichen Narrheit halber zum Vize- und Unteraufseher ernannt hatte. Ich that es das leztemal unter folgender Rede:

„Herr Doktor Oehlmann, oder Olearius — wie Sie denn ihren Namen vor Dissertationen und Programmen, durch eine todte Sprache in die Unsterblichkeit übersetzen — wir laboriren zwar alle mehr oder minder an fixen Ideen; nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Gemeinheiten und Fakultäten, von denen z. B. viele der lezteren neben dem Vertriebe der Weisheit auch einem bloßen Huthhandel obliegen, wodurch sie sogar nicht weise Häupter, bloß vermöge des leichten Aufdrückens eines solchen Huthes aus ihrer Fabrik in weise umzusetzen glauben; ja ihn oft selbst auf einen bloßen Rumpf schlagen und so scheinbar Philosophen bilden, weil die Gesichter der lezteren vor übergroßem Spekuliren sich ohnedies gewöhnlich tief unter die Huthkrempe zu verkriechen pflegen. — Ich habe der vielen Beispiele halber, die sich hier in meinem Gedächtnisse aufdrängen, den Faden der Perioden verlohren, und reiße ihn lieber ganz ab, um von neuem anzuheben."

Oehlmann schüttelte hier seinen Doktorhut, wie wenn er daran zweifelte, daß man dem meinigen eine Doublette von diesem erhandelten Exemplare jemals verabfolgen lassen würde.

„Sie schütteln, fuhr ich fort, weil mich der Himmel blos zu einem Narren kreirt hat, und nicht späterhin der Kaiser zum Doktor? doch beseitigen wir das für jezt noch und reden von meiner Tollheit und den Mitteln ihr abzuhelfen, lieber zulezt.

Hier No. 1 ist ein Beleg zur Humanität, der mehr als alle Schriften darüber gilt; ich kann nie an ihm vorübergehen, ohne mich an die größten Helden der Vorzeit, einen Curtius, Coriolan, Regulus und dergleichen zu erinnern. Sein Wahnsinn besteht darin, die Menschheit zu hoch und sich selbst zu niedrig anzuschlagen; deshalb behält er, im Gegensaze schlechter Poeten, alle Flüssigkeiten bei sich, weil er befürchtet durch ihre Freilassung eine allgemeine Sündfluth herbeizuführen. Ich ergrimme oft, wenn ich ihn betrachte, darüber, daß ich sein eingebildetes Vermögen nicht in der That besize — wahrlich ich thät's, ich nähme die Erde als meinen pot de chambre in die Hand, daß alle Doktoren untergingen, und nur ihre Hüthe in Menge oben schwämmen. Es ist ein großer Gedanke — der arme Teufel faßt ihn nicht, denn sehn sie nur wie er da steht und sich quält, und den Athem zurükhält, blos aus reiner Menschenliebe, und wenn wir ihm jezt von dieser Seite nicht Luft verschaffen, so ist er des Todes. Mein recipe sind Feuersbrünste, ausgetrocknete Ströme mit stillstehenden Mühlen und vielen Hungrigen und Durstigen an den Ufern. Eine Radikalkur, denke ich, soll die Hölle des Dante abgeben, durch die ich ihn jezt alle Tage führe, und die er zu verlöschen sich ernstlich vorgesezt hat. — Seines ursprünglichen Handwerks nach, soll er ein Poet gewesen sein, der seine Flüssigkeiten in keinen Buchladen ableiten konnte.

No. 2 und 3 sind philosophische Gegenfüßler, ein Idealist und ein Realist; jener laborirt an einer gläsernen Brust, und dieser an einem gläsernen Gefäße, weshalb er sein Ich niemals sezt, was jenem eine Kleinigkeit ist, ob er gleich dagegen die moralische Anschauung vermeidet, und darum die Brust sorgfältig bedeckt.

No. 4 sizt hier blos deswegen weil er in der Bildung um ein halbes Jahrhundert zu weit vorausgeschritten ist: es wandeln noch einige von der Art frei herum, die man aber, wie billig, alle auch für toll hält.

No. 5 hielt zu verständige und verständliche Reden, deshalb haben sie ihn hieher geschickt.

No. 6 ist aus der Verrüktheit, den Scherz eines Großen als Ernst zu nehmen, verrükt geworden.

No. 7 hat sein Gehirn versengt, dadurch daß er sich zu hoch in die Poesie verstieg, und

No. 8 dadurch, daß er bei vernünftigen Tagen es mit der Rührung in seinen Komödien zu übermäßig betrieb, seine Vernunft gänzlich weggeschwemmt. Jener glaubt jezt als Flamme zu brennen, so wie im Gegentheile dieser als Wasser dahin fließt. Ich habe dann und wann versucht die widerstreitenden Elemente durch einen gegenseitigen Kampf zu verzehren, aber das Feuer fiel dann so heftig über das Wasser her, daß ich

No. 9, der sich für den Weltschöpfer hält, herbeirufen mußte, um sie wieder von einander zu scheiden.

Diese lezte Nummer hält oft höchst wunderliche Selbstgespräche, und Sie können jezt eben einem zuhören, wenn Sie anders Geduld dazu haben.

Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers.

„Es ist ein wunderlich Ding hier in meiner Hand, und wenn ichs von Sekunde zu Sekunde, — was sie dort ein Jahrhundert heißen — durch das Vergrößerungsglas betrachte, so hat sich's immer toller auf der Kugel verwirrt, und ich weiß nicht ob ich darüber lachen oder mich ärgern soll — wenn beides sich nur überhaupt für mich schickte. Das Sonnenstäubchen, das daran herumkriecht, nennt sich Mensch; als ich es geschaffen hatte, sagte ich zwar der Sonderbarkeit wegen es sei gut — übereilt war das freilich, indeß ich hatte nun einmal meine gute Laune, und alles Neue ist hier oben in der langen Ewigkeit willkommen, wo es gar keinen Zeitvertrieb giebt. — Mit

manchem was ich geschaffen, bin ich freilich noch jezt zufrieden, so ergözt mich die bunte Blumenwelt mit den Kindern die darunter spielen, und die fliegenden Blumen, die Schmetterlinge und Insekten, die sich als leichtsinnige Jugend von ihren Müttern trennten und doch zu ihnen zurückkehren um ihre Milch zu trinken und an der Mutter Brust zu schlummern und zu sterben.*) — Aber dies winzige Stäubchen, dem ich einen lebendigen Athem einbließ und es Mensch nannte, ärgert mich wohl hin und wieder mit seinem Fünkchen Gottheit, das ich ihm in der Uebereilung anerschuf, und worüber es verrükt wurde. Ich hätte es gleich einsehen sollen, daß so wenig Gottheit nur zum Bösen führen müsse, denn die arme Kreatur weiß nicht mehr, wohin sie sich wenden soll, und die Ahnung von Gott, die sie in sich herumträgt, macht daß sie sich immer tiefer verwirret, ohne jemals damit aufs Reine zu kommen. In der einen Sekunde, die sie das goldene Zeitalter nannte, schnizte sie Figuren lieblich anzuschauen und baute Häuserchen darüber, deren Trümmer man in der andern Sekunde anstaunte und als die Wohnung der Götter betrachtete. Dann betete sie die Sonne an, die ich ihr zur Erleuchtung anzündete und die, mit meiner Studierlampe verglichen, sich wie das Fünkchen zur Flamme verhält. Zulezt — und das war das ärgste — dünkte sich das Stäubchen selbst Gott und bauete Systeme auf, worin es sich bewunderte. Beim Teufel! Ich hätte die Puppe ungeschnizt lassen sollen! — Was soll ich nur mit ihr anfangen? — Hier oben sie in der Ewigkeit mit ihren Possen herumhüpfen lassen? — Das geht bei mir selbst nicht an; denn da sie sich dort unten schon mehr als zuviel langweilt und sich oft vergeblich bemüht in der kurzen Sekunde ihrer Existenz die Zeit sich zu vertreiben, wie müßte sie sich bei mir in

*) Irgend ein Naturforscher stellt die Hypothese auf, daß die ersten Insekten nur Staubfäden an Pflanzen waren, die sich durch ein Ohngefähr von ihnen trennten.

der Ewigkeit, vor der ich oft selbst erschrecke, langweilen! Sie ganz und gar zu vernichten thut mir auch leid; denn der Staub träumt doch oft gar so angenehm von der Unsterblichkeit, und meint, eben weil er so etwas träume, müsse es ihm werden. — Was soll ich beginnen? Wahrlich hier steht mein Verstand selbst still! Lasse ich die Kreatur sterben und wieder sterben, und verwische jedesmal das Fünkchen Erinnerung an sich selbst, daß es von neuem auferstehe und umherwandle? Das wird mir auf die Länge auch langweilig, denn das Possenspiel immer und immer wiederholt, muß ermüden! — Am besten ich warte überhaupt mit der Entscheidung bis es mir einfällt einen jüngsten Tag festzusetzen und mir ein klügerer Gedanke beikommt. —"

„Was das für ein verruchter Wahnsinn ist — fiel ich ein, als Nro. 9 inne hielt. — Wenn ein vernünftiger Mensch dergleichen vorbrächte, würde man es wahrlich konfisziren." —

Oehlmann schüttelte den Kopf und machte einige bedeutende Anmerkungen über Gemüthskrankheiten überhaupt.

Der Weltschöpfer, der bei seiner Rede einen Kinderball in der Hand hielt und jezt mit ihm an zu spielen fing, fuhr nach einer Pause fort.

„Wie die Physiker sich jezt über die veränderte Temperatur wundern, und neue Systeme darüber aufstellen werden. Ja diese Erschütterung bringt vielleicht Erdbeben und andere Erscheinungen zuwege, und es giebt ein weites Feld für die Teleologen. O das Sonnenstäubchen hat eine erstaunliche Vernunft, und bringt selbst in das Willkührlichste und Verworrenste etwas systematisches; ja es lebt und preiset oft seinen Schöpfer eben deshalb weil es davon überrascht wurde daß er eben so gescheut als es selbst sei. — Dann treibt es sich durch einander und das Ameisenvolk bildet eine große Zusammenkunft und stellt sich fast an, als ob etwas darin abgehandelt wurde. Lege ich jezt mein Hörrohr an, so vernehme ich

wirklich etwas und es summen von Kanzeln und Kathedern ernsthafte Reden über die weise Einrichtung in der Natur, wenn ich etwa den Ball spiele und dadurch ein paar Duzzend Länder und Städte untergehen und mehrere von den Ameisen zerschmettert werden, die sich ohnedas seitdem sie die Kuhpocken erfunden haben nur zu viel vermehren. O seit einer Sekunde sind sie so klug geworden, daß ich mich hier oben nicht schneuzen darf, ohne daß sie das Phänomen ernsthaft untersuchen. — Beim Teufel! da ist es fast ärgerlich Gott zu sein, wenn einen solch ein Volk bekrittelt! — Ich möchte den ganzen Ball zerdrücken!" —

„Sehen Sie nur, Herr Doktor, — fuhr ich fort als der Weltschöpfer endete — wie grimmig der Kerl es auf die Welt angelegt hat; es ist fast gefährlich für uns andere Narren, daß wir den Titanen unter uns dulden müssen, denn er hat eben so gut sein konsequentes System wie Fichte, und nimmt es im Grunde mit dem Menschen noch geringer als dieser, der ihn nur von Himmel und Hölle abtrennt, dafür aber alles Klassische rings umher in das kleine Ich, das jeder winzige Knabe ausrufen kann, wie in ein Taschenformat zusammengedrängt. Jeder vermag jezt aus der unbedeutenden Hülse, wie es ihm beliebt, ganze Kosmogonien, Theosophien, Weltgeschichten und dergleichen, samt den dazu gehörigen Bilderchen herauszuziehen. Groß und herrlich ist das allerdings; wenn nur das Format nicht so klein wäre! — Schon Schlegel hat es sehr auf die kleinen Bilderchen abgesehen, und ich muß gestehen daß mir eine große Iliade in Sedez herausgegeben, nimmer behagen will — das heißt den ganzen Olymp in eine Nußschale packen, und die Götter und Helden müssen sich entweder zum verjüngten Maasstabe bequemen, oder ohne Gnade das Genik brechen!" —

„Sie sehen mich an, Herr Doktor, und schütteln zum zweitenmale den Kopf! Ja, ja Sie haben es getroffen; das Alles gehörte zu meiner Tollheit und im vernünftigen Zustande bin ich grade der entgegengesezten Meinung!"

„Lassen Sie uns den Weltschöpfer verlassen! —

Hier Nro. 10 und 11 sind Belege zur Seelenwanderung; der erste bellt als Hund und diente ehmals am Hofe; der zweite hat sich aus einem Staatsbeamten in einen Wolf verwandelt. Man kommt auf eigene Gedanken bei ihnen.

Nro. 12, 13, 14, 15 und 16 sind Variationen über denselben Gassenhauer, die Liebe.

Nro. 17 hat sich über seine eigene Nase vertieft. Finden Sie das sonderbar? Ich nicht! Vertiefen sich doch oft ganze Fakultäten über einen einzigen Buchstaben, ob sie ihn für ein α oder ω nehmen sollen.

Nro. 18 ist ein Rechenmeister, der die lezte Zahl finden will.

Nro. 19 denkt über einen Diebstahl nach, den der Staat an ihm beging; — das darf er aber nur im Tollhause.

Nro. 20 ist endlich mein eigenes Narrenkämmerchen. Treten Sie nur immer herein und schauen Sie sich um, sind wir doch vor Gott alle gleich und laboriren blos an verschiedenen fixen Ideen, wo nicht an einem totalen Wahnsinn bloß mit kleinen Nuanzen. — Das dort ist ein Sokrates-Kopf dem Sie die Weisheit, so wie jenem Skaramuz, die Narrheit an der Nase ansehen. Dies Manuscript enthält eigenhändige Parallelen von mir über beide, und ist zu Gunsten des Narren ausgefallen. — Nicht wahr der Fleck müßte kurirt werden? Es ist überhaupt die verstockteste Seite an mir daß ich alles Vernünftige abgeschmackt, so wie vice versa finde — ich kann mich der Grille gar nicht erwehren!

Oft zwar habe ich es versucht die Weisheit mit den Haaren an mich zu reißen, und habe deshalb privatim mit allen drei Brodfakultäten Umgang gepflogen, um mich demnächst öffentlich, nach einem kurzen akademischen Musenbeilager, als eine heilige Dreizahl zum Besten der Menschheit einsegnen zu lassen, und mit den drei übereinandergestülpten Doktorhüten einherzuschreiten. O dachte

ich bei **mir** selbst; könntest du dann nicht blos durch le :n **unbemerkbaren** Hutwechsel als ein Proteus in prak- er **und theoretischer** Hinsicht umherwandeln! Ueber die kürzeste **Heilungsmethode** der Krankheiten in Dissertationen verkehren, **und** den Kranken selbst auf dem kürzesten Wege von **seinem Uebel** entbinden! Den Sterbenden, nach rasch vertauschtem **Hute**, als Rechtsfreund umarmen und sein Haus **bestellen**, und endlich blos durch übergeworfenen ntel **als** Himmelsfreund ihm den rechten Weg zum Himmel **zeigen**. Wie in einer Fabrik durch verschiedene schinen, **ließe** sich auf diese Weise durch verschiedene Hüte **ein Höchstes** und Letztes erreichen. Und welch ein Ueberfluß **an** Weisheit und Gelde — eine erwünschte **Kombination der** beiden entgegengesetztesten Güter, eine höchste **Idealisirung** der Zentaurennatur im Menschen, wo das wohlgesättigte Thier unten, den höhern Reiter kek einher- stolziren **läßt**. —

Doch ich fand bei näherer Ansicht Alles eitel, und erkannte **in** aller dieser gepriesenen Weisheit zuletzt nichts anders **als** die Decke die über das Mosesantlitz des Lebens **gehängt** ist, damit es Gott nicht schaue.

Sie sehen wohin das führt, und es ist eben meine fixe **Idee**, daß ich mich selbst für vernünftiger halte als die **in Systemen** deducirte Vernunft, und für weiser als die **docirte** Weisheit.

Ich möchte wahrlich mit Ihnen zu einer medizinischen **Berathschlagung** mich verbinden, bloß um zu überlegen, wie **dieser** meiner Narrheit beizukommen sei, und welche **Mittel man** dagegen anwenden könnte. Die Sache ist von **Wichtigkeit**, denn sagen Sie, wie kann man gegen Krank- en **sich** auflehnen wollen, wenn man selbst, wie Sie wissen, **mit** dem Systeme nicht im Reinen ist, ja wohl gar **das** für Krankheit hält, was höhere Gesundheit ist **und umgekehrt**.

Ja, wer entscheidet es zuletzt, ob wir Narren hier **in dem Irrenhause** meisterhafter irren, oder die Fakul- täten **in den** Hörsälen? Ob vielleicht nicht gar Irrthum,

Wahrheit; Narrheit, Weisheit; Tod, Leben ist — wie man vernünftigerweise es dermalen gerade im Gegentheile nimmt! — O ich bin inkurabel, das sehe ich selbst ein."

Der Doktor Oehlmann verordnete mir nach einigem Nachsinnen viele Bewegung und wenig oder gar kein Denken, weil er meinte, daß mein Wahnsinn, gerade wie bei andern eine Indigestion durch zu häufigen physischen Genuß, durch übertriebene intellektuelle Schwelgerei entstanden sei. — Ich ließ ihn gehen!

Für meinen Wonnemonat im Tollhause spare ich ein anderes Nachtstück auf.

Zehnte Nachtwache.

Das ist eine wunderliche Nacht; der Mondschein in den gothischen Bögen des Dohmes erscheint und verschwindet wie Geister — an der Laterne des Thurmes klettert ein Nachtwandler herum, mit einem Säuglinge im Arme, es ist der Klökner; sein Weib schaut aus der Luke, händeringend, aber stumm wie das Grab, daß der schlafende Wanderer, der sicher, wie der sorglose Mensch, die gefährlichsten Stellen zurücklegt, nicht beim Rufe seines Namens erwachend und schwindelnd mit dem Knaben in das tiefe Grab hinunterstürze. — Gegenüber in der Vorstadt bricht ein Dieb in einen Pallast; aber es ist mein Revier nicht, und ich bin zum Stummsein verdammt; so mag er einbrechen! — Ganz in der Ferne ist leise kaum vernehmbare Musik, wie wenn Mücken summen, oder Koch zur Nacht auf der Mundharmonika phantasirt; und oben am Horizont auf dem Eisspiegel der Wiese drehen sich leicht und luftig Schlittschuhläufer, und tanzen den Baseler Todtentanz zu der Trauermusik. —

Alles ist kalt und starr und rauh, und von dem Naturtorso sind die Glieder abgefallen, und er streckt nur noch seine versteinerten Stümpfe ohne die Kränze von Blüthen und Blättern gegen den Himmel. Die Nacht ist still und fast schrecklich und der kalte Tod steht in ihr, wie ein unsichtbarer Geist, der das überwundene Leben festhält. Dann und wann stürzt ein erfrorner Rabe von dem Kirchendache, und ein Bettler ohne Dach und Fach kämpft mit dem Schlummer, der ihn so süß und lockend,

in die Arme des Todes legen will, wie den leichtsinnigen Fischer die Nixe mit Gesang in die Wellen einladet. —

Soll ich den Tod betrügen um das Bettlerleben? Beim Teufel ich weiß es ja nicht was besser ist — Sein, oder Nichtsein! — O die dort mit dem nachgeahmten Süden in ihren Schlafkammern, und dem gemahlten Frühling an den Wänden, wenn draußen der wirkliche erstarret ist, werfen die Frage nicht auf, und sie bereiten sich selbst die Natur, wie ein leckeres Gericht auf ihren Tafeln, zu und genießen sie gern nippend und in unterbrochenen Pausen, damit sie im Geschmack bleiben. Aber dieser Vogelfreie ruht der alten Mutter noch unmittelbar an der Brust, die eigensinnig und launisch, wie jede Alte, bald ihre Kinder erwärmt und bald sie erdrückt. — Doch nein, du Mutter bist ewig treu und unveränderlich, und bietest den Kindern Früchte in dem grünen Laube das sie beschattet, und Flammen und die Erinnerung an dich, wenn du schlummerst; aber die Brüder haben den Joseph verstoßen, und verschließen tückisch die Gaben, die du ihm, wie den andern Kindern reichst. — O die Brüder sind es nicht werth, daß Joseph unter ihnen wandle! — Er mag entschlummern!

Da ist das Gesicht schon starr und kalt, und der Schlaf hat die Bildsäule seinem Bruder in die Arme gelegt; ich will sie hier aufrichten, daß sie wie ein Schreckbild, wenn die Sonne aufgeht, in den Tag schaue. — O mörderischer Tod, der Bettler hatte noch eine Erinnerung an das Leben und die Liebe — die braune Locke seines Weibes hier unter den Lumpen auf der Brust; du hättest ihn nicht würgen sollen, — und doch —

Der Traum der Liebe.

Die Liebe ist nicht schön — es ist nur der Traum der Liebe der entzückt. Höre mein Gebet, ernster Jüngling! Siehst du an meiner Brust die Geliebte, o so brich sie schnell die Rose, und wirf den weißen Schleier über das blühende Gesicht. Die weiße Rose des Todes ist

schöner als ihre Schwester, denn sie erinnert an das Leben und macht es wünschenswerth und theuer. Ueber dem Grabhügel der Geliebten schwebt ihre Gestalt ewig jugendlich und bekränzt und nimmer entstellt die Wirklichkeit ihre Züge, und berührt sie nicht daß sie erkalte und die Umarmung sich ende. Entführe sie schnell die Geliebte, Jüngling, denn die Entflohene kehrt wieder in meinen Träumen und Gesängen, sie windet den Kranz meiner Lieder und entschwebt in meinen Tönen zum Himmel. Nur die Lebende stirbt, die Todte bleibt bei mir, und ewig ist unsre Liebe und unsre Umarmung! —

Horch! — Tanzmusik und Todtengesang — das [79] schüttelt lustig seine Schellen! Rüstig, immer zu; wer den andern übertäubt, führt die Braut heim. Schade nur, ich sehe zwei Bräute, eine weiße und eine rothe — zwei Hochzeiten, zu der einem im untern Stockwerk heulen die Klageweiber ihre Weise; einen Stock höher pfeifen und geigen die Musikanten, und die Decke über dem Todtenkämmerlein und dem Sarge bebt und dröhnt vom Tanze.

Erklärt mir doch den nächtlichen Spuk!

Lenore reitet vorüber — die weiße Braut hier in der stillen Hochzeitkammer, liebte den Jüngling der droben walzt; und, das ist Lebensweise, sie liebte, er vergaß, sie erblaßte, und er entglühte für eine rothe Rose, die er heute heimführt, indem man diese wegträgt. —

Da ist die alte Mutter der weißen Braut, am [80] Sarge — sie weint nicht; denn sie ist blind — auch die weiße weint nicht und schlummert und träumt sehr süß.

Da stürmt der Hochzeitszug noch tanzend die Stiegen herab — und der Jüngling steht zwischen zwei Bräuten. Er erblaßt doch ein wenig. Still! Die blinde Mutter erkennt ihn am Gange. — Sie führt ihn zum Brautbette der schlummernden Braut.

„Sie hat sich früher niedergelegt zur Hochzeitnacht, als du, erweck sie nicht, sie schläft so süß, aber deiner hat sie gedacht bis zum Schlummer. Das ist dein Bild auf ihrem Herzen. — O zieh die Hand nicht so erschrocken zurück von der kalten Brust; die Nacht ist die längste wo der Frost am bittersten ist, und sie liegt einsam im Brautbett', ohne den Bräutigam!“ —

Sieh! Da hat der Schrecken die rothe Rose auch erblaßt und der Jüngling steht zwischen den zwei weißen Bräuten. — Fort, fort, das ist Weltlauf. O wenn ich doch blasen und singen dürfte.

Jezt schwebt die Leiche hin durch die Gassen, und der Laternenschein still hinterdrein an den Wänden, wie wenn der vorüberwandelnde Tod sich dem schlummernden Leben nicht verrathen wollte. Der gefrorene Boden knirscht unter den Fußtritten der Leichenträger — das ist der heimliche tückische Brautgesang! — Und sie bergen sie in ihr Kämmerlein.

Aber nahe dabei singen und brausen noch Jünglinge, und verschwenden das Leben, und die Liebe und die Poesie in einem kurzen raschen Rausche, der am Morgen verflogen ist — wo ihre Thaten, ihre Träume, ihre Hoffnungen, ihre Wünsche, und alles um sie her nüchtern geworden und erkaltet ist. —

Im Nonnenkloster der heiligen Ursula war noch spät in der Nacht ein unruhiges Treiben. Die Klocke schlug dann und wann leise und dumpf an, wie wenn man träumend stürmen hört, und an den Kirchenfenstern, deren Bogen über die Mauern herabschaueten, flog oft ein ungewöhnlicher aber schnell wieder verlöschender Lichtglanz auf. Ich ging einsam um die Mauer herum, die wie ein geweiheter Zauberkreis die heiligen Jungfrauen umschließt. — Plözlich stieß ich auf jemand im Mantel — was ich von ihm erfuhr gehört in die folgende Winternacht; was ich that noch in diese. —

Der Pförtner an der äussern Mauer war ein alter tiefsinniger Menschenhasser, der mir herzlich zugethan war,

als einem Gegenstande, den er mit seinem Zorne nach Belieben überschütten konnte. Ich besuchte ihn oft zur Nacht um seiner Galle Luft zu machen; auch jezt ging ich zu ihm. Er saß in seiner Hütte bei einer Lampe, in der Gesellschaft eines schwarzen Vogels dem er eine [13] Kappe über den Kopf gezogen hatte, und mit ihm in Unterredung war.

„Kennst du das Wesen — sprach der Pförtner — dessen Antliz tückisch lacht, wenn die vorgehaltene Larve Thränen vergießt, das Gott nennt, wenn es den Teufel denkt, das im Innern, wie der Apfel am todten Meere, giftigen Staub enthält, indeß die Schaale blühend roth zum Genuß einladet, das durch das künstlich gewundene Sprachrohr melodische Töne von sich giebt indem es Aufruhr hinein ruft, das wie die Sphynx nur freundlich lächelt, um zu zerreissen, und wie die Schlange bloß deshalb so innig umarmt, um den tödlichen Stachel in die Brust zu drücken? — Wer ist das Wesen, Schwarzer?"

„Mensch!" krächzte das Thier auf eine unangenehme Weise.

„Der Schwarze spricht weiter kein Wort — sagte [14] der Pförtner — aber er beantwortet deshalb doch jede meiner Fragen auf das treffendste. — Geh schlafen, Schwarzer!"

Der Vogel rief noch dreimal Mensch aus, und sezte sich dann, wie wenn er tiefsinnig nachdächte in eine finstere Ecke — er schlummerte aber nur.

„Sie spielen Begrabens im Kloster — fuhr der Alte fort — willst du nicht zuschauen? Eine keusche Urselinerinn ist heute Mutter worden; — in der Legende wäre 's freilich als ein Wunder aufgezeichnet; aber, so sehr haben sie Gott in die Karte geschauet, daß sie heutiges Tages an keine Wunder mehr glauben. Die heilige Jungfrau wird diese Nacht lebendig eingescharrt. — Ich lasse dich ein; sieh's zum Zeitvertreibe an!" —

Er nahm die Schlüssel, die Angel pfiffen, und ich ging über Gräber durch den Kreuzgang. Fackelglanz flog

oft rasch über die Monumente, auf denen steinerne Jungfrauen betend schlummerten, mit künstlich abgeformten Gesichtern, indeß drunten die Originale schon die Masken abgeworfen hatten. —

Ich stellte mich hinter einen Pfeiler, drunten war eine offene gemauerte Gruft — ein einsames Entkleidungskämmerchen für den abgehenden Menschen — im Kämmerchen brannte eine blasse Todtenlampe und auf einem hervorragenden Steine befand sich ein Brod, ein Krug Wasser, ein Kruzifix nnd ein Gebetbuch. In der über die Gruft gebaueten Kirche herrschte tiefe Stille unter den Heiligen, die von den Wänden herabschaueten, nur wenn dann und wann ein Windstoß durch das Orgelwerk fuhr, heulte eine Pfeife unangenehm.

Der Zug ward endlich durch die Säulen sichtbar — viele schweigende Jungfrauen und in der Mitte die wandelnde Braut des Todes. Der ganze Akt hätte für einen poetisch weichlich gestimmten Zuschauer etwas Schauder erregendes, eben durch die fast mechanisch schreckliche Weise auf die er vollzogen wurde, gehabt, so wie denn die tragische Muse, je weniger Händeringens sie macht, um so mehr erschüttert. Mein Gemüth indeß, (das einem mit Vorsatz widersinnig gestimmten Saitenspiele gleicht, auf dem daher niemals in einer reinen Tonart gespielt werden kann, wenn nicht anders der Teufel einmal ein Konzert darauf ankündigt) wurde wenig ergriffen, und es kam im Grunde nichts weiter als ein toller Lauf durch die Skala zuwege, der ohngefähr durch die folgenden Töne ging und in einer Disharmonie stehen blieb:

Lauf durch die Skala.

„Das Leben läuft an dem Menschen vorüber. so flüchtig daß er es vergeblich anruft ihm einen blick Stand zu halten, um sich mit ihm zu bespr en, was es will, und warum es ihn anschaut. Da flu die Masken vorüber, die Empfindungen, eine verzerrter wie die andere. Freude steh mir Rede — ruft

Mensch — weshalb du mir zulächelst! Die Larve lächelt und entflieht. Schmerz laß dir fest ins Auge schauen, warum erscheinst du mir! Auch er ist schon vorüber. — Zorn, warum blickst du mich an — ich frage es, und du bist verschwunden.

Und die Larven drehen sich im tollen raschen Tanze um mich her — um mich der ich Mensch heiße — und ich taumle mitten im Kreise umher, schwindelnd von dem Anblicke und mich vergeblich bemühend eine der Masken zu umarmen und ihr die Larve vom wahren Antlize wegzureißen; aber sie tanzen und tanzen nur — und ich — was soll ich denn im Kreise? Wer bin ich denn, wenn die Larven verschwinden sollten? Gebt mir einen Spiegel ihr Fastnachtsspieler, daß ich mich selbst einmal erblicke — es wird mir überdrüssig nur immer eure wechselnden Gesichter anzuschauen. Ihr schüttelt — wie? steht kein Ich im Spiegel wenn ich davor trete — bin ich nur der Gedanke eines Gedanken, der Traum eines Traumes — könnt ihr mir nicht zu meinem Leibe verhelfen, und schüttelt ihr nur immer Eure Schellen, wenn ich denke es sind die meinigen? — Hu! Das ist ja schrecklich einsam hier im Ich, wenn ich euch zuhalte ihr Masken, und ich mich selbst anschauen will — alles verhallender Schall ohne den verschwundenen Ton — nirgends Gegenstand, und ich sehe doch — — das ist wohl das Nichts das ich sehe! — Weg, weg vom Ich — tanzt nur wieder fort ihr Larven!"

Jetzt steigt die Nonne in die Gruft hinab. O endet doch das Spiel daß ich's erfahre ob's eigentlich auf Scherz oder auf Ernst hinausläuft. Folgt doch noch auf dem lezten Wege der Braut des Todes eine Maske — es ist der Wahnsinn. Die Larve lächelt heimlich — ob dahinter das wahre Antliz schaudert, oder verzückt ist — wer sagt es mir?

Zwar mauern sie, der Braut zur Gesellschaft, eine Schlange ein — den Hunger — die sich ihr bald um die Brust schlingen, und bis zum Ich fortnagen wird.

Wenn dann die lezte Maske auch verschwindet, und das Ich mit sich allein ist — wird es sich wohl die Zeit vertreiben? —

Nun klopfen die Hämmer der Freimaurer dumpf durch das Gewölbe, und ein Stein nach dem andern fügt sich in das Gewölbe der Gruft. Jezt erblicke ich nur noch durch eine kleine Lücke beim Lampenschein das heimliche Lächeln der Begrabenen — jezt blos ein wenig sich durchstehlenden Schimmer — — nun ist alles verdeckt, und die lebenden Todten singen zur guten Nacht ein ernstes miserere über dem Haupte der Begrabenen. —

Den Pförtner fand ich als ich zurückkehrte, wie gewöhnlich mit seiner alten finstern Maske beisammen. — „Hassest du jezt die Menschen?" fragte er.

„Ich bin fast mit mir allein — sagte ich — und hasse oder liebe eben so wenig als möglich! Ich versuche zu denken, daß ich nichts denke, und da bringe ich's zulezt wohl so weit auf mich selbst zu kommen!" —

„Nimm den Wurm mit — fuhr der Alte fort, und hob die Decke über einem schlummernden Kinde — ich mag ihn nicht bei mir behalten, denn ich habe noch Anfälle von Menschenliebe, wo ich ihn leicht im Wahnsinn ersticken könnte!"

Ich nahm den Knaben in die Arme, und das noch träumende Leben versöhnte mich wieder mit dem erwachten.

„Sie haben mir das Kind übergeben es fortzuschaffen — sprach der Pförtner — denn sie dulden nichts Männliches unter sich die frommen Jungfrauen, ausser in den Gemählden, für die Einbildungskraft; die Mutter des Knaben saheſt du eben begraben, such jezt seinen Vater auf, oder schleudre den Bürger in die Welt, es hat keine Gefahr mit der Menschenbrut, sie geht nicht unter."

„Ich kenne den Vater!" antwortete ich, und ging aus der Hütte. Draußen stand der Unbekannte im Mantel und hielt mich fest. — „Die Braut ist begraben — dies ist dein Sohn!" mit diesen Worten legte ich ihm den Knaben in die Arme, und er drükte ihn stumm ans Herz.

Eilfte Nachtwache.

Folgendes ist ein Bruchstück aus der Geschichte des Unbekannten im Mantel. Ich liebe das Selbst — drum mag er selbst reden!

„Was ist denn die Sonne?“ fragte ich eines Tages meine Mutter, als sie den Sonnenaufgang von einem Berge beschrieb. „Armer Knabe, du verstehst es nimmer, du bist blind geboren!“ antwortete sie gerührt und fuhr sanft mit der Hand über meine Stirn und meine Augen.

Ich glühete — die Beschreibung hatte mich entzückt; zwischen den Menschen und meiner Liebe zu ihnen lag eine Scheidewand — wenn ich die Sonne nur einmal erblicken könnte, glaubte ich, würde sie schwinden und ich mich eines nähern Umgangs mit meiner Mutter erfreuen dürfen. —

Meine Phantasie arbeitete von jezt an heftig, der sehnsuchtsvolle Geist strebte gewaltsam den Körper zu durchbrechen und in das Licht zu schauen. Dort lag das Land meiner Ahnung, das Italien voll Wunder der Natur und Kunst.

Sie sprachen viel von Nacht und Tag, für mich gab es nur eins, einen ewigen Tag, oder eine ewige Nacht — sie meinten es sei die letztere! —

Ich saß in meinem Dunkel, und die wunderbare große Welt ging in meinem Geiste auf, aber die Beleuchtung fehlte, und ich stieg nur an dem Leben herum, wie an einem himmelhohen Felsen, mit verbundenen Augen; ich fühlte die seidene Wange der Blume, trank ihren Duft

— aber ich träumte, die Blume selbst sei unendlich schöner als ihr Duft und ihre seidene Wange.

Ein lebhafter wunderbarer Traum ließ mich in einer Nacht das Licht erblicken, und es war es wahrlich; aber als ich erwachte, bemühete ich mich vergeblich den Traum wieder hervorzurufen.

Um diese Zeit stieg die Musik wie ein lieblicher Genius in meinen dunkeln Kerker, und schlang um ihre Saiten die zarten Blumenkränze der Poesie. Es war heiliger Boden den ich jetzt betrat — das erste Italien meiner Sehnsucht.

Der Engel der zwischen den beiden Musen wandelte und sie mir zuführte, war ein Mädchen, die himmlische Madonna hatte ihm ihren irdischen Namen hinterlassen. — Maria war mit mir von gleichem Alter, und sie entzückte den blinden Knaben durch ihre Lieder und Töne, und rief die Liebe und die Hoffnung aus ihren Träumen auf, daß sie zum erstenmale hell um sich schauten, und als die beiden schönsten Vestalen in das Leben traten.

Marie war eine elternlose Waise, und meine Mutter hatte, als sie sie zu sich nahm, ein feierliches Gelübde geleistet, das Kind dem Himmel zu weihen, wenn ich jemals das Licht erblicken würde. Jezt sehnte ich mich weniger nach der Sonne, denn sie entführte mir Marie und ihre Gesänge.

Bald darauf hörte ich öfter von einem Arzte reden, von dessen Kunst man sich viel zu meinem Vortheile versprach. — Ich wankte zwischen entgegengesetzten Gefühlen — die Liebe zur Sonne und zu Marie war gleich heftig in meiner Seele. Fast mit Gewalt mußte mich dem Arzte entgegenführen. —

Er gebot mir Ruhe — und meine Brust hob sich stürmischer. Ich stand an den Pforten des Lebens, gleichsam um zum zweitenmale geboren zu werden. Jetzt empfand ich einen heftigen Schmerz an meinen Augen; ich schrie auf, denn mein Traum kehrte zu mir zurük — ich sah Licht! — Tausend blizzende Strahlen und

Funken — ein raſcher Blick in den reichſten Schaz des Lebens.

Die vorige Nacht umgab mich dann wieder. Es war eine Binde um meine Augen gelegt, und ich durfte nur erſt nach und nach in die neue Welt eingehen.

Nichts von den Zwiſchenräumen — man zeigte mir nur wenige Gegenſtände, und kein lebendiges Weſen, außer dem Arzte, nahte ſich mir, bis dieſer mich endlich für ſtark genug hielt das Größeſte zu ertragen.

[197] Er führte mich in die Nacht hinaus, über meinem Haupte in der unermeßlichen Ferne brannten die Sternbilder, und ich ſtand unter den tauſend Welten wie ein Trunkener, Gott ahnend, ohne ſeinen Namen auszuſprechen. — Vor mir ragten die alten Ruinen einer vorigen Erde, die Berge, finſter und rauh in die Nacht empor, ein mattes Wetterleuchten aus wolkenloſer Luft ſpielte um ihre Häupter. Wälder ruhten tief und verhüllt zu ihren Füßen und ſchüttelten nur leiſe ihre ſchwarzen Wipfel. Der Arzt ſtand ernſt und ſtill neben mir — einige Schritte weiter regte es ſich wie eine verſchleierte Geſtalt. —

Ich betete! —

Plözlich veränderte ſich die Szene; über die Berge ſchienen Geiſter heraufzuziehen, und die Sterne erblaßten wie vor Schrecken, und hinter mir deckte ſich ein weiter Spiegel auf — das Weltmeer. —

Ich bebte, denn ich glaubte Gott nahe ſich.

[198] Und auf die Erde drückten ſich Nebel und verhüllten ſie ſanft — aber am Himmel zogen die Geiſter mächtiger heran, und wie die Sterne verlöſchten, flogen goldene Roſen über die Berge empor in den blauen Himmel, und ein zauberiſcher Frühling blühete in der Luft — immer mächtiger und mächtiger — jezt wogte ein ganzes Meer herüber, und Flamme auf Flamme brannte in die Himmelsfluthen.

Da ſtieg über den Fichtenwald, in tauſend Strahlen wiederleuchtend, wie eine entzündete Welt die ewige Sonne empor!

Ich schlug beide Hände vor die Augen, und stürzte zu Boden.

Als ich wieder erwachte, da schwebte der Gott der Erde in den Lüften, und die Braut hatte alle ihre Schleier zerrissen, und enthüllte ihre höchsten Reize dem Auge des Gottes. —

Ueberall war Heiligthum — der Frühling lag wie ein süßer Traum an den Bergen und auf den Fluren — die Sterne des Himmels brannten als Blumen in dem dunkeln Grase, aus tausend Quellen stürzte das Lichtmeer herab in die Schöpfung, und die Farben stiegen darin wie wunderbare Geister auf. Ein All von Liebe und Leben — rothe Früchte und blühende Kränze in den Bäumen, und duftende Gewinde um Hügel und Berge — in den Trauben brennende Diamanten — die Schmetterlinge als fliegende gaukelnde Blumen in den Lüften — Gesang aus tausend Kehlen, schmetternd, jubelnd, lobpreisend — und das Auge Gottes aus dem unendlichen Weltmeere zurükschauend und aus der Perle im Blumenkelche.

Ich wagte den Ewigen zu denken!

Plözlich rauschte es hinter mir — neue Schleier fielen von dem Leben — ich schaute rasch zurück und sahe — ach zum erstenmale! das weinende Auge Mutter!

O Nacht, Nacht, kehre zurük! Ich ertrage all das Licht und die Liebe nicht länger!

Zwölfte Nachtwache.

Es geht nun einmal höchſt unregelmäßig in der lt zu, deshalb unterbreche ich den Unbekannten im ıntel hier mitten in ſeiner Erzählung, und es wäre ıt übel zu wünſchen daß mancher große Dichter und ɔriftſteller ſich ſelbſt zur rechten Zeit unterbrechen chte, ſo auch der Tod in der rechten Stunde das ıen großer Männer — Beiſpiele liegen nahe.

Oft erhebt ſich der Menſch wie der Adler zur nne und ſcheinet der Erde entrückt, daß Alle dem cklärten in ſeinem Glanze nachſtaunen; — aber der ɔiſt kehrt plözlich zurük und ſtatt den Sonnenſtrahl : Prometheus geraubt zu haben und zur Erde herab= ührren, verbindet er den Umſtehenden die Augen, weil glaubt es blende ſie die Sonne.

Wer kennt den Sonnenadler nicht, der durch die re Geſchichte ſchwebt! —

ıs übrigens meinen Unbekannten betrifft, ſo gebe nach romantiſchem Stoffe hungernden Autoren mein ırt, daß ſich ein mäßiges Honorar mit ſeinem Leben hreiben ließe — ſie mögen ihn nur aufſuchen und ıe Geſchichte beenden laſſen. —

In dieſer Nacht war groſſer Lerm. Aus der Haus= r eines berühmten Dichters flog eine Perücke und ter drein eilte ihr Beſizzer, ſo daß es zweideutig war, er dem vorausfliehenden Gute nachſeze, oder vielmehr hgeſezt werde. Ich hielt ihn dieſer Zweideutigkeit ber feſt, und ließ ihn beichten. —

Mein Freund! — sagte er — ich seze der Unsterblichkeit nach, und werde von ihr nachgesezt! Er selbst wird es wissen, wie schwer es ist berühmt zu werden, wie noch unendlich schwerer aber zu leben; man klagt in allen Fächern über Ueberhäufung, so auch in dem Fache des berühmt und lebendig seins, dazu beschwert man sich über so manche in beiden Fächern angestellte schlechte Subjekte, daß man niemandem mehr auf sein Wort glauben will. Mir besonders hat man große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und ich habe es durchaus zu nichts bringen können. Sage er selbst, was soll ein Mensch, der nicht schon im Mutterleibe eine Krone auf dem Haupte trägt, oder mindestens, wenn er aus dem Eie gekrochen, an den Aesten eines Stammbaums das Klettern lernen kann, in dieser Welt anfangen, wenn er weiter nichts mitbringt, als sein naktes Ich und gesunde Glieder. Ich kenne nichts einfältigeres in der Zeit worin wir einmal leben, und wo die Aemter, die Würden, die Ordensbänder und Sterne schon früher fertig sind, als der, der sie tragen oder bekleiden soll. Möchte ein armer Teufel, der nicht mindestens bei seiner Geburt gleich in einen warmen Rock fahren kann, nicht lieber wünschen als ein Stumpf aus seiner Mutter Leibe hervorzugehen, angestaunt und gespeiset zu werden? Ich denke er versteht mich Kamerad!

Ich hab's auf alle Weise versucht mich fortzubringen, aber immer vergeblich; bis ich endlich fand ich habe Kants Nase, Göthens Augen, Lessings Stirn, Schillers Mund, und den Hintern mehrerer berühmter Männer; ich machte darauf aufmerksam und fand Eingang, ja man fing an mich zu bewundern. Jezt trieb ich's weiter, ich schrieb an große Geister um alten abgelegten Trödel, und Glück wollte mir so wohl, daß ich jezt in Schuhen einherschreite in denen einst Kant eigenfüßig ging, am Tage Göthens Hut auf Lessings Perücke seze, und zu Abends Schillers Schlafmüze trage, ja ich ging noch weiter, ich lernte weinen wie Kozebue und niesen wie Tiek, und er glaubt nicht welchen Eindruck ich oft dadurch zuwege

bringe, die Kreatur wohnt nun einmal im Leibe, und hat es mit diesem lieber zu thun, als mit dem Geiste; es ist keine Spiegelfechterei, wenn ich ihm erzähle, daß jemand, vor dem ich einst wie Göthe mit verkehrt gesetztem Hute und in den Rockfalten verborgenen Händen einherwandelte, mir die Versicherung gab, das amüsire ihn mehr, als Göthens neueste Schriften. — Man zieht mich seitdem an die vornehmsten Tafeln und ich befinde mich wohl dabei. —

„Nur heute fuhr ich übel, denn als ich einen be-
[203] kannten großen Geist, der öffentlich bedeutend auftritt, in seinen vier Pfählen belauschen wollte, behandelte er mich als einen Dieb, ohnerachtet das was ich ihm in der Eile mit den Augen entwandte, nicht eben sehr rühmenswerth war."

Er setzte sich nach diesen Worten Lessings Perücke wieder auf das Haupt und machte dabei noch folgenden Sarkasmus:

„Freund was hat man von dieser Unsterblichkeit, wenn nach dem Tode die Perücke unsterblicher ist, als der Mann der sie trug? — Vom Leben selbst will ich nicht einmal reden, denn während seines Daseins stolzirt nur der sterblichste Schlucker unsterblich einher, während man nach dem Genius, wo er sich blicken läßt, mit Fäusten ausschlägt — erinnere er sich an das Haupt das vor mir in dieser Perücke steckte! Gute Nacht!" —

Ich ließ den Narren laufen. —

Auf dem Gottesacker trieb sich ein junger Mensch herum im Mondenschein, ich konnte ganz nahe an ihn
[207] kommen und er bemerkte mich nicht, weil er beschäftigt war durch heftiges Gestikuliren und Deklamiren sich in eine mäßige Verzweiflung zu bringen — das Mittel ist probat, und ich kannte wirklich einen Frühprediger, der durch nichts zu Thränen zu bewegen war, außer wenn er sich selbst sehr heftig reden hörte; — es gelang ihm allmälig damit, ja er zog zulezt ein Pistol und sezte es sich verschiedene male an die Stirn, bis er endlich eine

solche Höhe erreicht hatte, daß er kühn genug war es abzudrücken — es versagte, und bei der heftigen Bewegung entfiel ihm ein falscher Haarzopf. Da die Sache mir zuletzt doch etwas mißlich vorkam, so sprang ich hinzu, und überreichte ihm den Entfallenen unter einer für die Lage passenden Anrede. Er mochte's noch in der ersten Hitze für einen Dolch halten und brachte einige ernsthafte wiewohl vergebliche Stöße damit zu Stande.

Ich suchte ihn durch die Bemerkung, daß tragische Situationen durch komische Nüancen, wie z. B. durch einen dem König Lear im Affekte entfallenen Haarbeutel u. d. g. gestört würden, zu sich zu bringen, und es gelang mir in so weit, daß er sich auf den Grabhügel niedersetzte, und sich dazu verstand den falschen Haarzopf von mir wieder anheften zu lassen. Während des Geschäftes versuchte ich es ihn durch eine Apologie des Lebens zu bekehren, die er ruhig anhören mußte, weil ich ihn bei den Haaren dazu hielt.

Apologie des Lebens.

Bei Gott, das Leben ist doch schön! — Und was vermag Sie nur, junger Mensch, daß Sie es leichtfertig wie diesen Haarzopf von sich schleudern wollen? — Fassen Sie das Band; ich will während des Wickelns so kurz als möglich Ihnen einige Schönheiten zu entwickeln suchen. —

Was giebt es auf der Erde das Sie im H — wenn anders außer dem Lufthimmel über uns ein zweiter, oder gar mehrere existiren sollten — bei erwarten könnten? — Finden Sie nicht hier unten es leidlich eingerichtet? Wissenschaften, Kultur und Sitten sind im schönsten Flore und wandern recht modern einher; der allgemeine Staat ist, wie Holland, mit Kanälen und Gräben durchschnitten, worinn alle menschliche Fähigkeiten geschickt abgeleitet und vertheilt werden, damit nicht zu fürchten steht, daß sie auf einmal in zu großer Vereinigung das Ganze überschwemmen möchten. Es giebt

Menschen, die so vortheilhaft placirt sind, daß man sie als recht gute Hammer und Zangen betrachten kann, und die doch deshalb keineswegs an ihrer Unsterblichkeit Abbruch leiden; sehen Sie nur diesen Koloß der Menschheit an, wie alles sich an ihm regt und arbeitet und verkehrt, der erste klettert über den zweiten hinauf, und über diesen wieder ein dritter, wie die Aequilibristen, dieser trägt Erfindungen, jener Systeme mit sich in die Höhe, und es kann nicht fehlen, daß dies Menschengeschlecht, das auf seinen eigenen Schultern immer höher kommt, oder sich, wie Münchhausen, bei seinem eigenen Zopf emporzieht, zuletzt sich bis in den Himmel verklettert, und es ganz unnöthig wird an einen zweiten zu denken. — Hält der Zopf nur an diesem Menschheitskopfe und ist kein falscher, wie der, an dem ich wickele, was ist es denn noch nöthig, auf einem andern Wege als auf diesem sich in eine höhere Welt zu versetzen.

Was denken Sie auch dort zu gewinnen, Freund? Bessere Gesetze etwa? Für unsere hienieden spricht das Alter! Bessere Sitten? Wir sind darin so empor gestiegen, daß wir fast daraus hinausgekommen und über ihnen stehen! Bessere Verfassungen? Haben Sie nicht, wie auf einer Landkarte die verschiedenen Farben, eine Menge vor sich liegen? Gehen Sie nach Frankreich, Freund, wo die Verfassungen mit den Moden wechseln, da können Sie alle der Reihe nach anpassen, aus einer Monarchie in die Republik, und aus dieser wieder in eine Despotie fahren; Sie können dort groß und klein, kurz nach einander, und zuletzt wieder ganz gewöhnlich sein, was doch immer für die Menschheit am interessantesten bleibt.

Freund, gegen den Menschenhaß giebt es treffliche Mittel; ja ich habe das Exempel gehabt, daß ein gutes Gericht mich selbst einst vom Selbstmorde abbrachte, und ich gesättigt ausrief: „das Leben ist doch schön!“ Wie andere den Kopf oder das Herz, so nehme ich den Magen für den Sitz des Lebens an; an allem was je Großes

und Vortreffliches in der Welt geschah, ist meistentheils der Magen Schuld. Der Mensch ist ein verschlingendes Geschöpf, und wirft man ihm nur viel vor, so giebt er in den Verdauungsstunden die vortrefflichsten Sachen von sich, und verklärt sich essend und wird unsterblich.

Welche weise Einrichtung des Staats dahero, die Bürger — wie die Hunde die man zu Künstlern ausbilden will — periodisch hungern zu lassen! Für eine Mahlzeit schlagen die Dichter wie die Nachtigallen, bilden die Philosophen Systeme, richten die Richter, heilen die Aerzte, heulen die Pfaffen, hämmern, klopfen, zimmern, ackern die Arbeiter, und der Staat frißt sich zur höchsten Kultur hinauf. Ja hätte der Schöpfer den Magen vergessen, behaupte ich, so läge die Welt noch so roh da wie bei der Schöpfung, und sei jezt nicht der Rede werth.

Was denken Sie nun aber von jenem Leben, in das Sie diese innere Seele aller Bildung nicht mit hinüber nehmen, und wo Sie nur geistig hineindringen wollen! — Reißen Sie sich nicht los, ich schlinge jezt erst die Schleife, wodurch ich ihr Haar wieder mit dem Zopfe verbinde! — Freund, der Geist ohne Magen gleicht dem Bären, der träg an seinen eigenen Pfoten saugt. Er ist nur der Schatzmeister dieses in ihm hängenden Säkels, und schneiden Sie ihm diesen ab, so ist's um ihn gethan. Giebt es eine Seelenwanderung, woran ich nicht zweifle, und fahren die abgeschiedenen Geister, wie denn das nicht unwahrscheinlich ist, eben so gut in Blumen und Früchte u. s. w. als in Thiere — wo liegt denn noch anders dieser Verbindungskanal der Geister, als in dem sie verschlingenden Magen, durch ihn steigen sie, nachdem das animalische wieder abgegangen ist, verflü in den Kopf empor, und es liegt so am Tage, daß die größten Weisen, einen Plato, Hemsterhuis, Kant u. s. blos durch behagliches Hineinessen in uns aufnel können.

Denken Sie hier an Beispiele: Göthe, der den Hans

Sachs, die Romantiker und Griechen in sich vereinigt, ist ein so guter Esser, als Dichter, und hat wahrscheinlich diese Geister vorweggespeiset; Bonaparte mag den Julius Cäsar zu sich genommen haben, und nur der Geist des Brutus scheint dort noch ungegessen sich irgendwo aufzuhalten. —

Wie ist es möglich, Freund, daß Sie diesem Magen und diesem Leben entsagen, und überhaupt aus dieser künstlichen Maschine, in der Sie tausend Räder drehn und treiben, heraus fliegen wollen? Wie viele Bühnen liegen nicht um Sie her, auf denen Sie als Held agiren können! Schlachtfelder, Almanache, Litteraturzeitungen, das größere und das kleinere Theater" —

„Ich stehe am Hoftheater," — fiel der junge Mensch ein, indem er eine Danksagungsverbeugung für den wieder angehefteten falschen Zopf machte. — „Das Pistol ist übrigens ungeladen, und ich suchte mich nur hier am Grabe durch mäßiges Rasen in den Karakter eines Selbstmörders zu versetzen, den ich morgen darzustellen habe. Nüchternheit ist das Grab der Kunst! Ich fahre in die Leidenschaften möglichst hinein, wie in Schlachthandschuhe, ich spiele meine Karaktere mit Gefühl, und bin wenigstens, wie die größten Meister, auf einen Tag geizig, wenn ich einen Geizigen, oder toll, wenn ich einen Tollen dargestellt habe."

Dahin ging er, und ließ mich fast abgeschmakt und lächerlich da stehn. „O falsche Welt!" rief ich grimmig aus — „an der nichts mehr wahrhaft ist, selbst bis auf die Haarzöpfe deiner Bewohner, du leerer abgeschmackter Tummelplatz von Narren und Masken, ist es denn nicht möglich auf dir zu einiger Begeisterung sich zu erheben!"

Es war mir, wie wenn ich mich jezt in der Nacht unter dem zugedeckten Monde, weit ausdehnte, und auf großen schwarzen Schwingen, wie der Teufel über dem Erdball schwebte. Ich schüttelte mich und lachte, und hätte gern alle die Schläfer unter mir mit eins auf-

gerüttelt, und das ganze Geschlecht im Negligée angeschaut, wo es noch keine Schminke, falsche Zähne und Zöpfe und Brüste und Hintere auf- — und an- — und umgelegt, um den ganzen abgeschmakten Haufen boshaft aus zupfeifen.

7] **Dreizehnte Nachtwache.**

Ich stieg den Berg hinauf am Ausgange der Stadt — es war die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, und draußen lag die alte Fee, die Erde, und kochte ihre mitternächtlichen Zauberkräuter, um am Morgen nach abgeworfenem Silberhaare und ausgeglätteten Runzeln, schön umlockt und bekränzt als eine junge Nymphe aufzustehen, und ihre neugebornen Kinder an dem schwellenden Busen zu tragen. — Unten im Thale blies ein Hirte das Alphorn, und die Töne sprachen so lockend von einem fernen
18] Lande, und von Liebe und Jugend und Hoffnung; ich dichtete zu ihrer Begleitung folgenden

Dithyrambus über den Frühling.

„Du erscheinst, und erschrocken flieht dein finsterer Bruder, und die Schilde und Panzer, worin er gewaffnet dastand, rasseln durcheinanderstürzend und zerbrechen; und siehe erröthend in Morgengluth tritt die junge Erde hervor, wie eine blühende Jungfrau; und du küssest die Geliebte, Jüngling, und schlingst ihr den Brautkranz in die Locken. Da sinkt der letzte Glätscher und das erstarrte Element wird frei, und fließt still dahin zwischen Blumen und überwölkt von grünen Gebüschen, die Berge halten ihre Sennenhütten hoch in die blaue Luft, und an ihren Abhängen kleben die gefleckten Heerden. Blumen blühen und träumen Liebe, und die Nachtigall singt sie in den Gesträuchen. Die Bäume schlingen ihre Zweige in duftige Kränze, und reichen sie zum Himmel empor; der

Adler steigt betend in den Sonnenglanz auf, wie zu Gott, [219]
und die Lerche wirbelt ihm nach, jubelnd über der geschmückten Erde. Jeder duftende Kelch wird zu einer Brautkammer, jedes Blatt ist eine kleine Welt, und alles saugt Leben und Liebe an dem heißen Herzen der Mutter! — Nur der Mensch —"

Hier verstummte plözlich das Alphorn, und der lezte Ton und das lezte Wort verhallten langsam und sterbend.

„Hast du nur bis zu diesem Worte geschrieben, Mutter Natur? Und in wessen Hand überlieferst du die Feder zur Fortsetzung? — Kannst du es nimmer lösen, warum alle deine Geschöpfe träumend glücklich sind, und nur der Mensch wachend dasteht und fragend — ohne Antwort zu erhalten? — Wo liegt der Tempel des Apollo — wo ist die Stimme, die einzig antwortende? Ich höre nichts, als Wiederhall, Wiederhall meiner eigenen Rede — bin ich denn allein?

Allein! ruft die hämische Stimme. Mutter, Mutter, [220]
warum schweigst du? — O du hättest das letzte Wort in der Schöpfung nicht schreiben sollen, wenn du dabei abbrechen wolltest. Ich blättere und blättere in dem großen Buche, und finde nichts, als das eine Wort über mich, und dahinter den Gedankenstrich, wie wenn der Dichter den Karakter, den er vollführen wollte, im Sinne behalten, und nur den Namen hätte mit einfließen lassen. War der Karakter zu schwierig zur Ausführung, warum strich der Dichter nicht auch den Namen aus, der jetzt allein dasteht, sich anstaunt, und nicht weiß, was er aus sich selbst machen soll.

„Schlag das Buch zu, Name, bis der Dichter bei Laune ist, die leeren Blätter, vor denen du nur als Titel stehst, vollzuschreiben!" — —

An dem Berge, mitten in das Museum der Natur, hatten sie noch ein kleines für die Kunst gebaut, wohinein jezt mehrere Kenner und Dillettanten mit brennenden [221]
Fackeln zogen, um bei dem sich bewegenden Lichtscheine die Todten drinnen möglichst lebendig sich einzubilden.

Ich habe auch dann und wann meine Kunstlaunen, aus mehr oder minderer Bosheit, und trete oft gern aus der großen Kunstkammer in die kleine, um zu sehen wie der Mensch, auch ohne den Haupttheil alles Lebens, das Leben selbst, einblasen zu können, doch recht artig etwas bildet und schnitzt, wovon er nachher meint, es gehe noch über die Natur.

Ich folgte den Kennern und Dilettanten!

Und vor mir standen die steinernen Götter als Krüppel ohne Arme und Beine, ja einige gar mit fehlenden Häuptern; das Schönste und Herrlichste, wozu die Menschenmaske sich je ausgebildet hatte, der ganze Himmel eines großen gesunkenen Geschlechts, als Leichnam und Torso wieder ausgegraben aus Herkulanum und dem Bette der Tiber. Ein Invalidenhaus unsterblicher Götter
122] und Helden, hineingebaut zwischen eine erbärmliche Menschheit.

Die alten Künstler, die diese Göttertorsos gedacht und gebildet hatten, zogen verhüllt vor meinem Geiste vorüber. —

Jezt kletterte ein kleiner Dilettant von den Anwesenden an einer medicäischen Venus ohne Arme, mühsam hinauf, mit gespiztem Munde und fast thränend, um, wie es schien, ihr den Hintern, als den bekanntlich gelungensten Kunsttheil dieser Göttin, zu küssen. Mich ergrimmte es, weil ich in dieser herzlosen Zeit nichts weniger ausstehen kann, als die Frazze der Begeisterung, wozu sich manche Gesichter verziehen können, und ich bestieg erzürnt ein leeres Piedestal, um einige Worte zu verschwenden.

„Junger Kunstbruder! — redete ich ihn an. — Der göttliche Hintere liegt Ihnen zu hoch, und Sie kommen bei Ihrer kurzen Gestalt nicht hinauf, ohne sich den Hals zu brechen! Ich rede aus Menschenliebe, denn es
123] thut mir leid, daß Sie sich unter Lebensgefahr versteigen wollen. Wir sind seit dem Sündenfalle, vor dem Adam bekanntlich, nach der Versicherung der Rabbinen, seine

hundert Ellen maß, merklich kleiner geworden, und schwinden von Zeit zu Zeit immer mehr, so daß man in unserm Säkulo vor allen solchen halsbrechenden Versuchen, wie der vorliegende ist, ernstlich warnen muß. Was wollen Sie überhaupt bei der steinernen Jungfrau, die in diesem Augenblicke zu einer eisernen für Sie werden würde, wenn ihr nicht die ächten Arme zum Umschlingen fehlten; denn mit den ergänzten hat es keine Noth, sie dienen nicht einmal zu einer Berlichingensfaust, und gleichen nur den angehefteten hölzernen, an den Körpern zerschossener Soldaten. O Freund, was die Kunstärzte der neuern Periode auch immer heilen und flicken mögen, sie bringen doch die von der tückischen Zeit verstümmelten Götter, wie z. B. diesen daliegenden Torso, nicht wieder auf die Beine, und sie werden immer nur als Invaliden und emeriti hier [223] in Ruhe gesezt verbleiben müssen. Einst, als sie noch aufrecht standen, und Arme und Schenkel und Häupter hatten, lag ein ganzes großes Heldengeschlecht vor ihnen im Staube; jezt ist das umgekehrt, und sie liegen im Boden, während unser aufgeklärtes Jahrhundert aufrecht steht, und wir selbst uns bemühen leidliche Götter abzugeben.

Kunstfreund, wohin sind wir gekommen, daß wir es wagen, diese großen Göttergräber aufzuwühlen, und die unsterblichen Todten ans Licht zu ziehen, da wir doch wissen, wie hart bei den Römern die bloße Verletzung der Menschengrüfte verpönt war. Freilich achten Aufgeklärte diese Verstorbenen jezt geradezu für Götzen, und die Kunst ist nur noch eine heimlich eingeschlichene heidnische Sekte, die an ihnen vergöttert und anbetet — aber was ist es auch mit ihr, Kunstfreund? Die Alten sangen Hymnen und Aeschylus und Sophokles dichteten ihre Chöre zum Lobe der Götter; unsere moderne Kunst- [224] religion betet in Kritiken, und hat die Andacht im Kopfe, wie ächt Religiöse im Herzen.

Ach, man soll die alten Götter wieder begraben! Küssen Sie den Hintern, junger Mann, küssen Sie, und damit gut!

Auf der andern Seite, Freund, wollen Sie nicht mehr anbeten, so sollen Sie auch nicht weiter auf Kosten der Natur bewundern; denn der Menschwerdung dieser Götter widersetze ich mich standhaft. Sie haben die Wahl; entweder beten, oder begraben! —

Nicht so aufgeschaut, Lieber! Führen Sie die Natur, die ächte meine ich, wo möglich in Person einmal in diesen Kunstsaal, und lassen Sie sie reden. Beim Teufel, sie wird lachen über die komische Menschenmaske, die ihr so abgeschmackt wie der Popanz in Horazens Briefe an die Pisonen erscheinen muß.

Lassen Sie sie sprechen, ob sie jemals zu dieser Zehe diese Nase, zu diesem Munde jene Stirn, zu dieser
36] Hand jenen Hintern wirklich geschaffen haben würde; — ich wette sie würde verdrießlich werden, wenn Sie ihr so etwas einreden wollten! Dieser Apoll wäre vielleicht ein Krüppel, hätte sie ihn von der kleinen Zehe fortgesetzt, dieser Antinous ein Thersites und jener tragische gewaltige Laokoon gar eine Art von Kaliban, wenn nach Naturgesetzen alles reformirt werden sollte. Ja was möchte dann wohl aus dieser Minerva werden, die jetzt bis zum höchsten Punkte des Ideals hinaufgearbeitet vor Ihnen steht, indem nämlich das Haupt an ihr defekt ist, worin der weise Geist thront, der nach Geisterart sich unsichtbar gemacht hat.

Diese Minerva ohne Kopf erregt überhaupt noch in weit größerem Maaße meine Aufmerksamkeit, als der Agamemnon mit verhülltem Haupte, in dem bekannten Gemälde des Timanthes. So wie dieser nämlich den Künstlern die Regel gegeben hat, den höchsten unendlichen Schmerz nur errathen zu lassen, so scheint jene dasselbe
27] in Hinsicht auf die Urschönheit anzudeuten. Unsere modernen richten sich auch danach, und ihre Köpfe sind in doppelter Hinsicht nur als Surrogate von Köpfen anzusehen, und stehen da oben nur gleichsam wie die Knöpfe auf Thürmen, zum bloßen Schlusse der Gestalt. — Die Alten backten, wie jener Prometheus dort im Winkel,

ihre Menschen zwar auch aus Thon, aber sie schufen den Sonnenfunken mit hinein; — wir spielen mit dem Feuer nicht gern, aus Furcht vor Gefahr, und lassen deshalb den Funken weg; — ja es giebt jetzt sogar eine allgemeine Feuerpolizei — eine Zensur und Rezensur — die schnell genug jedwede Flamme, die emporlodern will, erstickt. So kann denn der Sonnenfunken bei uns nicht aufkommen. Weise Einrichtung des Staates, der lieber gute brauchbare Maschienen, als kühne Geister unter seinen Bürgern duldet, der den Fuchs selbst zum Balge heraus-peitscht, um den Balg zu benutzen, der die Hände und Füße, als dauerhafte Dreh- und Tretemaschienen, höher an- [328] schlägt, als die Köpfe seiner Landeskinder. — Der Staat hat, wie der Briareus, nur einen einzigen Kopf, aber hundert Arme von Nöthen — und damit gut!"

Ich endete erschrocken, denn bei dem täuschenden Fackelglanze schien sich der ganze verstümmelte Olymp umher plözlich zu beleben; der zürnende Jupiter wollte sich aufrichten von seinem Sitze, der ernste Apoll griff nach dem Bogen und der klingenden Leier, mächtig bäumten sich die Drachen um den kämpfenden Laokoon und die sinkenden Söhne, Prometheus formte mit den Stümpfen seiner Arme Menschen, die stumme Niobe schützte das jüngste ihrer Kleinen vor den herabstrahlenden Sonnenpfeilen, die Musen ohne Hände, Arme und Lippen regten sich durcheinander, wie wenn sie sich bemüheten die alten verklungenen Lieder zu singen und zu spielen — aber es blieb alles still ringsum, und schien nur noch heftige zuckende Bewegung auf einem Schlachtfelde; — nur tief im Hintergrunde stand, ohne Beleuchtung, [329] starr und versteinert ein Furienchor, und schaute finster und schrecklich dem Gewühle zu.

Vierzehnte Nachtwache.

Kehre mit mir zurück ins Tollhaus, du ſtiller Begleiter, der du mich bei meinen Nachtwachen umgiebſt. —

Du erinnerſt dich noch an meine Narrenkämmerchen, wenn du anders den Faden meiner Geſchichte — die ſich ſtill und verborgen, wie ein ſchmaler Strom, durch die Fels- und Waldſtücke, die ich umher aufhäufte, ſchlingt — nicht verloren haſt. In dieſem Narrenkämmerchen lag ich, wie in einer Höle der Sphynx, mit meinem Räthſel eingeſchloſſen, und war faſt auf dem glücklichen Wege, mich wahrhaft zur Tollheit, als dem einzigen haltbaren Syſteme, zu bekennen, eben weil ich täglich Gelegenheit hatte die Reſultate dieſer allgemeinen Schule, mit denen der einzelnen zu vergleichen.

Ich will etwas ausholen! ſagen die Schriftſteller, wenn ſie vom Ei einer Sache anheben wollen, ich muß mich auch dazu bequemen, da ich in dieſer Nacht das einzige Nachtigallenei meiner Liebe auszubrüten gedenke; denn um mich her ſchlagen die Nachtigallen in allen Büſchen und Gezweigen, und verbinden ſich, wie ein Chor, zu einem einzigen Liebesgeſange.

Ich ſpielte einſt aus Ingrimm über die Menſchheit auf einem Hoftheater den Hamlet als Gaſtrolle, um Gelegenheit zu haben, mich gegen das ſchweigend daſitzende Parterre eines Theils meiner Galle zu entledigen. An dieſem Abende trug es ſich zu, daß die Ophelia aus ihrem Verrirwahnſinne Ernſt machte und förmlich toll vom Theater ablief. Es gab gewaltigen Lärm, und wie andere

Direktoren sich mit dem Einstudieren der Rollen zu beschäftigen pflegen, so bemühete sich dagegen der anwesende seine Prima Donna mit aller Anstrengung aus der gespielten herauszustudieren; — doch vergeblich, die mächtige Hand des Shakespear, dieses zweiten Schöpfers, hatte sie zu heftig ergriffen, und lies sie zum Schrecken aller Gegenwärtigen nicht wieder los. Für mich war es ein interessantes Schauspiel, dieses gewaltige Eingreifen einer Riesenhand in ein fremdes Leben, dieses Umschaffen der wirklichen Person zu einer poetischen, die jetzt vor den Augen aller Vernünftigen, auf Kothurnen ernsthaft auf- und abging, und abgerissene Gesänge, wie wunderbare Geistersprüche, hören ließ. So sehr man auch mit den bündigsten Gründen in sie drang zur Vernunft zurückzukehren, so heftig protestirte sie dagegen, und es blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig, als sie ins Tollhaus zu schicken.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen traf ich hier wieder mit ihr zusammen. Ihr Kämmerchen stieß dicht an das meinige, und ich hörte sie täglich den Holzschuh und Muschelhut ihres Geliebten besingen. Ein Kerl wie ich, der aus Haß und Grimm zusammengesetzt ist, und nicht wie andere Menschenkinder seiner Mutter Leibe, sondern vielmehr einem schwangern Vulkane entbunden zu sein scheint, hat für Liebe und dergleichen wenig Sinn; und doch beschlich mich hier im Tollhause so etwas, es äußerte sich zwar anfangs nicht in den gewöhnlichen Symptomen, als Vorliebe für Mondschein, poetischen Andrangs zum Kopfe und dergleichen; sondern vielmehr in dem heftigen Bestreben zur Errichtung einer Narrenpropaganda und einer ausgebreiteten Kolonie von Verrückten, um sie zum Schrecken der andern vernünftigen Menschen plözlich anlanden zu lassen.

Dies tolle Gefühl indeß, das sie Liebe nennen, und das wie ein Flicken vom Himmel auf diese dürre Steppe der Erde heruntergefallen ist, fing doch am Ende a bei mir an es ernstlicher zu nehmen, und ich machte zu

meinem eigenen Entſetzen mehrere Gedichte in Verſen, ſchaute auch in den Mond, und ſang gar zu Zeiten mit, wenn draußen um das Tollhaus her die Nachtigallen pfiffen. Ich habe wahrhaft einmal einige Rührung an einem ſogenannten melancholiſchen Abende verſpürt; ja ich konnte in gewiſſen Stunden aus einem Loche meiner Kaukaſushöle ſchauen, und weniger denken als nichts. — Auch Betrachtungen habe ich in dieſem Zeitpunkte meiner Schreibtafel einverleibt, von welchen ich doch hier einige für gefühlvolle Seelen ausheben will.

An den Mond.

Sanftes Antlitz voll Gutmüthigkeit und Rührung; denn beides mußt du in dir vereinen, weil du nicht einmal am Himmel den Mund aufreißeſt, weder zum Fluchen, noch zum Gähnen, wenn tauſend Narren und Verliebte ihre Seufzer und Wünſche zu dir hinaufrichten, und dich zu ihrem Vertrauten erkieſen; ſo lange du auch ſchon um die Erde herumgelaufen biſt, als ihr Begleiter und Cicisbeo, ſo haſt du dich doch beſtändig als ein treuer Confident gehalten, und man findet kein einziges Beiſpiel in der Weltgeſchichte bis zu Adam hin, wo du unwillig geworden wäreſt, die Naſe gerümpft, oder einige hämiſche Mienen angenommen hätteſt, ob du gleich dieſe Seufzer und Klagen ſchon tauſend und abermaltauſend male wiederholen hörteſt. Noch immer biſt du gleich aufmerkſam, ja man ſieht dich ſo oft gerührt das Wiſchtüchlein einer Wolke vorhalten, um deine Thränen dahinter zu verbergen. Welchen beſſern Zuhörer könnte ſich ein ſeine Werke vorleſender Dichter wählen, als dich, welchen innigern Vertrauten ich, der ich hier im Tollhauſe mich liebend verzehre. Wie blaß du biſt, Guter, wie theilnehmend, und zugleich wie aufmerkſam auf alle, die noch [236] in dieſem Augenblicke außer mir ſtehen, und dich anſchauen! Deine gutmüthige Miene könnte man leicht für Einfalt halten, beſonders heute, wo dein Antlitz zugenommen hat und recht rund und genährt anzuſchauen

ist; aber du magst zunehmen, wie du willst, ich lasse mich dadurch in deinem Antheile nicht täuschen, bleibst du doch immer der Alte, und nimmst auch wieder ab, und verzehrst dich — ja verhüllst du nicht gar, wenn dich die Rührung überwältigt, dein Gesicht wie der weinende Agamemnon, daß man nichts von dir sieht, als den vor Gram kahlen Hinterkopf! — Leb wohl, Trauter, Guter!

An die Liebe.

Weib, was willst du von mir, daß du dich an mich hängst? Hast du mir auch schon ins Gesicht geschaut? — Du mit deinem Lächeln und deinen liebäugelnden Mienen, und ich, mit all dem Grimme und Zorne im Medusenantlitz! — Traute, überleg es, wir geben ein [227] gar zu ungleiches Paar ab. Laß mich los, beim Teufel! ich habe nichts mit dir zu schaffen! Du lächelst wieder und hältst mich fest? Was soll die vorgehaltene Göttermaske, mit der du mich anblickst? Ich reiße sie dir ab, um das dahintersteckende Thier kennen zu lernen; denn in der That, ich halte dein wahres Gesicht nicht für das reizendste. — Himmel, das wird immer ärger, ich girre und schmachte ganz erbärmlich — willst du mich völlig rasend machen! Weib, wie kannst du nur Gefallen daran finden auf einem so kreischenden Instrumente, wie ich bin, spielen zu wollen! Die Komposizion ist für einen Fluch gesetzt, und ich muß ein Liebeslied dazu absingen. O laß mich fluchen und nicht in so schrecklichen Tönen schmachten! hauche deine Seufzer in eine Flöte, aus mir schallen sie wie aus einer Kriegstrommete, und ich rühre die Lermtrommel, wenn ich girre. — Und nun gar der erste Kuß — o das andere ließe sich noch überstehen, wie alles, was sich blos in der Sprache und in Tönen umhertreibt, und es wäre mir immer noch erlaubt heimlich etwas anderes dabei zu denken — aber der erste Kuß — ich habe niemals geküßt, aus Abscheu gegen alle rührende und zärtliche Heuchelei — Unhold, wüßte ich daß du mich dazu ver-

leiten könntest, ich böte meine letzte Kraft auf, und schüttelte dich von mir!

In solchen und dergleichen Fragmenten habe ich mich abgearbeitet, und mich ordentlich methodisch auszuschreiben gesucht, wie mancher Dichter, der seine Gefühle so lange auf dem Papiere von sich giebt, bis sie zuletzt alle abgegangen sind, und der Kerl selbst ganz ausgebrannt und nüchtern dasteht.

Es schlug indeß alles fehl bei mir, ja die Symptome wurden immer kritischer, und ich fing gar an in mich [239] vertiest umherzuwandern, und fühlte mich fast human und kleinlaut gegen die Welt gestimmt. Einmal meinte ich gar, sie könnte doch wohl die beste sein, und der Mensch selbst wäre etwas mehr, als das erste Thier darauf, ja er habe einigen Werth und könne vielleicht gar unsterblich sein.

Als es so weit gekommen war, gab ich mich selbst verloren, und betrieb es jetzt ganz so langweilig und alltäglich wie ein anderer Verliebter. Ich entsetzte mich schon nicht mehr, wenn ich versifizirte, ja ich konnte auf eine längere Zeit gerührt bleiben, und gewöhnte mich an manche Ausdrücke, die ich sonst gar nicht in den Mund genommen hätte. Jetzt ließ ich den ersten Liebesbrief vom Stapel laufen, den ich hier sammt dem andern Briefwechsel zur Erbauung anhänge:

Hamlet an Ophelia.

Himmlischer Abgott meiner Seele, reizerfüllteste [240] Ophelia! Dieser Eingang zwar, mit dem ich meinen ersten Brief an dich überschrieb, als wir noch blos auf dem Hoftheater uns zum Vergnügen der Zuschauer liebten, könnte dich vielleicht täuschen, und es dir einreden wollen, als ob ich noch eben so wie damals an einem fingirten Wahnsinn und allen den metaphysischen Spitz-

fündigkeiten, die ich von der hohen Schule mitbrachte, laborirte. — Aber laß dich dadurch nicht täuschen Abgott, denn ich bin für dieſesmal wirklich toll — ſo ſehr liegt alles in uns ſelbſt und iſt außer uns nichts Reelles, ja wir wiſſen nach der neueſten Schule nicht, ob wir in der That auf den Füßen, oder auf dem Kopfe ſtehen, außer daß wir das erſte durch uns ſelbſt auf Treu und Glauben angenommen haben. — Es iſt dies ein ganz verwünſchter Ernſt, Ophelia, und du ſollſt nicht etwa glauben, daß ich es als Perſiflage von mir gebe. — Ach, wie iſt es alles jetzt verändert in deinem armen Hamlet — dieſe ganze Erde, die ihm ſonſt wie ein verödeter Garten voll Dornen und Diſteln, wie ein Sammelplatz [241] voll peſtilenziſcher Ausdünſtungen vorkam, hat ſich jezt vor ihm in ein Eldorado verwandelt, in einen blühenden Garten der Hesperiden; er war einſt ſo frei und kerngeſund, als er ſie haßte, und iſt jetzt ein Sklav und faſt krank, da er ſie liebt. — Theuerſte — ich wollte daß ich Verhaßteſte ſagen könnte, es gäbe dann doch wenigſtens nichts, was mich an dieſen dummen Ball feſſelte, und ich könnte ganz froh und luſtig mich von ihm hinunterſtürzen in das ewige Nichts — alſo leider Theuerſte! ich ſage jetzt nicht mehr wie vormals zu dir: Geh in ein Nonnenkloſter! denn ich bin toll genug zu glauben, wenn der Menſch liebe, ſo ſei der Narr etwas, ob er gleich deshalb doch immer nur dem Tode raſcher entgegen geht, und dieſer ihm, bis ſie ſich beide endlich treffen und feſt und ewig umarmen; es ſei dies nun an dem Steine wo der heilige Guſtav entſchlummerte, auf dem Gerüſte wo die ſchöne Maria blutete, oder an irgend einem noch beſſern [242] oder ſchlechtern Orte.

Ich weiß gewiß, der böſe Feind ſchwebt hohnlachend über der Erde, und hat die Liebe, als eine bezaubernde Maske, auf ſie herabgeworfen, um die ſich jezt alle Menſchenkinder reißen, ſie auf eine Minute lang vorzuhalten. Sieh, auch ich habe ſie leider gefaßt, und minaudire mit dem Todtenkopfe recht zärtlich hinter ihr,

und habe beim Teufel Luſt das Menſchenkind mit dir fortzupflanzen. O wäre die verwünſchte Larve nicht, es hätten dann die Erdenſöhne hienieden gewiß dem jüngſten Tage einen Poſſen geſpielt durch ein Geſez gegen die Bevölkerung, damit unſer Herrgott, oder wer ſonſt zulezt den Erdball noch einmal anſchauen will, ihn zu ſeiner Verwunderung von Menſchen durchaus entvölkert gefunden hätte.

Doch laß mich endlich zu dem Punkte kommen, den
[13] ich leider, ſo ſehr ich mir auch Mühe gebe, nicht umgehen kann — zu meiner Liebeserklärung!

Zorniger, wilder, menſchenfeindlicher hat es in mir ſeit meiner Geburt nicht ausgeſehen, als in dieſem Augenblicke, wo ich es dir aufgebracht hinſchreibe, daß ich dich liebe, dich anbete, und daß ich nach dem Wunſche dich zu haſſen und zu verabſcheuen, keinen ſehnlichern hege, als das Geſtändniß deiner Gegenliebe zu vernehmen. Bis dahin dein

liebender Hamlet.

Ophelia an Hamlet.

Liebe und Haß ſteht in meiner Rolle, und zulezt auch Wahnſinn — aber ſage mir was iſt das alles eigentlich an ſich, daß ich wählen kann. Giebt es etwas an ſich, oder iſt alles nur Wort und Hauch und viel Phantaſie. — Sieh, da kann ich mich nimmer heraus-
[14] finden, ob ich ein Traum — ob es nur Spiel, oder Wahrheit, und ob die Wahrheit wieder mehr als Spiel — eine Hülſe ſizt über der andern, und ich bin oft auf dem Punkte den Verſtand darüber zu verlieren.

Hilf mir nur meine Rolle zurückleſen, bis zu mir ſelbſt. Ob ich denn ſelbſt wohl noch außer meiner Rolle wandle, oder ob alles nur Rolle, und ich ſelbſt eine dazu. Die Alten hatten Götter, und auch einen darunter, den ſie Traum nannten, es mußte ihm ſonderbar zu Muthe ſein, wenn es ihm etwa einfiel ſich für wirklich halten zu

Adler steigt betend in den Sonnenglanz auf, wie zu Gott, [219]
und die Lerche wirbelt ihm nach, jubelnd über der geschmückten Erde. Jeder duftende Kelch wird zu einer Brautkammer, jedes Blatt ist eine kleine Welt, und alles saugt Leben und Liebe an dem heißen Herzen der Mutter! — Nur der Mensch —"

Hier verstummte plözlich das Alphorn, und der lezte Ton und das lezte Wort verhallten langsam und sterbend.

„Hast du nur bis zu diesem Worte geschrieben, Mutter Natur? Und in wessen Hand überlieferst du die Feder zur Fortsetzung? — Kannst du es nimmer lösen, warum alle deine Geschöpfe träumend glücklich sind, und nur der Mensch wachend dasteht und fragend — ohne Antwort zu erhalten? — Wo liegt der Tempel des Apollo — wo ist die Stimme, die einzig antwortende? Ich höre nichts, als Wiederhall, Wiederhall meiner eigenen Rede — bin ich denn allein?

Allein! ruft die hämische Stimme. Mutter, Mutter, [220]
warum schweigst du? — O du hättest das letzte Wort in der Schöpfung nicht schreiben sollen, wenn du dabei abbrechen wolltest. Ich blättere und blättere in dem großen Buche, und finde nichts, als das eine Wort über mich, und dahinter den Gedankenstrich, wie wenn der Dichter den Karakter, den er vollführen wollte, im Sinne behalten, und nur den Namen hätte mit einfließen lassen. War der Karakter zu schwierig zur Ausführung, warum strich der Dichter nicht auch den Namen aus, der jezt allein dasteht, sich anstaunt, und nicht weiß, was er aus sich selbst machen soll.

„Schlag das Buch zu, Name, bis der Dichter bei Laune ist, die leeren Blätter, vor denen du nur als Titel stehst, vollzuschreiben!" — —

An dem Berge, mitten in das Museum der Natur, hatten sie noch ein kleines für die Kunst gebaut, wohin ein jezt mehrere Kenner und Dillettanten mit brennenden [221]
Fackeln zogen, um bei dem sich bewegenden Lichtscheine die Todten drinnen möglichst lebendig sich einzubilden.

ist der Weltgeist, oder der Teufel — oder das Nichts im Wiederhalle!

Sein oder Nichtsein! Wie einfältig war ich damals,
[247] als ich mit dem Finger an der Nase diese Frage aufwarf, wie noch einfältiger diejenigen, die es mir nachfragten, und wunder glaubten was hinter dem Ganzen steckte. Ich hätte das Sein erst um das Sein selbst befragen sollen, dann ließe sich nachher auch über das Nichtsein etwas Gescheutes ausmitteln. Ich brachte damals noch die Unsterblichkeitstheorie von der hohen Schule mit, und führte sie durch alle Kategorien. Ja, ich fürchtete wahrlich den Tod der Unsterblichkeit halber — und beim Himmel mit Recht, wenn hinter dieser langweiligen comedie larmoyante noch eine zweite folgen sollte — — ich denke es hat damit nichts zu sagen!

Darum, theure Ophelia, schlag dir das alles aus dem Sinne, und laß uns lieben und fortpflanzen und alle die Possen mittreiben — blos aus Rache, damit nach uns noch Rollen auftreten müssen, die alle diese Langweiligkeiten von neuem ausweiten, bis auf einen
[248] lezten Schauspieler, der grimmig das Papier zerreißt und aus der Rolle fällt, um nicht mehr vor einem unsichtbar dasizenden Parterre spielen zu müssen.

Liebe mich kurz und gut, ohne weiteres Grübeln!

Hamlet.

Ophelia an Hamlet.

Du stehst einmal als Stichwort in meiner Rolle, und ich kann dich nicht herausreißen, so wenig wie die Blätter aus dem Stücke, worauf meine Liebe zu dir geschrieben ist. So will ich denn, da ich mich aus der Rolle nicht zurücklesen kann, in ihr fortlesen bis zum Ende und zu dem exeunt omnes, hinter dem dann doch wohl das eigentliche Ich stehen wird. Dann sage ich dir, ob außer der Rolle noch etwas existirt und das Ich lebt und dich liebt.

Ophelia.

Hinter diesem Briefwechsel trat nun unser Wort- [249]
wechsel ein, und jeder nachfolgende Wechsel, von den Blicken, Küssen und dergleichen an, bis zum Selbstwechsel.

Nach wenigen Monaten war das Stichwort zu einer neuen Rolle geschrieben. — Ich war doch fast glücklich in der Zeit, und spürte in dem Tollhause zuerst einige Menschenliebe, so daß ich ernsthaft über Planen brütete mit den Narren um mich her Plato's Republick zu realisiren. Doch da strich der Traumgott wieder alles aus!

Die Ophelia wurde immer blasser und vernünftiger, obgleich der Arzt meinte, der Unsinn sei bei ihr im Steigen; aber es war der Moment, wo ein großer Sinn in ihn eintrat! —

Es stürmte wild um das Tollhaus her — ich lag am Gitter und schaute in die Nacht, außer der am Himmel und auf der Erde nichts weiter zu sehen war. Es war mir, als stände ich dicht am Nichts und riefe hinein, aber es gäbe keinen Ton mehr — ich erschrack, [250] denn ich glaubte wirklich gerufen zu haben, aber ich hörte mich nur in mir. Ein Bliz, ohne nachfolgenden Donnerschlag, flog pfeilschnell, aber still durch die Nacht, und der Tag erschien und verschwand rasch in ihr, wie ein Geist. Neben mir auf der einen Seite rasselte ein Wahnsinniger schrecklich mit seinen Ketten, auf der andern hörte ich Ophelia abgerissene Stücke ihrer Balladen singen, doch wurden die Töne oft Seufzer, und zulezt schien mir alles eine große Disharmonie, zu der die rasselnden Ketten die begleitende Musik abgaben. Es dünkte mich, als entschliefe ich. Da sah ich mich selbst mit mir allein im Nichts, nur in der weiten Ferne verglimmte noch die lezte Erde, wie ein auslöschender Funken — aber es war nur ein Gedanke von mir, der eben endete. Ein einziger Ton bebte schwer und ernst durch die Oede — es war die ausschlagende Zeit, und die Ewigkeit trat jezt ein. Ich hatte jezt aufgehört alles andere zu denken, und dachte nur mich selbst! Kein Gegenstand war ringsum [251] aufzufinden, als das große schreckliche Ich, das an sich

selbst zehrte, und im Verschlingen stets sich wiedergebar. Ich sank nicht, denn es war kein Raum mehr, eben so wenig schien ich emporzuschweben. Die Abwechselung war zugleich mit der Zeit verschwunden, und es herrschte eine fürchterliche ewig öde Langeweile. Außer mir, versuchte ich mich zu vernichten — aber ich blieb und fühlte mich unsterblich! —

Hier vernichtete sich der Traum in seiner eigenen Größe und ich erwachte tief aufathmend — das Licht war erloschen, ringsum tiefe Nacht; nur Ophelien hörte ich leise ihre Balladen singen, wie wenn sie jemand damit in den Schlaf wiegte. Ich tappte an den Wänden aus meiner Kammer, neben mir schlichen draußen durch die Finsterniß noch Wahnsinnige und zischelten leise.

Ich öffnete Opheliens Thür, sie lag blaß auf ihrem Lager, bemüht ein todtes eben geborenes Kind an ihrer Brust in den Schlaf zu lullen; neben ihr stand ein irres Mädchen und legte den Finger auf den Mund, wie wenn sie mir Stille zuwinkte.

Jezt schläft es! sagte Ophelia und blickte mich lächelnd an, und das Lächeln war mir, wie wenn ich in ein aufgeworfenes Grab schaute. — Gottlob, es giebt einen Tod, und dahinter liegt keine Ewigkeit! sprach ich unwillkührlich.

Sie lächelte fort und flüsterte nach einer Pause, wie wenn die Sprache sich allmälig in Hauche auflösen und leise verschwinden wollte: Die Rolle geht zu Ende, aber das Ich bleibt, und sie begraben nur die Rolle. Gottlob, daß ich aus dem Stücke herauskomme und meinen angenommenen Namen ablegen kann; hinter dem Stücke geht das Ich an. — Es ist nichts! sagte ich schüttelnd. — Sie fuhr kaum hörbar fort: Dort steht es schon hinter den Koulissen und wartet auf das Stichwort; wenn nur der Vorhang erst ganz nieder ist! — Ach, ich liebe dich! das ist die lezte Rede im Stücke, und sie allein will ich aus meiner Rolle zu behalten suchen — es war die schönste Stelle! Das Uebrige mögen sie begraben! —

Da fiel der Vorhang und Ophelia trat ab — niemand klatschte und es war, als ob kein Zuschauer zugegen wäre. Sie schlief schon ganz fest mit dem Kinde an der Brust, und beide waren nur sehr blaß und man hörte keine Athemzüge, denn der Tod hatte ihnen seine weiße Maske schon aufgelegt. —

Ich stand stürmisch aufgereizt neben dem Lager und in mir machte es sich zornig Luft, wie zu einem wilden Gelächter — ich erschrack, denn es wurde kein Gelächter, sondern die erste Thräne, die ich weinte. Nahe bei mir heulte noch einer; — doch es war nur der Sturm, der durch das Tollhaus pfiff.

Als ich aufblickte, standen die Wahnsinnigen in einem Halbkreise um das Lager her, alle schweigend, aber seltsam gestikulirend und sich gebärdend; einige lächelnd, andere tief nachsinnend, noch andere den Kopf [254] schüttelnd, oder starr die weiße Schlummernde und das Kind betrachtend; — auch der Weltschöpfer war darunter, aber er legte nur bedeutend den Finger auf den Mund.

Es ward mir fast bange in dem Kreise!

[255]

Funfzehnte Nachtwache.

So sehr es auch die tägliche Erfahrung lehrt, daß man an allen Plätzen Narren duldet, so aufgebracht war man doch darüber, daß ich den Versuch angestellt hatte, sie fortzupflanzen, und mir wurde darüber sogar zur Strafe mein Narrenkämmerchen aufgesagt.

Ach es war mir recht traurig, als ich von meinen Brüdern Abschied nehmen sollte, um wieder unter die Vernünftigen zu laufen; und wie nun die Thür des Tollhauses hinter mir in das Schloß rasselte, stand ich
[256] ganz einsam da und suchte melancholisch den Gottesacker auf, wo sie die Ophelia hingetragen hatten. O hätte ich nur mindestens einen Laertes auffinden können, um mit ihm an dem Grabe mich herumzuschlagen, denn ich hatte aus dem Tollhause einen verstärkten Haß gegen alle Vernünftige mitgebracht, die mit ihren platten nichtssagenden Physiognomien, jezt wieder um und neben mir wandelten.

Ein Reicher und ein Bettler haben den Vorzug vor anderen gewöhnlichen Menschenkindern, daß sie ihrem Hange zum Reisen vollen Lauf lassen dürfen. Der Reiche schließt sich die Herrlichkeiten der Erde mit dem goldenen Schlüssel in seiner Hand auf; der Arme hat ein Freibillet für die ganze Natur, und er kann die höchsten und schönsten Wohnungen nach Belieben beziehen; heute den Aetna, morgen die Fingalsgrotte; in dieser Woche den Sommeraufenthalt des Weisen am Genfersee, und in der
[257] folgenden die köstliche krystallene Halle des Rheinfalles,

wo statt der Deckengemälde ihm die Sonne Regenbogen über das Haupt webt, und die Natur seinen Pallast im immerwährenden Zerstören wieder aufbaut.

Zeigt mir einen König, der glänzender wohnen kann, als ein Bettler!

Ich reisete überdies mit dem Vortheile, nirgend um meine Zeche gemahnt zu werden, oder mich für die Nachtmahlzeit bei jemand anderm, als bei der alten Mutter selbst bedanken zu müssen; denn die Erde hatte noch Wurzeln in ihrem Schooße, die sie mir nicht verweigerte, und sie reichte der durstigen Lippe in der dargebotenen Felsenschaale den frischen brausenden Trank des stürzenden Wasserfalls. — Ich war recht froh und frei und haßte die Menschen nach Belieben, weil sie so klein und nichtsnutzig durch den großen Sonnentempel hinschlichen.

Einst hatte ich mich eben von meinem Lager, einem [258] duftenden blumigten Rasen, aufgerichtet, und schaute in die Morgenglut, die wie ein Geist aus dem Meere aufstieg, wobei ich, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, eine aufgegrabene Wurzel anbiß. Es gehört zur menschlichen Größe in der Nähe erhabener Gegenstände, Nebengeschäfte zu betreiben, z. B. der aufgehenden Sonne mit der Pfeife im Munde ins Antlitz zu schauen, oder während der Katastrophe einer Tragödie Makkaroni zu speisen und dergleichen; die Menschen haben es darin sehr weit gebracht.

Als ich nun so behaglich da lag, wandelte mich die Laune zu einem Monologe an, den ich folgendergestalt hielt:

„Nichts geht doch über das Lachen, und ich schlage es fast so hoch an, wie andere gebildete Leute das Weinen, obgleich sich eine Thräne leicht zu Tage fördern läßt, blos durch starkes Hinschauen auf einen Fleck, oder durch [259] mechanisches Lesen Kotzebuescher Dramen, ja zuletzt schon durch heftig anhaltendes Lachen allein. Habe ich nicht letzthin einen ziemlich abgezehrten Mann beim Anblick der aufgehenden Sonne häufig Thränen vergießen sehen, und

andere ſtanden nahe dabei und rühmten es als ein Zeichen eines gefühlvollen Gemüthes, und weinten zuletzt über den Weinenden. Nur ich trat hinzu, und fragte: Freund, rührt der Gegenſtand ſo heftig? — Nicht doch; ſagte jener, aber der Lichtſtrahl wirkt nach neuern Beobachtungen, außerdem daß er nieſen und weinen zuwege bringt, auch auf das Erzeugen; und ich war in Italien! — Ich verſtand den Mann, der der Sonne zu etwas Reellerm ins Auge ſchaute, als zum bloßen Phantaſieren. — Als ich mich lachend umdrehete, ſchalten die andern mich weinend in ſehr harten Ausdrücken; ich lachte über dieſen Kontraſt noch ſtärker, und es fehlte wenig, ſo hätten ſie mich aus Rührung geſteinigt! —

[260] Wo giebt es überhaupt ein wirkſameres Mittel jedem Hohne der Welt und ſelbſt dem Schickſale Troz zu bieten, als das Lachen? Vor dieſer ſatiriſchen Maske erſchrickt der gerüſtetſte Feind, und ſelbſt das Unglück weicht erſchrocken von mir, wenn ich es zu verlachen wage! — Was beim Teufel, iſt auch dieſe ganze Erde, nebſt ihrem empfindſamen Begleiter dem Monde, anders werth als ſie auszulachen — ja ſie hat allein darum noch einigen Werth, weil das Lachen auf ihr zu Hauſe iſt. Es war alles auf ihr ſo empfindſam und gut eingerichtet, daß es dem Teufel, der ſie einſt zum Zeitvertreibe ſich beſchaute, zum Aerger gereichte; um ſich an dem Werkmeiſter zu rächen, ſchickte er das Gelächter ab, und er wußte ſich geſchickt und unbemerkt in der Maske der Freude einzuſchleichen, die Menſchen nahmen's willig auf, bis es zuletzt die Larve abzog und als Satire ſie boshaft anſchaute. — Laßt mir nur das Lachen mein lebelang, und ich halte es hier unten aus!" —

[261] Hoho! rief es jetzt dicht an meinem Ohre, und als ich mich umdrehete, ſchaute mir ein hölzerner Hanswurſt keck und troßig ins Antlitz. „Er iſt mein Patron! ſagte ein großer Kerl, der ihn mir entgegenhielt, und neben ſich einen großen Kaſten ſtehen hatte. Er hat Talente zum Hanswurſt, und ich brauche eben einen, denn der

meinige ist mir heute verstorben. Hat er Lust, so schlage er ein; der Posten ist einträglich, und wirft mehr ab, als Wurzeln fressen!“ —

Der hölzerne Spaßmacher schaute mich dabei vertraulich an, und ich fühlte mich zu ihm hingezogen, wie zu einem Freunde. „Der Kerl ist in Venedig geschnitzt, — sagte der Puppenspieler wie zur Aufmunterung — und ich wette, er macht seine Sache besser, als irgend ein anderer; schaue er nur, er geht und steht, wie auf lebendigen Beinen, legt die Hand aufs Herz, trinkt und ißt, wenn ich am Faden ziehe, und kann lachen und weinen [262] wie ein gewöhnlicher Mensch, bloß durch einen leichten mechanischen Druck!“ —

Topp! rief ich, und nahm den Kasten auf die Schultern, und die hölzerne Gesellschaft klapperte drinnen unter dem Tragen, wie wenn sie eine französische Revoluzion zum Zeitvertreibe aufführte.

Im Wirthshause fanden wir das Theater, und schon Leute, die sichs ansehen wollten; der Direktor gab mir einen flüchtigen theoretischen Unterricht in der tragischen sowohl, wie in der komischen Kunst, auch eröffnete er mir zur Zerstreuung eine kleine Seitenthür, wo mein Vorgänger im Hanswurst auf der Streu im Leichentuche lag, und seine Rolle ausgespielt hatte; das Gesicht war recht boshaft verzogen, und jener sagte: Er ist im Lachen verstorben, wodurch er sich hinter der Bühne einen Stickfluß zuzog! —

Ein schöner Tod! erwiederte ich, und wir machten uns nun bereit die hölzerne Truppe zu dirigiren. Mein Gefährte hatte große Force in den Liebhabern und Liebhaberinnen, wovon er diese durch die Fistel sprach. [263] Mein Hauptfach dagegen war der Hanswurst, doch hatte ich auch nebenzu die Könige zu besorgen. Als der Vorhang fiel, umarmte mich der Mann feurig, und sagte daß ich meinem Posten Ehre mache.

Wie theuer einem indeß das Dirigiren zu stehen kommen kann, das hatten wir Gelegenheit auch unter

Marionetten zu erfahren; die Sache trug sich folgendergestalt zu:

Wir hatten unsere Bühne in einem kleinen deutschen Dorfe, nahe an der französischen Grenze, aufgeschlagen. Sie gaben drüben grade die große Tragikomödie, in der ein König unglücklich debütirte, und der Hanswurst, als Freiheit und Gleichheit, lustig Menschenköpfe, statt der Schellen, schüttelte. — Wir hatten den unglücklichen Einfall
84] den Holofernes auf das Theater zu bringen, und erhizten dadurch die zuschauenden Bauern so heftig, daß sie die Bühne erstürmten, unter den Schauspielerinnen uns die Judith entführten, und mit ihr und dem abgeschlagenen hölzernen Haupte des Holofernes geradesweges vor das Haus des Schulzen zogen, und nicht weniger als seinen Kopf von ihm forderten. Das in Anspruch genommene Haupt erblaßte, als die Rebellen ihm das blutige hölzerne entgegenhielten, und weil die Sache mir immer bedenklicher schien, so suchte ich ihr rasch eine andere Wendung zu geben. Ich bemächtigte mich des Holofernes kopfes, sprang auf einen Stein, und suchte in der Angst folgende Rede zu Stande zu bringen:

„Lieben Landleute!"

„Schaut dieses hölzerne blutige Königshaupt an, das ich hier hoch emporhalte. Es wurde, als es noch auf dem Rumpfe saß, durch diesen Drath regiert, den Drath
265] regierte wieder meine Hand, und so fort bis ins Geheimnißvolle, wo das Regiment nicht mehr zu bestimmen ist. Dieses Haupt ist ein königliches, ich aber, der an dem Drathe zog, daß es so oder so nickte, oder schüttelte, bin ein ganz gewöhnlicher Kerl, und komme im Staate in gar keine Betrachtung. Wie könntet ihr euch also wohl gegen diesen Holofernes erzürnen, wenn er nickte, oder schüttelte wie ich es wollte? — Ich denke ihr findet meine Rede vernünftig, Landleute! — Doch aber scheint der Zorn über dieses hölzerne Haupt, sich bestimmt auf das Haupt eures Schulzen übertragen zu haben — und das finde ich unbillig. — Ich will mich bildlich aus-

zudrücken suchen: Mein Holofernes spielt nicht nach eurem Willen; wohlan, so schlagt mich, den gemeinen Kerl, auf die Hände, daß mein Minister, der Drath den ich anziehe, eine andere Richtung bekommt, und durch diese wieder der Königskopf anmuthiger und verständiger nicke oder schüttele. Was hat euch dieser arme Kopf gethan, daß [266] ihr so mit ihm umspringt; er ist das mechanischste Ding auf der Welt und es wohnt nicht einmal ein Gedanke in ihm. Fordert doch von diesem Kopfe keine Freiheit, da er selbst nichts Analoges davon in sich enthält. — Auch ist es ein mißliches Ding um das, was ihr Freiheit scheltet, ist es doch nicht das Marionettenspiel allein, was ihr heute gesehen habt, wo dem hölzernen Könige der Kopf ohne weiteren Erfolg vom Rumpfe geschlagen wird, sondern ich habe dergleichen von noch fehlerhafterer Natur in meinem Kasten, wo der Dichter dem Stoffe nicht gewachsen war, und er nach Art politischer Poeten, die Republick an der er dichtete, zu einer Despotie verpfuschte. Ich kann dergleichen vor euch aufführen! — Unrecht bleibt es auch immer solche widernatürliche Strafen zu exerziren, als z. B. da auf das Köpfen zu bestehen, wo sich kein Kopf vorfindet, denn dieser hölzerne ist nur blos für das Auge da, und zum Glücke verstehe ich es, ihn wieder auf den Rumpf zu sezen, was nicht in jedem [267] ähnlichen Falle glücken dürfte. Und wehe meinen armen Marionetten, wenn es einmal einem wirklichen Kopfe einfiele, den hölzernen hier in meiner Hand ersetzen zu wollen, und jener nun auf seine Weise nickte und schüttelte, und den Drath ganz abrisse — da könnte eine Posse sich leicht zu einer ernsten Tragödie revolutioniren! — Ich denke, ich habe genug gesagt, Landleute!“ —

Die Menschheit ist im Ganzen, wenn sie nicht grade an fixen Ideen leidet, eine ehrliche einfältige Haut, und sie findet sich leicht in das Entgegengesezteste; ja ich glaube sie kann sich, wenn sie heute ein leichtes Band, das sie fesselte, zerrissen hat, morgen mit eben dem Enthusiasmus in Ketten werfen lassen. Einer der droben zuschaut, muß

mit dem Volke Mitleid haben. So gaben auch heute meine Bauern das Revoluzioniren gutmüthig wieder auf,
[268] und ließen dagegen ihren Schulzen hochleben; leider nur verwandelte sich diese Freude der lebenden Akteurs in bitteres Leid für meine hölzernen.

Wir Direktoren erwachten nämlich in der folgenden Nacht von einem anhaltenden Geräusche, das vom Theater her erschallte; anfangs schoben wir es auf Rollenneid, oder eine unter der Truppe ausgebrochene Kabale, als wir uns aber näher zu unterrichten suchten, fanden wir unten den Schulzen, dem ich eben das Haupt wieder auf dem Rumpfe befestigt hatte, mit dem Holofernes in der Hand, und von Gerichtsdienern begleitet, die die ganze Truppe im Namen des Staates zu Gefangenen machten, weil man sie für politisch gefährlich erklärte. Alle meine Einreden waren vergeblich, und sie zogen vor meinen Augen mehrere Könige und Herren, als den Salomo, Herodes, David, Alexander u. s. w. aus dem Kasten um sie fortzuschleppen. So inkonsequent verfährt der Staat
[269] gegen seine eigenen Repräsentanten! — Der lezte Mann war mein Hanswurst; ich erniedrigte mich für ihn fast zu Bitten — allein man that mir kund, daß durch ein strenges Zensuredikt alle Satire im Staate ohne Ausnahme verboten sei, und man sie schon zum voraus in den Köpfen konfiscire. Mit Mühe erhielt ich es nur auf einen Augenblick noch mit ihm abseits zu treten; ich nahm ihn mit mir hinter einer Koulisse, und hier in der Einsamkeit drückte ich unbelauscht seinen hölzernen Mund an den meinigen und vergoß die zweite Thräne, denn er war außer Ophelia das einzige Wesen, das ich in der Welt wahrhaftig geliebt hatte. —

Mein Mitdirektor ging den ganzen darauf folgenden Tag wie ein Träumender umher, und am Abende fand man ihn, weil er die angesagte Tragikomödie nicht schuldig bleiben wollte, auf der Bühne an einer Wolke erhängt.

So traurig endete auch dieses Unternehmen, und ich

suchte nun endlich mit Ernst, von den Mühseligkeiten des [270]
Lebens ermüdet, mich unter den Menschen um einen
soliden Posten zu bewerben. Es geht doch nichts auf
Erden über das Bewußtsein nützlich zu sein und einen
festen Gehalt zu genießen; — der Mensch ist nicht
Kosmopolit allein, er ist auch Staatsbürger! — Das
Nachtwächteramt war eben vakant geworden, und ich
glaubte mich allenfalls tüchtig ihm mit Ehre vorzustehen.
Die Welt ist jezt sehr gebildet und man fordert mit Recht
große Talente von jedem einzelnen Bürger. —

Wohl dem der Konnexionen hat — es gelang mir
bei dem Diener des Ministers Zutritt zu erhalten, er
hatte grade seine gute Stunde, und empfahl mich seinem
Herrn; so wurde ich die Staatsleiter immer höher ge-
hoben und ging aus einer Hand in die andere, bis zur
obersten Sprosse, wo ich einen Fußfall wagte, und man
mir gnädig Hoffnung zum Nachtwächter machte. — Eine
nähere Prüfung in der ich darthun mußte, ob ich theils [271]
einen gemäßigten Vortrag besäße, um den Monarchen
wenn er schliefe nicht aus dem Schlafe zu wecken, theils
aber auch einen angenehmen und gebildeten, um in schlaf-
losen Nächten seinen musikalischen Sinn nicht zu beleidigen,
fiel nicht ganz unglücklich aus, und ich hatte die Freude
mich, nachdem mir vorher noch weiteres Studium an-
gelegentlich empfohlen war, als Nachtwächter angestellt
zu sehen.

Ich wünschte dieses Ultimatum und Hogarthsche Schwanzstück meiner Nachtwachen, recht deutlich vor Jedermanns Augen ausmahlen zu können; leider aber fehlen mir die Farben in der Nacht dazu, und ich kann nichts als Schatten und luftige Nebelbilder vor dem Glase meiner magischen Laterne hinfliehen lassen.

Wenn ich in der Laune bin Könige und Bettler in eine recht lustige brüderliche Gesellschaft zusammenzustellen,
[273] so wandle ich auf dem Kirchhofe über ihre Gräber hin, und denke sie mir, wie sie da unten im Boden friedlich neben einander liegen, im Stande der größten Freiheit und Gleichheit, und nur in ihrem Schlafe satirische Träume haben, und hämisch aus den Augenhölen grinsen. Unten sind sie Brüder, nur oben aus dem Rasen ragt höchstens noch ein moosigter Stein herauf, woran die alten zerschlagenen Wappen des Großen hängen, indeß auf dem Grabe des Bettlers nur eine wilde Blume sproßt, oder eine Nessel. —

Ich besuchte auch in dieser Nacht meinen Lieblingsort, dieses Vorstadtstheater, wo der Tod dirigirt, und tolle poetische Possen als Nachspiele hinter den prosaischen Dramen aufführt, die auf dem Hof- und Welttheater dargestellt werden. Es war eine schwüle drückende Luft, und der Mond schaute nur heimlich zu den Gräbern herab, und blaue Blize flogen dann und wann an ihm
[274] vorüber. Ein Poet meinte, die zweite Welt lausche in die untenliegende herunter — ich hielt es nur für

äffenden Wiederhall und matten täuschenden Lichtschein, der noch eine Weile dem versunkenen Leben nachgaukelt; wie der abgestorbene faulende Baum noch eine Zeitlang des Nachts zu glänzen scheint, bis er ganz in Staub zerfällt. —

Ich war unwillkührlich an dem Denkmale eines Alchymisten stehen geblieben; ein alter kräftiger Kopf starrte aus dem Steine hervor, und unverständliche Zeichen aus der Kabbala waren die Inschrift.

Der Poet trieb sich eine Zeitlang unter den Gräbern herum, und besprach sich abwechselnd mit auf dem Boden liegenden Schädeln, um sich in Feuer zu setzen, wie er sagte; mir wurde es langweilig, und ich schlief darüber am Denkmale ein.

Da hörte ich im Schlafe das Gewitter aufsteigen, und der Poet wollte den Donner in Musik sezen und [275] Worte dazu dichten, aber die Töne ordneten sich nicht und die Worte schienen zu zersprengen und in einzelnen unverständlichen Sylben durcheinander zu fliehen. Dem Poeten stand der Schweiß auf der Stirne, weil er keinen Verstand in sein Naturgedicht bringen konnte — der Narr hatte das Dichten bisher nur auf dem Papiere versucht.

Der Traum verwickelte sich immer tiefer. Der Poet hatte sein Blatt von neuem ergriffen und versuchte zu schreiben; zur Unterlage diente ihm ein Schädel — er begann wirklich und ich sah den Titel vollendet:

Gedicht über die Unsterblichkeit.

Der Schädel grinsete tückisch unter dem Blatte, der Poet hatte kein Arg daraus, und schrieb den Eingang zum Gedichte, worin er die Phantasie anrief ihm zu diktiren. Darauf hub er mit einem grausenden Gemälde des Todes [276] an, um zulezt die Unsterblichkeit desto glänzender hervorführen zu können, wie den hellen strahlenden Sonnenaufgang nach der tiefsten dunkelsten Nacht. Er war ganz in seine Phantasieen vertieft und bemerkte es nicht, daß

sich um ihn her alle Gräber geöffnet hatten, und die Schläfer unten boshaft lächelten, doch ohne sich zu bewegen. Jezt stand er am Uebergange und fing an die Posaunen zu blasen und viele Zurüstungen zum jüngsten Tage zu machen. Eben war er im Begriffe alle Todte zu erwecken, da schien es als ob etwas Unsichtbares seine Hand hielte, und er blickte verwundert auf — und unten in den Schlafkammern lagen sie noch alle still und lächelten, und niemand wollte erwachen. Schnell ergriff er die Feder von neuem und rief heftiger und sezte eine starke Begleitung von Donner und Posaunenschall zu seiner Stimme — umsonst, sie schüttelten nur alle unmuthig unten und wandten sich auf die andere Seite von ihm
277] weg, um ruhiger zu schlafen und ihm die nackten Hinterköpfe zu zeigen. — „Wie, ist denn kein Gott!“ rief er wild aus, und das Echo gab ihm das Wort „Gott!“ laut und vernehmlich zurück. Jezt stand er ganz einfältig da und käuete an der Feder. „Der Teufel hat das Echo erschaffen!“ sagte er zulezt — „Weiß man doch nicht zu unterscheiden ob es bloß äfft, oder ob wirklich geredet wird!“ —

Er sezte noch einmal rasch an, doch die Schriftzüge kamen nicht zum Vorscheine; da steckte er abgespannt und fast gleichmüthig die Feder hinter das Ohr und sagte monoton: „Die Unsterblichkeit ist widerspänstig, die Verleger zahlen bogenweis und die Honorare sind heuer sehr schmal; da wirst dergleichen Schreiberei nichts ab, und ich will mich wieder in die Dramen werfen!“ —

Ich erwachte bei diesen Worten, und mit dem Traume
278] war auch der Poet vom Kirchhofe verschwunden; aber an meiner Seite saß ein braunes Böhmerweib und schien aufmerksam in meinen Gesichtszügen zu lesen. Ich erschrack fast vor der großen gigantischen Gestalt, und vor dem dunkeln Antlize, in das ein seltsam barokkes Leben mit eben so grellen Zügen niedergeschrieben schien. „Gieb mir die Hand, Blanker!“ sagte sie geheimnißvoll, und ich reichte sie ihr unwillkührlich hin.

Je stärker und sicherer der Mensch sich selbst gefaßt hält, um so läppischer erscheint ihm alles Geheimnißvolle und Wunderbare, vom Freimaurerorden an, bis zu den Mysterien einer zweiten Welt. Ich schauderte heute zum erstenmale etwas, denn das Weib las aus meiner Hand mein ganzes voriges Leben, wie aus einem Buche mir vor, bis hin zu dem Augenblicke, wo ich als ein Schaz gehoben wurde (S. die vierte Nachtwache). Darauf sagte sie: „Sollst auch deinen Vater sehen, Blanker; schau dich um, er steht hinter dir!“ — Ich wandte mich rasch — [27] und der ernste steinerne Kopf des Alchymisten blickte mich starr an. Sie legte die Hand auf ihn und sagte sonderbar lächelnd: „Der ist's! und ich bin die Mutter!“ —

Das gab eine tolle rührende Familienscene — die braune Zigeunermutter und der steinerne Vater, der halb aus der Erde hervorragte, als wollte er den Sohn halsen und an die kalte Brust drücken. Um die Familiengruppe zu runden umarmte ich beide, und als ich so mitten inne saß, erzählte das Weib im Bänkelsängervortrage:

„Es war in der Christnacht, als dein Vater den Teufel bannen wollte — er las aus dem Buche, und ich leuchtete dazu mit drei besprochenen Kerzen — unter dem Boden lief es hin, wie wenn die Erde Wellen schlüge, und das Licht brannte blau. Wir hielten jezt an der Stelle, wo dem Himmel entsagt und der Hölle geschworen wird, und blickten uns eine Weile schweigend an. Es ist zur Abwechselung! sagte dann dieser Steinerne und las die Stelle laut und vernehmlich — zwischen uns lachte es leise, wir lachten laut mit, um nicht albern dazustehen. Nun fing es an in der Nacht um uns her sein Wesen zu treiben, und wir merkten, daß wir nicht allein waren. Ich schmiegte mich in dem gezogenen Kreise dicht an deinen Vater, wir berührten zufällig das Zeichen des Erdgeistes, und wurden warm beisammen. Als der Teufel erschien, erblickten wir ihn nur noch mit halb geöffneten

Augen — es war grade der Moment in dem du entstandest! — Jener war recht bei Laune und erbot sich Pathenstelle zu vertreten; er mochte ein angenehmer Mann in seinen besten Jahren sein, und ich erstaune über die Aehnlichkeit, die du mit ihm hast; nur siehst du finsterer aus, was du dir noch abgewöhnen dürftest. Als du geboren wurdest, hatte ich soviel Gewissenhaftigkeit dich in
[281] christliche Hände zu übergeben, und spielte dich darum jenem Schazgräber zu, der dich erzog. — Das ist deine Familiengeschichte, Blanker!" —

Welch ein helles Licht nach dieser Rede in mir aufging, das können sich nur Psychologen vorstellen; der Schlüssel zu meinem Selbst war mir gereicht, und ich öffnete zum erstenmale mit Erstaunen und heimlichem Schauder die lang verschlossene Thür — da sah es aus wie in Blaubarts Kammer, und es hätte mich erwürgt, wäre ich minder furchtlos gewesen. Es war ein gefährlicher psychologischer Schlüssel!

Ich möchte mich selbst, wie ich bin, geschickten Psychologen zur Secirung und Anatomirung vorlegen, um zu sehen ob sie das aus mir herauslesen würden, was ich jezt wirklich las — dieser Zweifel soll übrigens der Wissenschaft selbst nicht zu nahe treten, die ich wahrlich hoch schäze, weil sie es sich nicht verdrießen läßt an einen
[282] so hypothetischen Gegenstand, als die Seele ist, Zeit und Mühe zu verschwenden.

Ich mochte einige von den Betrachtungen, die ich über mich selbst in diesem Augenblicke gemacht hatte, laut geäußert haben, denn die Zigeunerin sprach wie ein Orakel: „Es ist größer die Welt zu hassen, als sie zu lieben; wer liebt begehrt, wer haßt, ist sich selbst genug und bedarf nichts weiter als seinen Haß in der Brust und keinen dritten!"

Die Worte dienten ihr zur Parole, und ich erkannte durch sie, daß sie zu meiner Familie gehöre. — Nach einer Weile sagte sie ganz heimlich: „Ich möchte den Alten da unten in seinem lezten chemischen Prozesse, den

er mit sich selbst anstellt, wohl noch einmal sehen; er liegt schon lange im Boden — ob wohl noch was von ihm übrig ist? — Wir wollen's doch anschauen!" — Nach diesen Worten schlich sie über Schädel und Todtenknochen hin nach dem Gebeinhause, kehrte mit Schaufel [283] und Hacke zurück und grub sich still und geheimnißvoll in die Erde.

Ich ließ sie bei der sonderbaren Arbeit allein, denn drüben wandelte einer mit vielen Ausbeugungen und Krümmungen um die Gräber hin, wie wenn er ihm im Wege stehenden Gestalten ausweiche; oft schien er zu lächeln, oft aber wandte er sich erschrocken und zitternd ab, und floh einige Schritte, bis er wieder vor einem neuen Gegenstande zurückzubeben schien. — Als ich ihm nahe war, faßte er meine Hand, und sagte tiefaufathmend: „Gottlob ein Lebender! Begleite mich nur bis zu jenem Grabe!" — Ich hielts für Wahnsinn und schritt mit ihm fort, um das Ende zu erwarten, oft drängte er mich, wenn ich einem Grabe zu nahe kam zurück, daß ich die Luft darüber nicht berühren sollte, zulezt aber schien er mehr Muth zu fassen, und ruhte eine Weile zwischen drei großen Monumenten aus; es waren umgestürzte Säulen, und an den Tafeln standen die Namen verstorbener [284] Fürsten.

„Hier können wir etwas verziehen; sagte er, denn über den Gräbern steht nichts als Stein und Denkmal, und drunten im Boden mag höchstens noch eine Handvoll Staub, neben den Kronen und Zeptern zu finden sein; solche große Herren vergehen schnell, weil sie im Ueberflusse genießen und schon im Leben eine große Masse erdigter Theile in sich aufnehmen."

Ich sah ihn erstaunt an, da fuhr er fort: „Ihr haltet mich wohl gar für toll; aber darin irrt Ihr! Ich betrete diese Orte nicht gern, denn ich habe einen wunderbaren Sinn mit auf die Welt gebracht, und erblicke wider meinen Willen auf Gräbern die darunter liegenden Todten mehr oder minder deutlich, nach den Graden ihrer Ver-

[285] weſung*). So lange der Verſtorbene unten noch unverſehrt iſt, ſo lange ſteht für mich ſeine Geſtalt deutlich über der Gruft, und nur wenn der Körper ſich mehr und mehr auflöſt, verliert ſich auch das Bild in Schatten und Nebel, und verfliegt zulezt ganz wenn das Grab leer iſt. — Die weite Erde iſt zwar ein einziger Gottesacker, aber die Geſtalten der Verweſeten nehmen eine freundlichere Geſtalt an und blühen als ſchöne Blumen wieder auf; — hier aber ſtehen ſie noch alle deutlich umher und blicken mich an, daß ich erſchrocken vor ihnen zurückweiche. Nichts ſollte mich auch bewegen dieſe Stätte zu betreten, wenn mich nicht eine Schäferſtunde hier erwartete!" —

„Da hätte Euer Liebchen auch einen freundlichern Ort für Euch erwählen ſollen!" ſagte ich unwillig über ſeine unbekannte Schöne, als er eine Weile inne hielt.

„Sie iſt dazu gezwungen!" antwortete er. — Denn ſie hat hier ihre Wohnung aufgeſchlagen!"

[286] Jezt begriff ichs und verſtand ihn, als er auf ein fernes Grab deutete — „Dort unten ruht ſie — ſie ſtarb in der Blüthe, und ich kann nur hier nach ihrem Brautbette wandeln. Sie lächelt mir ſchon aus der Ferne entgegen, und ich muß eilen; denn ſeit einiger Zeit wird die Geſtalt immer luſtiger, und nur das Lächeln um die Lippen iſt noch ganz deutlich." —

„Das iſt doch mindeſtens einmal eine etwas ungewöhnliche Liebſchaft, die ich erlebe, — ſezte ich hinzu — übrigens iſt auf der Erde nichts langweiliger als ein Verliebter!" —

Wir wandelten jezt weiter fort, und er entwarf mir im Gehen noch flüchtig einige Skizzen von den Inhabern der Wohnungen an denen wir vorbei mußten.

„Dort hat ſich ein Hofnarr noch gut gehalten, er ſteht vollkommen da, bis auf den Spott und die Satire

*) Ein Beiſpiel dieſer originellen Geiſterſeherei findet ſich, wenn ich nicht irre, in Moritz Magazin der Erfahrungsſeelenkunde.

in seinen Minen. — Hier harrt ein Poet der Auferstehung [237]
entgegen, aber von ihm selbst ist nur wenig noch dazu
vorhanden, denn ich sehe blos leichten Duft, und muß die
Phantasie anstrengen, etwas Gescheutes hineinzufinden. —
Da erblicke ich eine Mutter mit dem Kinde an der Brust,
und beide lächeln! — (Es erschütterte mich, denn es war
grade das Grab der Ophelia!) — Hier liegen ein
Finanzier und ein Politiker beisammen, aber an beiden
ist schon vieles defekt. — Jenes soll das Grab eines
berühmten Geizhalses sein, er hält noch mit der schon
verschwindenden Hand den Zipfel seines Leichentuches
fest!" —

Jetzt waren wir zur Stelle, und er bat mich ihn
zu verlassen; aus der Ferne sah ich nur noch wie er die
Luft umarmte und heiße Küsse ausströmte — es war
eine recht seltsame Schäferstunde! — —

Indeß hatte die Wahrsagerin das Grab des Vaters
gesprengt, und der morsche Sarg hob sich aus dem Boden; [238]
neugierig gleitete das Mondlicht an den halb verwitterten
Schildern und Verzierungen hinab, und das Kruzifix auf
dem Deckel blinkte hell und weiß. Mir war doch un-
gewöhnlich zu Muthe, als die alte graue Vergangenheit
noch einmal sich in der Gegenwart umsah, und die lezte
Wiege des Vaters, die ihn in den langen Schlummer
wiegte, heraufstieg. Ich zögerte den Deckel zu heben,
und redete in der Pause, um mir selbst Muth zu machen,
einen Wurm an, den ich ergriff, als er sich eben bei dem
Sarge aus dem Boden wühlte:

„Außer den Favoriten und Günstlingen der Großen
und Herren, giebt es nur noch ein Völkchen, das es sich
recht eigentlich an den Brüsten der Majestät wohl sein
läßt; und zu diesen gehörst du, Minirer! Der König er-
nährt sich von dem Marke seines Landes, und du dich
wieder von dem Könige selbst, um die verstorbene Majestät,
wie Hamlet sagt, nach einer Reise durch drei oder vier [239]
Magen, wieder in den Schooß, oder mindestens in den
Bauch ihrer getreuen Unterthanen zu führen. An dem

Gehirne wie vieler Könige und Fürsten haſt du dich gemäſtet, du fetter Schmarozer, bis du zu dieſem Grade von Wohlbeleibtheit gekommen biſt? Den Idealismus wie vieler Philoſophen haſt du auf dieſen deinen Realismus zurückgeführt? Du biſt ein unwiderlegbarer Beleg für die reelle Nüzlichkeit der Ideen, da du dich an der Weisheit ſo mancher Köpfe wacker gemäſtet haſt. — Dir iſt nichts mehr heilig, weder Schönheit noch Häßlichkeit, weder Tugend noch Laſter; alles umwindeſt du Laokoons Schlange, und beurkundeſt deine intenſive Erhabenheit an dem ganzen Menſchengeſchlechte. Wo iſt jezt das Auge das ſo bezaubernd lächelte, oder ſo drohend gebot — Du Satiriker ſizeſt allein in der leeren Knochenhöle und ſchaueſt frech und boshaft um dich, und machſt das Haupt zu deiner Wohnung, und zu etwas noch ſchlechterm, in dem ſonſt die Plane eines Cäſar und Alexander geboren wurden. Was iſt nun dieſer Pallaſt, der eine ganze Welt und einen Himmel in ſich ſchließt, dieſes Feenſchloß, in dem der Liebe Wunder bezaubernd gaukeln; dieſer Mikrokosmus, in dem alles was groß und herrlich, und alles Schreckliche und Furchtbare im Keime nebeneinander liegt, der Tempel gebar und Götter, Inquiſitionen und Teufel; dieſes Schwanzſtück der Schöpfung — das Menſchenhaupt! — — die Behauſung eines Wurmes. — O was iſt die Welt, wenn dasjenige was ſie dachte nichts iſt und alles darin nur vorüberfliegende Phantaſie! — Was ſind die Phantaſieen der Erde, der Frühling und die Blumen, wenn die Phantaſie in dieſem kleinen Rund verweht, wenn hier im innern Pantheon alle Götter von ihren Fußgeſtellen ſtürzen, und Würmer und Verweſung einziehen. O rühmt mir nichts von der Selbſtſtändigkeit des Geiſtes — hier liegt ſeine zerſchlagene Werkſtatt, und die tauſend Fäden, womit er das Gewebe der Welt webte, ſind alle zerriſſen, und die Welt mit ihnen. — — Auch der Alte hier in ſeiner Kammer wird ſchon ſeine Theaterkleider abgeworfen haben, und dieſer boshafte Bube, in meiner Hand, kommt vielleicht eben

von dem Kehraus, dem er hier in der väterlichen Behausung beigewohnt hat; — doch mag's sein — ich will ergrimmt in das Nichts schauen, und Brüderschaft mit ihm machen, damit ich keine menschlichen Reste mehr verspüre, wenn es auch mich zulezt ergreift!" —

Ich war jezt stark und wild genug den Deckel zu heben, ob ich gleich fühlte, daß dieser Grimm und Zorn, wie Alles übrige, auch mit zum Nichts gehöre. —

Wie seltsam — als das stille Schlafkämmerchen sich aufthat, in dem ich keinen Schläfer mehr erwartete, lag er noch unversehrt auf dem Kissen, mit blassem ernsten Gesichte und schwarzen krausen Haaren um Schläfe und [292 Stirn; es war noch die abgeformte Büste vom Leben, die hier in dem unterirdischen Museum des Todes zur Seltenheit aufbewahrt wurde, und der alte Schwarzkünstler schien dem Nichts Troz bieten zu wollen.

„So sah er aus, als er den Teufel bannte!" sagte die Wahrsagerin — „Nur haben sie ihm nachher die Hände gefaltet, daß er hier unten wider Willen beten muß!" — — „Und warum betet er denn?" fragte ich zornig — „da drüben über uns im Himmelssee funkeln und schwimmen zwar unzählige Sterne, aber wenn es Welten sind, wie viele kluge Köpfe behaupten, so giebt es auch Schädel auf ihnen und Würmer, wie hier unten; das geht so fort durch die ganze Unermeßlichkeit, und der Baseler Todtentanz wird dadurch nur um so lustiger und wilder und der Ballsaal größer. — O wie sie alle, die auf den Gräbern umherlaufen, und auf einer tausendfach geschichteten Lava vergangener Geschlechter — wie sie alle [293 nach Liebe wimmern, und nach einem großen Herzen über den Wolken, woran sie mit allen ihren Erden einst ruhen können! Wimmert nicht länger — diese Myriaden von Welten saußen in allen ihren Himmeln nur durch eine gigantische Naturkraft, und diese schreckliche Gebärerin, die alles und sich selbst mit geboren hat, hat kein Herz in der eigenen Brust, sondern formt nur kleine zum Zeitvertreib, die sie umher vertheilt — haltet euch an diese,

und liebt und girrt so lange diese Herzen noch zusammenhalten! — Ich will nicht lieben, und recht kalt und starr bleiben, um wo möglich dazu lachen zu können, wenn die Riesenhand auch mich zerdrückt!“ —

„Der alte Schwarzkünstler scheint zu meiner Rede zu lachen! Weißt du es etwa besser, Teufelsbanner — und steigt über diesem zertrümmerten Pantheon ein neues
[294] herrlicheres auf, das in die Wolken reicht, und in dem sich die kolossalen ringsumher dasizenden Götter wirklich aufrichten können, ohne sich an der niedern Decke die Köpfe zu zerstoßen — — wenn es wahr wäre, so möchte es zu rühmen sein, und es dürfte schon die Mühe verlohnen zu zu schauen, wie mancher unermeßliche Geist auch seinen unermeßlichen Spielraum erhielte, und nicht mehr zu würgen brauchte und zu hassen, um groß zu sein, sondern frei in die Himmel emporsteigen könnte, um dort sein strahlendes Gefieder auszubreiten. — Der Gedanke könnte mich fast erhizen! — Nur alle dürften sie mir nicht erstehen wollen; alle nicht! — Was wollten so viele Pygmäen und Krüppel in dem großen herrlichen Pantheon, in dem nur die Schönheit thronen soll, und die Götter! O man schämt sich dieser Gesellschaft ja oft genug schon auf Erden, wie könnte man den Himmel mit ihnen gemeinschaftlich theilen! — Nur ihr mögt euch aus dem Schlummer erheben, ihr großen königlichen Häupter,
[295] die ihr mit den Diademen in der Weltgeschichte erscheint, und ihr begeisterten Sänger, die ihr von den Königlichen entzückt redet und sie verherrlicht! Die andern mögen ruhig schlafen und recht sanft, auch angenehme Träume haben, die gönne ich ihnen von Herzen!“ —

„Mit dir, alter Alchymist, möchte ich den Weg schon antreten; nur betteln sollst du mir nicht um den Himmel — nicht betteln — lieber ertroze ihn, wenn du Kraft hast. Die stürzenden Titanen sind mehr werth, als ein ganzer Erdball voll Heuchler, die sich ins Pantheon durch ein wenig Moral und so und so zusammengehaltene Tugend schleichen möchten! Laß uns dem Riesen der

zweiten Welt gerüstet entgegengehen; denn nur wenn wir unsere Fahne dort aufpflanzen, sind wir es werth dort zu wohnen! — Laß das Betteln; ich reiße dir die Hände mit Gewalt auseinander!“ — —

„Wehe! Was ist das — bist auch du nur eine Maske und betrügst mich? — Ich sehe dich nicht mehr [296] Vater — wo bist du? — Bei der Berührung zerfällt alles in Asche, und nur auf dem Boden liegt noch eine Handvoll Staub, und ein paar genährte Würmer schleichen sich heimlich weg, wie moralische Leichenredner, die sich beim Trauermahle übernommen haben. Ich streue diese Handvoll väterlichen Staub in die Lüfte und es bleibt — Nichts!“

„Drüben auf dem Grabe steht noch der Geisterseher und umarmt Nichts!“

„Und der Wiederhall im Gebeinhause ruft zum leztenmale — Nichts! —

Inhalt.

Seite

Erste Nachtwache.

Der sterbende Freigeist 1

Zweite Nachtwache.

Die Erscheinung des Teufels 12

Dritte Nachtwache.

Rede des steinernen Crispinus über das Kapitel dea dulteriis 24

Vierte Nachtwache.

Holzschnitte; nebst dem Leben eines Wahnsinnigen als Marionettenspiel 44

Fünfte Nachtwache.

Die Brüder 78

Sechste Nachtwache.

Das Weltgericht 93

Siebente Nachtwache.

Selbstportraitiren. — Leichenrede am Geburtstage eines Kindes. — Der Bänkelsänger. — Injurienklage . . 111

Achte Nachtwache.

Des Dichters Himmelfahrt. — Absagebrief an das Leben. — Prolog des Hanswurstes zu der Tragödie: der Mensch 130

Neunte Nachtwache.

Das Tollhaus. — Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers. — Der vernünftige Narr 153

Seite

Zehnte Nachtwache.

Die Winternacht. — Der Traum der Liebe. — Die weiße und die rothe Braut. — Das Begräbniß der Nonne. — Lauf durch die musikalische Tonleiter 174

Eilfte Nachtwache.

Ahnungen eines Blindgebornen. — Das Gelübde. — Der erste Sonnenaufgang 192

Zwölfte Nachtwache.

Der Sonnenadler. — Die unsterbliche Perücke. — Der falsche Haarzopf. — Apologie des Lebens. — Der Komödiant 201

Dreizehnte Nachtwache.

Dithyrambus über den Frühling. — Der Titel ohne das Buch. — Das Invalidenhaus der Götter. — Der Hintere des Venus 217

Vierzehnte Nachtwache.

Die Liebe zweier Narren 230

Funfzehnte Nachtwache.

Das Marionettentheater 255

Sechszehnte Nachtwache.

Das Böhmerweib.. — Der Geisterseher. — Das Grab des Vaters 272

Anhang.

Zeitung für die elegante Welt. No. 37. Dienstag, 26. März 1805.

[Sp. 294.]

Des Teufels Taschenbuch.*)

Einleitung.

Meine Brüder! (ich rede die Teufel an) es gibt auch außer unserm eigenthümlichen Reiche noch manches Interessante, und die Erde selbst wirft ein Uebriges aus, was in moralischer oder ästhetischer Hinsicht für einen Teufel leicht von Wichtigkeit seyn dürfte. Einseitigkeit ist das Grab der Bildung; schaut euch nur unter den Menschen um, wie sie alle nach Universalität jagen, wie kein Schuster mehr bei seinem Leisten bleibt, jedweder Hofschneider nebenzu auch zum Staatsschneider sich auszubilden sucht, wie alles auf der Erde im Treiben und Jagen begriffen ist, jeder Einzelne alle Hände voll zu thun hat, die Füße und den Kopf nicht ausgeschlossen, um möglichst das Ganze

*) Man hat sich in den Taschenbüchern bereits dergestalt erschöpft, indem es außer den historischen, poetischen und dergleichen schlechthin, noch eine Menge für das weibliche Geschlecht, für die elegante Welt u. s. w. u. s. w. gibt, daß es in der That nothwendig scheint, mit dem Publikum zu wechseln, weshalb denn diesem Teufels Taschenbuche, welches zur Ostermesse erscheinen wird, hier eine flüchtige Erwähnung eingeräumt ist.

Bonaventura.

zu repräsentiren. — Soll denn der Teufel allein in dieser Universalität zurückbleiben? — Beim Teufel, nein! [295]

Doch aber ist es bis jetzt mit unserer wissenschaftlichen Bildung schlecht bestellt, zu einer schönen Literatur, in dem Sinne, wie Schlegel davon redet, ist noch gar kein Anfang gemacht, eben so wenig wie zu einer häßlichen; denn ich bin zweifelhaft, ob wir vermöge unserer individuellen ästhetischen Anlagen zu der erstern überhaupt tendiren können. — Gesteht es, meine Brüder, wir sind im Ganzen ziemlich zurück, weshalb uns die Menschen denn auch nicht sonderlich mehr fürchten oder achten und selbst auf unsere Kosten Sprüchwörter einzuführen wagen — als dummer Teufel! armer Teufel! u. dgl.

Laßt uns diesen Schimpf von uns abzuwälzen versuchen, und zu dem Ende mindestens einige Versuche im Aesthetischen oder Antiästhetischen anstellen. Ich zweifle mit Jean Paul, daß uns das erste sonderlich glücken wird, obgleich dieser Schriftsteller (den ich deshalb besonders schätze, weil er auch für uns ein Uebriges in seiner poetischen Schatzkammer niedergelegt hat, und neben dem goldführenden Strome, den er durch das Paradies zieht, wie Dante auch einen siedenden schwarzen Styx und Phlegeton in die Unterwelt hinabbrausen läßt;) uns allerdings einen großen Humor zugesteht, und nur unser Lachen zu peinigend findet, was sich indeß mit dem Karakter des Teufels sehr wohl verträgt. —

Wir wollen deshalb von diesem peinigenden Lachen einiges in literarischer Hinsicht auswerfen, und ich kündige zu dem Ende mein Taschenbuch an, das das erste ursprünglich für Teufel bestimmte ist, bei dem ich aber auch den geheimen Wunsch hege, daß es sich, obgleich eine verbotene Waare, glücklich durch die literarischen Thorsteher und Visitatoren auf der Erde schleichen möge, um auch dort in dem Buchhandel verbreitet zu werden. Ja es durfte, nach der jetzigen Humanität des Zeitalters, die sich auch auf den Teufel erstreckt, selbst dort einigen Nutzen stiften, indem das Lachen ein giftabtreibendes Mittel seyn

soll, welches, in physischer Hinsicht, italienische Bravo's beweisen, die, wie man sagt, durch einen anhaltendes Lachen erregenden Kitzel, die aqua toffana von ihren auf diese Weise Gefolterten sich zu verschaffen wissen.

Zu guter letzt verspreche ich möglichst interessant in diesem Taschenbuche zu seyn, mich auch nicht so grell und ungebildet, wie die alten Teufel, zu betragen, was sich überhaupt für eine veredelte Bosheit keineswegs schickt; sondern vielmehr möglichst nach sächsischer Eleganz und Konduite zu streben, und meine Wahrheiten, die meinem [296] Karakter als Lügengeiste getreu, freilich immer Unwahrheiten bleiben, und in welcher einzigen Rücksicht mich irdische Schriftsteller bisher nachgeahmt haben, möglichst mit spitzen Fingern anzugreifen, so daß ich in jeder gesitteten hölischen Gesellschaft ohne Bedenken gelesen werden kann. —

Sollte man von diesem allen indeß in vorliegendem Taschenbuche das Gegentheil vorfinden, so weiß man schon aus dem obigen, was man sich in Hinsicht auf Wahrheit und Lüge von mir zu versprechen hat.

der Teufel.

Anmerkungen.

Seite 5, Zeile 16. Es ist wohl die „Geschichte der messingnen Stadt“ in „Tausend und eine Nacht“ gemeint; vgl. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes 5 (1901), S. 32ff.

S. 6, Z. 35. Vgl. Leben Voltaires von dem Marquis von Condorcet 1791, S. 245f. = Oeuvres complètes de Condorcet 6 (1804), S. 232ff.

7, 18. Höllenbreughel wird gepriesen von Tieck: Die sieben Weiber des Blaubart 1797, S. 229 = Schriften 9, S. 219.

7, 32. Vgl. Einleitung S. XXI.

7, 34. „Durch die Künste des Helldunkels ist es sogar möglich geworden, die Bilder ganz selbständig zu machen, nämlich die Quelle des Lichts in sie selbst zu versetzen, wie in jenem berühmten Gemälde des Correggio, wo ein unsterbliches Licht, von dem Kinde ausgehend, die dunkle Nacht mystisch und geheimnisvoll erleuchtet.“ Schelling, Philosophie der Kunst: Werke 5, S. 533. — „Der Gesamtausdruck jener sinnlichen Seele ist das Helldunkel, welches Correggio mehr als irgend ein anderer ausgebildet. Denn das, was dem Maler die Stelle der Materie vertritt, ist das Dunkel; und dieses ist der Stoff, an den er die flüchtige Erscheinung des Lichtes und der Seele heften muss. Je mehr also das Dunkel mit dem Hellen verschmilzt, so dass aus beiden nur ein Wesen und gleichsam ein Leib und eine Seele wird, desto mehr erscheint das Geistige körperlich, das Körperliche auf die Stufe des Geistes gehoben.“ Schelling, Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur. Eine Rede 1807: Werke 7, S. 319f.

8, 6. Vgl. Einleitung S. LIVff.

8, 17. Vgl. u. S. 17, 36ff.

9, 24ff. Vgl. JP. 1, S. 36. 8, S. 70: „Und Julius presste... den schluchzenden Atem in die Flöte und erhob seine Seufzer zu himmlischen Tönen, um die entrinnende Seele unter ihrer

Auswurzelung mit dem Nachklange der ersten Welt, mit dem Vorklange der zweiten Welt zu verhüllen und zu betäuben." — Schellings „Clara": Werke 9, S. 66; zitiert bei Waitz 2, S. 381 f. Anm. 1.

9, 27 ff. „Allwo er . . . verschieden | da er zuvor seinen Sohn Tobiam ruffte und fragte: Ob er auch die schöne Music hörte? Als er sagte: Nein | sprach er | man sollte die Thüre öffnen | dass man den Gesang besser hören könne." Abraham von Franckenberg, Bericht von dem Leben und Abscheid . . . Jacob Böhmens = Des . . . Jacob Böhmen Alle Theosophische Schriften. Amsterdam 1682. 1, Abschn. 29. Vgl. auch JP. 15, S. 410: „Ich höre jetzt in mir Musik —" dazu Anmerk.: „Dieses Selbst-Ertönen . . . ist in Migräne und andern Krankheiten der Schwäche häufig: daher im Sterben; z. B. in Jakob Böhme schlug das Leben wie eine Konzertuhr seine Stunde von Harmonien umrungen aus."

11, 1 ff. Plato spricht von der θεία μανία der Dichter im Phaidros 245 a und 249 d, ferner im Symposion, Timaios, Ion usw.; vgl. Ruge, Platonische Ästhetik 1832, S. 100 ff. Eduard Müller, Gesch. der Theorie der Kunst bei den Alten 1 (1834), S. 43 ff.

12, 28. Minor hat im Goethe-Jahrbuch 10 (1889), S. 214 darauf hingewiesen, dass der Niobe-Stoff sich damals grosser Beliebtheit erfreute. A. W. Schlegel erwähnt die Niobe-Gruppe in den Berliner Vorlesungen 1, S. 136. 140. 143, Schelling in seiner Philosophie der Kunst: Werke 5, S. 625 und in der oben zu 7, 34 genannten Rede: Werke 7, S. 314. 321.

14, 16 f. Klingt wie eine Umkehrung der Worte Hans Wursts im Volksschauspiel von Dr. Faust: „. . . Drittens darf der Teufel keinen Nachtwächter holen". Deutsche Puppenkomödien ed. Karl Engel 9, S. 49, ähnlich in anderen Faustspielen.

17, 14 ff. Die Gallsche Schädellehre machte damals viel Aufsehen; es erschienen zahlreiche Schriften pro und contra. Schelling war ein Gegner der Gallschen Theorie, vgl. seinen ironischen Aufsatz „Einiges über die Schädellehre" im Morgenblatt 1807 = Werke 7, S. 542 f.; ferner Rudolph Wagner, Sömmerrings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen 2 (1844), S. 131.

18, 1. Über Schellings Lehre vom Bösen im Menschen vgl. Kuno Fischer S. 644 ff.

18, 11 s. u. 22, 9 ff. Vgl. Schelling, Über das absolute Identitäts-System, Werke 5. S. 31: „. . . nach Art des heiligen Crispinus verfahren".

18, 18 ff. Vgl. Einleitung S. XXXII. LXIV.

20, 26ff. Vgl. Homer, Odyssee 8, V. 267ff.

21, 4f. Vgl. Gschwind, Die ethischen Neuerungen der Früh-Romantik 1903, bes. S. 57.

22, 2. Tieck spricht im „Zerbino" A. 6, Sz. 4 (Romantische Dichtungen 1, S. 368 = Schriften 10, S. 328) von der „Verderbtheit des Zeitalters".

23, 18ff. Vgl. Einleitung S. LXIV.

25, 17 s. u. S. 135, 31ff. 136f.

25, 19. Die in Deutschland seit dem Mittelalter niemals ganz erstorbene Lehre von der Wünschelrute fand, durch neuere französische Forschungen scheinbar bestätigt, unter den Romantikern begeisterte Anhänger. Auch Schelling gehörte zu ihnen, vgl. Werke 7, S. 487ff. Plitt 2, S. 109ff. Waitz 2, S. 328ff. Vielfach wird die Wünschelrute als Metapher verwendet, z. B. von Tieck, Die sieben Weiber des Blaubart 1797, S. 76 und namentlich von Jean Paul: 12, S. 263. 13, S. 109. 26, S. 34. Dass sich selbst Goethe für die Sache interessierte, bezeugt nicht nur die Episode in den „Wahlverwandtschaften" 2, Kap. 11 (vgl. darüber Brahm: Ztschr. für deutsches Altertum 26, S. 194ff.), sondern z. B. auch No. 3 der Weissagungen des Bakis und Faust II, V. 4977ff. Beachtenswert Zschokke, Selbstschau 5. Ausg. 1853, 1, S. 258ff. Ausser diesen leicht zu vermehrenden Nachweisen vgl. Sökeland: Ztschr. d. V. f. Volkskunde 13 (1903), S. 203f. 283. Darapsky, Altes und Neues von der Wünschelrute 1903, S. 53f.

26, 22f. Anspielung auf Lessings „Laokoon"; s. u. S. 111, 28ff.

27, 30ff. Vgl. den Anfang von Novalis' „Lehrlingen zu Sais", ferner F. Schlegel, Lucinde (Reclam) S. 94: „Nun versteht die Seele die Klage der Nachtigall und das Lächeln der Neugebornen, und was auf Blumen wie an Sternen sich in geheimer Bilderschrift offenbart, versteht sie."

28, 33. „mutternackt": damals nicht ungewöhnlich, vgl. DWB. 6, Sp. 2824f. und Hauschild: Ztschr. f. d. Wortforschung 4 (1903), S. 315.

29, 24f. Vgl. Schiller, Shakespeares Schatten V. 35f.: „Woher nehmt ihr denn aber das grosse, gigantische Schicksal. Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?"

30, 10f. Vgl. Plutarch, Marcus Antonius cap. 86f., danach Shakespeare, Antonius und Cleopatra A. 5, Sz. 2.

30, 15ff. Vgl. Einleitung S. XXIXf.

31, 26ff. Vgl. Einleitung S. LIV.

32, 4f. Vgl. Einleitung S. XXII.

32, 13ff. Vgl. Einleitung S. XXXIIf. Auf die oft gemusterten Bearbeitungen des Ahasverstoffes gehe ich hier

nicht ein, vgl. zuletzt R. Fürst: Literarisches Echo 1904, Heft 21/2. Nur auf folgendes möchte ich aufmerksam machen. Die Figur des ewigen Juden begegnet nicht selten in der Unterhaltungsliteratur der Zeit, vgl. Müller-Fraureuth, Ritter- und Räuberromane 1894, S. 65f. Anm. R. Fürst, Vorläufer der modernen Novelle 1897, S. 101; späterhin bei Julius von Voss (s. Ellingers Ausgabe des „Faust", Berliner Neudrucke II, 2 [1890], S. XVII), auch bei E. T. A. Hoffmann, Elixiere des Teufels I, 3 (Gesammelte Schriften 6 [1872], S. 100) und Meister Floh XII (ebenda 10 [1873], S. 234). Dadurch kam wohl Hauff erst auf die Idee, den ewigen Juden mit Hoffmann in Verbindung zu bringen (Memoiren des Satan 1, Kap. 11). — Schelling war mit A. W. Schlegels Romanze „Die Warnung" (Werke 1, S. 223ff.) nicht ganz zufrieden und wies auf Schubarts Behandlung des Stoffes (Gedichte ed. Gustav Hauff [Reclam], S. 366ff.) hin, vgl. Waitz 2, S. 74. 88. — Karl Friedrich Döhnel gab 1804 eine Zeitschrift unter dem Titel „Der ewige Jude" heraus (Zwickau, Schumannsche Buchhandlung. Kgl. Bibl. Ac 6790). Ein elendes Sammelsurium von kleinen Aufsätzen, Anekdoten, Gedichten, Unterhaltungsscherzen. Das meiste schrieb Döhnel selbst; Mitarbeiter war Küchelbecker. In der Beilage zum zehnten Stück ein Inserat Dienemanns. — Die von Fichte (Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen 1801, S. 19) zitierten „Briefe über die Gukkasten-Philosophie des ewigen Juden" waren mir unzugänglich.

32, 22f. Schelling spricht in der X. Vorles. über das akadem. Studium (Werke 5, S. 310) von der Geschichte als dem „grössten und erstaunenswürdigsten Drama . . ., das nur in einem unendlichen Geiste gedichtet sein kann"; ferner in den Stuttgarter Privatvorlesungen (Werke 7, S. 480) von der „grossen Tragödie, die auf der Trauerbühne dieser Welt aufgeführt wird". Schon Plato redet (Philebus 50 B) von der Tragödie und Komödie des Lebens.

32, 29f. Ein solcher Mythus ist nicht überliefert. Bei Aischylos wird Prometheus von Zeus hinuntergeschleudert.

33, 24ff. Vgl. Einleitung S. XVII. XLIf.

33, 32 s. u. S. 37, 14. Über die Assonanzen zur Zeit der Romantik vgl. Minor, Neuhochdeutsche Metrik 2. Aufl. 1902, S. 378. 529.

35, 21ff. Vgl. Münchhausen, Wunderbare Reisen: Bürgers sämtliche Werke ed. Wurzbach o. J. 2, S. 167.

40, 7. Vgl. Novalis, Schriften 2, S. 4: „Das Leben ist um des Todes willen"; s. u. zu 86, 1.

41, 19ff. Vgl. Einleitung S. XVIII. XXII.

49, 1ff. Ausser JP. 17, S. 217 hat die folgende Szene

vielleicht Tiecks Capriccio „Das jüngste Gericht“ (Poetisches Journal 1 [1800], S. 221 ff., etwas verändert in den Schriften 9, S. 339 ff.) angeregt; s. u. 50, 25.

50, 25. Michelangelos jüngstes Gericht war ein Lieblingsgemälde der Romantiker; vgl. Tiecks Beschreibung in den „Phantasien über die Kunst“ 1799, S. 63 ff. A. W. Schlegel polemisiert in den Vorlesungen 1, S. 229 gegen Lessings geringschätziges Urteil in den nachgelassenen Fragmenten zum „Laokoon“ (ed. Blümner 2. Aufl. 1880, S. 446). Schelling erwähnt das jüngste Gericht: Werke 5, S. 530. 568. 7, S. 318 f. Vgl. noch Zacharias Werners „Gesang über Michael Angelos jüngstes Gericht“: Sämtl. Werke, Grimma o. J. 2, S. 39.

51, 14. „Gelehrten Republik“ braucht keine Anspielung auf Klopstocks barockes Werk zu sein. Der Ausdruck, der übrigens schon in Lessings „Jungem Gelehrten“ A. 2, Sz. 4 begegnet, war damals allgemein gebräuchlich; ihn verwendet z. B. Kotzebue im „Freimüthigen“ 1803 No. 76, S. 302 und Jean Paul im „Siebenkäs“ 12, S. 261 und im ersten Anhang zum „Titan“ 17, S. 41.

52, 20. Rabenstein wird von altersher die Richtstätte genannt; vgl. Einleitung S. XXII.

52, 33 ff. Hier wird offenbar an den Soldatenhandel deutscher Fürsten erinnert.

53, 37. Vgl. Einleitung S. XVI.

54, 2 f. Kritik der reinen Vernunft I, 1: Transzendentale Ästhetik.

55, 29 ff. Vgl. Einleitung S. XVI.

58, 37 f. s. u. zu 86, 1.

61, 26 ff. Vgl. Xenophon, Anabasis IV, cap. 6, 14. Plutarch, Solon cap. 17.

63, 10 ff. Schelling wendet sich gegen die Rezensenten philosophischer Schriften, die selber nichts Philosophisches geleistet haben, in seinem Aufsatz über die JenAllgLZ.: Werke 3, S. 664.

63, 28 ff. Ein solches Gesetz gibt es nicht

64, 28 ff. Schelling selbst sieht in der Rechtslehre eine der Ethik entgegengesetzte Wissenschaft, vgl. seine „Neue Deduktion des Naturrechts“: Werke 1, S. 245 ff. Vgl. übrigens auch Kant, Metaphysik der Sitten-Einleitung III (ed. Kirchmann 1870, S. 18 ff.).

64, 32. Von Rechts wegen?

65, 1 ff. Gemeint ist das Buch des hervorragenden Juristen Adolph Dietrich Weber „Über Injurien und Schmähschriften“ 1, Schwerin und Wismar 1793. Der betreffende Passus findet sich — auch in den späteren Auflagen — auf S. 27. Indessen ist die im Text vertretene Ansicht nicht

die Webers, sondern des von diesem ausdrücklich bekämpften Voetius, Commentarius ad Pandectas 1731, XLVII. 10 § 4 (in der mir allein zugänglichen Ausgabe von 1769 Bd. 2, S. 821).

65, 16. Trillhaus: Häuschen auf dem Markte, in dem sich der Triller befindet; der Triller ist „eine mit Latten verschlossene, aufrecht gestellte Drehwalze, worin mutwillige Polizeiverbrecher ... stehend umgetrieben wesden"; Schmid, Schwäbisches Wörterbuch 2. Aufl. 1844, S. 140; vgl. Birlinger, Aus Schwaben 2 (1874), S. 486f. Kasch, Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller. Greifswalder Diss. 1900. S. 28. — Das Wort „trillen" begegnet bei Schelling im „Widerporst": Plitt 1, S. 283.

65, 17. Schmäuchen = rösten, braten, s. DWB. 9, Sp. 954.

67, 6f. Vgl. Einleitung S. XXXIII.

68, 5. 35f. Vgl. JP. 11, S. 273: „Zu Thespis Zeiten sang der Chorus die ganze Tragödie handelnd ab, und ein einziger Schauspieler, der Protagonist hiess, fügte einige Reden ohne Gesang über die Tragödie hinzu."

70, 13. Vgl. JP. 12, S. 90: „... möcht ich Dich ... bitten, ... dass Du ... Dir das stille Gesicht Deines Freundes, der kaum das Hippokratische mehr wird machen können, aufdecken liessest." Dazu Anm.: „Das Hippokratische nennt man das verzogene in der Sterbestunde." Vgl. Einl. S. XXII, s. u. S. 76, 20.

71, 2. 14ff. Dante, Divina Commedia. Inf. 33, V. 13ff. A. W. Schlegel hat die Episode mehrfach übersetzt und wollte sie dramatisieren, vgl. Jacobs, Gerstenbergs Ugolino 1898, S. 24. 36. Schelling erwähnt sie z. B. in der „Weltseele": Werke 2, S. 526.

72, 9ff. Vgl. Einl. S. XXXIIf. XLII. „Der Chor reinigt also das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft ausrüstet." Schiller, Vorrede zur Braut von Messina (Schriften ed. Goedeke 14, S. 10).

72, 19f. John Brown hatte in seinen „Elementa medicinae" (zuerst 1780) erklärt: Krankheiten, welche durch übermässig starke Reize hervorgerufen sind oder auf abnorm gesteigerter Erregung beruhen, seien „sthenische", die aus mangelnder Erregung erzeugten „asthenische". Die meisten Krankheiten sind asthenischer Natur; vgl. Hirsch, Gesch. d. medizinischen Wissenschaften 1893, S. 387. Schelling hat sich mit diesen Dingen sehr eingehend befasst, vgl. z. B. Werke 7, S. 138. 260ff. Natürlich begegnet die Lehre auch bei Jean Paul, z. B. 13, S. 380.

72, 29ff. Vgl. Einleitung S. XLVII.

72, 34ff. Es ist nicht eigentlich Erasmus Darwin, der die Ansicht vertritt, dass eine bestimmte Affenfamilie irgendwie gelernt habe, den adductor pollucis besonders zu gebrauchen, und dass namentlich durch die erhöhte Tätigkeit des Tastsinnes aus den Affen allmählich Menschen geworden wären; sondern er referiert an der betreffenden Stelle seines „Temple of Nature" (London 1803, S. 54 Textnote) nur die Meinungen Buffons und Helvetius', zu denen er sehr vorsichtig Stellung nimmt. Vgl. Ernst Krause, Erasmus Darwin 1880, S. 169 und vor allem Leopold Brandl, Erasmus Darwins Temple of Nature 1902, S. 85. — Buffons Ansicht erwähnt Jean Paul im Hesperus: 5, S. 193, Helvetius' A. W. Schlegel in den Vorlesungen 2, S. 51. Schelling zitiert öfter mit Anerkennung E. Darwins „Zoonomie", z. B. in der „Weltseele": Werke 2, S. 535. Ob sich die Bemerkung in der Philosophie der Kunst 5, S. 446f. auf den Temple of Nature bezieht, lässt sich nicht entscheiden.

75, 6ff. Vgl. Einleitung S. XXIVf.

75, 10f. 36. Goethes „Triumph der Empfindsamkeit" war ein Favoritstück der Romantiker, s. Köpert, Goethes „Triumph der Empfindsamkeit", Eislebener Progr. 1871, S. 37f. Ausser den hier gegebenen Hinweisen vgl. noch den von Erich Schmidt veröffentlichten Aufsatz A. W. Schlegels: Festschrift zur Begrüssung des fünften allg. deutschen Neuphilologentages 1892, S. 86ff., ferner F. Schlegels Jugendschriften 2, S. 380. In der ZEW. vom 2. Febr. 1802 Sp. 110f. wird Garlieb Merkel als Merkulo verhöhnt.

75, 12. Vgl. JP. 5, S. 150: „Die Kammerherrin musste sich einen solchen festen Teil erst machen, nämlich eine gorge de Paris und einen cul de Paris."

75, 27. Vgl. Einleitung S. LV.

76, 9ff. Vgl. JP. 5, S. 200.

76, 17. Richtet sich wohl gegen die Einführung der Masken in Schillers „Turandot" 1802.

77, 10ff. Vgl. Einleitung S. LIIf.

78, 16. Der dirigierende Arzt trägt den Namen des Frankfurter Juristen aus Goethes „Götz". Goethe beschäftigte sich im Laufe des Jahres 1804 mit der Theaterbearbeitung des „Götz", die am 22. Sept. 1804 zuerst in Weimar aufgeführt wurde. Er schrieb über die Fortschritte seiner Arbeit an Schiller, Zelter u. a. Vgl. Scholte Nollen, Goethes Götz auf der Bühne, Leipz. Diss. 1893, S. 97f. Sollte Bonaventura etwas davon gehört haben? — Wahrscheinlicher ist, dass die Erinnerung an Oelmann assoziativ durch den Obersanitätsrat Oelhafen in Jean Pauls „Siebenkäs" wachgerufen wurde.

79, 19f. Anspielung auf Klopstocks „Und die Unsterblichkeit ist ein grosser Gedanke"? Züricher See V. 50f.

81, 3ff. 34ff. Vgl. Einleitung S. XLIX. „Alle diese Thiere [Insekten] . . . scheinen nur halb von der Vegetation losgerissen, und obgleich in einer Rücksicht freygelassen, doch durch die Natur in einer andern Rücksicht an die Pflanzen gefesselt. Es sind freigelassene Blumen, die von Pflanze zu Pflanze fliegen können . . . Ja, sind sie nicht um so mehr als fliegende Blumen anzusehen, da viele Pflanzen ohne Insecten nicht einmal befruchtet werden können?" Steffens, Beyträge zur innern Naturgeschichte der Erde 1801, S. 287. Vgl. übrigens JP. 16, S. 41: „Die Schmetterlinge, fliegende Blumen, und die Blumen, angekettete Schmetterlinge, suchten und überdeckten einander."

83, 20ff. Vgl. Kuno Fischer S. 482.

83, 28. A. W. Schlegel, Über Zeichnungen zu Gedichten und J. Flaxmans Umrisse: Athenäum 2 (1799), 2, S. 193ff. = Werke 9, S. 102ff. Siehe auch Vorlesungen 2, S. 28. Vgl. Sulger-Gebing, Die Brüder Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst 1897, S. 62.

84, 23f. Stehender Charakter der italienischen Stegreifkomödie, tritt in Tiecks „Verkehrter Welt" (1799) auf. Über die Masken zur Zeit der Romantik vgl. Roethe, Brentanos „Ponce de Leon" 1901, S. 66.

85, 33. Vgl. Einleitung S. LXVII.

86. 1. Die in den Nw. mehrfach begegnende Parallelisierung von Tod und Leben war in der Romantik ungemein beliebt. Novalis namentlich spielt immer wieder mit diesen Begriffen, vgl. Schriften 2, S. 4. 73. 232. 330 usw. Sein Freund Ritter nicht minder, vgl. Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers 1810, No. 629. 697 usw. Ferner Jean Paul 7, S 55. 16, S. 288. Hölderlin, Empedocles V. 2200f. (ed. Litzmann 2, S. 304). F. Schlegels Jugendschriften 2, S. 303. Poppenberg, Zacharias Werner. Mystik und Romantik in den ‚Söhnen des Thals' 1893, S. 46. 49. Brentanos Frühlingskranz (Neudruck 1891, S. 131): „Leben und Tod sind eins." Schelling, Werke 1, S. 324. 2, S. 500. 3, S. 222 usw. Der Gedanke selbst ist uralt. Er begegnet nicht nur im Neuen Testament, im Koran, bei orientalischen Dichtern (vgl. Loepers Anmerkung zu Goethes wundervollem Gedicht ‚Selige Sehnsucht': West-östlicher Divan 1872, S. 26f.), sondern auch der griechischen Naturphilosophie ist er schon ganz geläufig (vgl. Joël, Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik 1903, S. 40. 45. 89. 91). In dem „Polyeidos" des Euripides hiess es: „*Τίς οἶδεν, εἰ τὸ ζῆν μέν ἐστι κατθανεῖν, | τὸ κατθανεῖν δὲ ζῆν κάτω νομίζεται*"

(Euripidis Fragmenta ed. Wagner 1878, S. 774 No. 634; vgl. Plato, Gorgias Kap. 47), worauf Aristophanes spottete: „*Τίς οἶδεν, εἰ τὸ ζῆν μέν ἐστι κατθανεῖν, | τὸ πνεῖν δὲ δειπνεῖν, τὸ δὲ καθεύδειν κώδιον*“; (*Βάτραχοι* V. 1477f. vgl. 1082). Gleich ironisch sagt Lichtenberg: „Der Tod ist das Leben“ (Vermischte Schriften 1 [1800], S. 110). „Es ist ein altes Buch zu blättern: Vom Harz bis Hellas immer Vettern.“

86, 10f. Vgl. 14. Nachtwache S. 113ff.

87, 15f. Dieser Koch war ein Invalide, der sich durch kunstfertig ausgebildetes Mundharmonikaspielen im Umherziehen sein Brot verdiente. Jean Paul hat ihn im „Hesperus“ (3. Heftlein, 28. Hundsposttag, 3. Osterfeiertag = 7, S. 65f.) verewigt, wofür der arme Kerl natürlich sehr dankbar war, vgl. Denkwürdigkeiten von J. P. F. Richter 1 (1863), S. 387. Ein Konzert in Halle im März 1804 schildert Adolph Müller: Aus dem Nachlass Varnhagens von Ense. Briefe von der Universität 1874, S. 73f.

88, 31ff. Vgl. Einleitung S. XLV.

89, 22. Vgl. Einleitung S. XLIV.

92, 30ff. Vgl. JP. 2, S. 91f.

93, 6ff. Vgl. Einleitung S. XXV.

98, 16. s. o. zu 81, 3ff.

101, 33. Vgl. Einleitung S. XXII.

103, 11ff. Vgl. Einleitung S. LIII. Bürgers Werke ed. Wurzbach 2, S. 164.

103, 36ff. Ähnliches vielfach in älterer und neuerer Literatur. Vgl. etwa G. F. Nöldecke, Lobrede des Magens: Berlinisches Archiv der Zeit, hrsg. v. Rambach u. Fessler 2 (1800), S. 190ff. A. F. v. Steigentesch, Gedichte 1805, S. 67: „Des Menschen Schicksal ist — sein Magen.“ Immermann, Tulifäntchen V. 575f. Brachvogel, Narciss A. 1, Sz. 10.

104, 34. Der weichliche Schönredner Franz Hemsterhuys stand gegen Ende des 18. und im Anfang des 19. Jhs. in hoher Achtung. Ausser den von Beckers S. 96 Anm. angeführten Zeugnissen vgl. noch Haym, Rom. Schule (Register). Haym, Herder 1, S. 688. Waitz 2, S. 104. Goethe und die Romantik 1 (1898), S. LII. Hemsterhuys neben Plato zu stellen, war nicht ungewöhnlich, vgl. F. Schlegels Jugendschriften 2 S. 317 („Spinoza, Hemsterhuys, Plato“); JP. 17, S. 98. Dass der von A. W. Schlegel (Vorles. 2, S. 91f.) „Prophet des transzendentalen Idealismus“ benannte Hemsterhuys auch zu dem Schöpfer des „Systems des transzendentalen Idealismus“ gesprochen hat, liesse sich unschwer nachweisen. Nach alledem bedarf es keiner Widerlegung, wenn Schellings Sohn Friedrich gerade aus dieser Stelle ein Argu-

ment gegen die Verfasserschaft seines Vaters herleiten wollte, vgl. Beckers S. 99.

108, 21ff. Vgl. Jean Pauls Motto zur Unsichtbaren Loge: „Der Mensch ist der grosse Gedankenstrich im Buche der Natur."

109, 25. Athenaios XII, 554c.

111, 10f. Horaz, Epist. II, 3, V. 1ff.

111, 28ff. Vgl. Lessing, Laokoon Kap. 2 (Blümner S. 161): „Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzen . . . Was er nicht malen durfte, liess er errathen."

112, 10f. Vgl. Münchhausen: Bürgers Werke 2, S. 153.

113, 4. s. o. S. 78ff.

116, 5ff. s. o. S. 111, 28.

116, 32ff. Vgl. Schelling, Philosophie und Religion 1804 (Werke 6, S. 55): „. . . ohngefähr sagen wir das auch, . . . aber wir denken etwas ganz anderes dabei" (Sperrdruck des Originals).

117, 23ff. Vgl. Einleitung S. LIXf.

118, 29f. Gemeint ist Gustav Adolf und der Schwedenstein bei Lützen, vgl. Schiller, Gesch. d. Dreissigjähr. Kriegs, 3. Buch gegen Ende (8, S. 295f.). Dufresne de Francheville, La mort de Gustave-Adolphe 1799, S. 5.

118, 30f. Maria Stuart.

118, 37. Minaudieren: schön tun, vgl. Einleitung S. XIX.

119, 33f. Ὄνειρος, vgl. Ilias II.

120, 15ff. Vgl. Einleitung S. XXV.

121, 10ff Vgl. Einleitung S. LIVff.

125, 27. Voltaire.

126, 4f. Vgl. Lessing, Nathan der Weise, A. 2 Schluss: „Der wahre Bettler ist | Doch einzig und allein der wahre König!"

127, 5ff. Vgl. Jean Paul, Komischer Anhang zum Titan. Zweites Bändchen. 1, Art. 9 (17, S. 102): „Denn erstlich wie aufgehendes Sonnenlicht trifft das aufsteigende Genie die Welt; die sämtlichen Kritiker niesen, die Nachahmer zeugen . . ." Dazu Anmerk.: „Bekanntlich wirkt plötzliches Licht auf die Nasennerven und auf die genitalia."

129, 9. „Judith und Holofernes" war ein oft gegebenes Marionettenspiel des 18. Jhs., vgl. E. Mentzel, Der junge Goethe und das Frankfurter Theater: Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift 1899, S. 112.

133, 6ff. Roquairol spricht von „bunten Luftbildern der Zauberlaterne" (JP. 16, S. 169).

137, 16. Vgl. Tieck, Volksmärchen 1 (1797), S. 148.

137, 19ff. Vgl. Einleitung S. LVIIf.

139, 1ff. 34ff. Magazin zur Erfahrungsseelenkunde 3 (1785), S. 106f. und die Berichtigungen dazu ebenda 7 (1789), S. 25ff. — Vgl. Jean Paul, Titan 15, S. 50: „Ich bin ein Zahuri . . ., ich sehe die Toten unten in der Erde und weiss es voraus, wenn sie erscheinen und reden." Dazu Anmerk.: „Den Zahuris in Spanien wird bekanntlich die Kraft zugetraut, Leichname, Metalladern usw. in der tiefsten Erde zu erblicken."

139, 32ff. Vgl. Le Sage, Diable boiteux Kap. 12.

140, 33. Minierer: Hamlet A. 1, Sz. 5. Auch bei Jean Paul 5, S. 174.

140, 34ff. A. 4, Sz. 3.

143, 5ff. Vgl. Einleitung S. LIVff.

147, 1ff. Vgl. Einleitung S. XLVIIff.

148, 5. In den Berliner Vorlesungen „Über schöne Litteratur und Kunst", vgl. Haym S. 766ff. Minors Ausgabe DLD. 17—19.

148, 17ff. Vorschule der Ästhetik § 33 (18, S. 148): „Dieser unterlegte Ernst gibt sich in den altdeutschen Possenspielen dadurch kund, dass gewöhnlich der Teufel der Hanswurst ist; sogar in den französischen erscheint die grande diablerie, nämlich eine Hanswursten-Quadrupelalliance von vier Teufeln. Eine bedeutende Idee! den Teufel, als die wahre verkehrte Welt, als den grossen Welt-Schatten, der eben dadurch die Figur des Licht Körpers abzeichnet, kann ich mir leicht als den grössten Humoristen und whimsical man gedenken [so], der aber als die Moreske einer Moreske viel zu unästhetisch wäre; denn sein Lachen hätte zu viel Pein; er gliche dem bunten blühenden Gewande der — Guillotinierten."

148, 35f. Vgl. Einleitung S. XLVIIIf.

149, 9ff. Vgl. Einleitung S. XLVIIIf.

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Schriften.

ADB. = Allgemeine Deutsche Biographie. Leipzig 1875ff.

Beckers = Schellings Geistesentwicklung in ihrem inneren Zusammenhang. Festschrift von Hubert Beckers. München 1875.

DWB. = Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Leipzig 1854ff.

Kuno Fischer = Geschichte der neuern Philosophie, Jubiläumsausgabe, Bd. 7: Schellings Leben, Werke und Lehre Zweite Aufl., Heidelberg 1899.

Freimüthige = Der Freimüthige hrsg. von Kotzebue [und Merkel]. Berlin 1803ff.

Goedeke = Grundrisz zur Geschichte der deutschen Dichtung von Karl Goedeke. Zweite Aufl., Dresden 1884ff.

Haym = Die romantische Schule von R. Haym. Berlin 1870.

JP., Jean Paul = Jean Pauls sämtliche Werke, 33 Bde. Berlin, Reimer 1840/2.

Kerr = Alfred Kerr, Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin 1898.

LZ. = Literaturzeitung, also NLeipzLZ. = Neue Leipziger Literaturzeitung usw.

R. M. Meyer = ‚Nachtwachen von Bonaventura'. Von Richard M. Meyer: Euphorion 10 (1903), S. 578—588.

Novalis = Novalis' Schriften. Kritische Neuausgabe von Ernst Heilborn. Berlin 1901.

Plitt = Aus Schellings Leben. In Briefen [hrsg. von G. L. Plitt]. Leipzig 1869f.

Schellings sämtliche Werke. Stuttgart und Augsburg 1856ff. Die Bezeichnung ‚Erste Abteilung' für Bd. 1—10 ist regelmässig weggelassen.

A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst hrsg. von J. Minor. DLD. 17—19. Heilbronn [jetzt Berlin] 1884.

Friedrich Schlegels prosaische Jugendschriften 1794 bis 1802, hrsg. von J. Minor. Wien 1882.

Steig = Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart 1894.

Waitz 1. 2. = Caroline. Briefe an ihre Geschwister usw. hrsg. von G. Waitz, 2 Bde. Leipzig 1871.

Waitz 3. = Caroline und ihre Freunde. Mitteilungen aus Briefen von G. Waitz. Leipzig 1882.

ZEW. = Zeitung für die elegante Welt, hrsg. von Spazier. Leipzig 1801ff.

Register.

Adam 51. 109. 115.
Aeschylus 110.
Aetna 125.
Agamemnon 111. 116.
Albrecht, J. F. E. IX.
d'Alembert LVIII.
Alexander 131. 141.
Antinous 111.
Apollo 70. 108. 111f.
Aristophanes 29. 158.
Arnim, A. v. XI. XLf.
Athen 61.

Banquo 43.
Basel XXXVIf. 87. 142.
Beckers passim.
Bernhardi XXVIII.
Berg, F. LI.
Berlichingensfaust 110.
Böhme, J. XLf. XLV. LXI. 9. 26ff. 151. 158.
Bonaparte 105.
Brentano, C. Xff. XXXII. XLf. XLIII. LXIIIf. 157.
Briareus 112.
Brown 155.
Bruno, G. LXIf.
Brutus 105.
Buffon 156.

Caesar 105. 141.
Caroline passim.
Cervantes XXIX. LX.
Coriolan 79.
Correggio 7. 150.
Crispinus 18. 22. 151.
Curtius 79.

Dante XLI. 7. 71. 148. 155.
Darwin, E. 72ff. 156.
David 131.
Day XVI. 55.
Dienemann Vff. XIII. 153.
Dingelstedt LXVIf.
Döhnel 153.
Don Juan 11. 18.
Droste-Hülshoff XLIII. LXIII.

Eichendorff XXIII. XXIX.
Euripides 157.

Fessler LXVf.
Fichte XXIV. XLI. LXI. 83. 153.
Fingalsgrotte 125.
Frankreich 103.

Gall 17. 151.
Genfersee 125.
Giesebrecht, C. VIII.
Goethe XXIXf. XLII. LI. LX. XLVIIIf. 75. 100f. 104. 152. 156f.
Gozzi IX.

Gruber, C. A. v. X.
Gustav Adolf 118. 159.

Hamlet 113ff. 117ff. 140.
Hanack X.
Hauff 153.
Helvetius 156.
Hemsterhuys 104. 158.
Herculanum 109.
Herodes 131.
Höllenbreughel 7. 70. 150.
Hölderlin 157.
Hoffmann, E. T. A. XLIIf. LXV. 153.
Hogarth 32. 62. 133.
Holland 102.
Holofernes 129ff.
Homer 61.
Horaz 111. 159.
Horn, F. VI. IX.

Iffland 18.
Ilias 83.
Immermann XLIII. 158.
Italien 95f.

Jacobi, F. H. XXIII. LIIIff. LXI.
Japan 65.
Jean Paul 148. E. und A. passim.
Josef 88.
Judith 129.
Jupiter 112.
Justinian 19.

Kaliban 111.
Kanne. J. A. VI.
Kant LXI. 53. 100. 104.
Karl d. Gr. 66.
Kleopatra 30.
Koch 87. 158.
Köppen XLII. LIII.
Kotzebue 18. 32. 100. 126.
Küchelbecker IX. XI. 153.

Laertes 125.
Laetus, J. IX.
Laokoon 111f. 141. 154. 159.
Lavater XXVII.
Lear 29. 102.
Lenore XLIV. 89.
Le Sage XVIIf. XXVIIIf.
Lessing LV. 100f. 152. 154. 159.
Lichtenberg XXIX. 158.

Macbeth 11. 13.
Mahlmann XXXIII. XLI. XLIII. XLVIII.
Mandandane 75.
Mann, F. Th. VIff.
Maria [Stuart] 118.
Mars 20.
Mereau Xf. XXXII. LXIV.
Merkel VIII. 156.
Michelangelo 50. 154.
Minerva 111.
Moritz, K. Ph. 139.
Mörike LXVI.
Mozart XLII. 11. 33. 68.
Münchhausen LIII. 103. 159.

Nicolai, F. LIII. K. IX.
Niobe 12. 112. 151.
Novalis XLIVf. 152f. 157.

Oedipus 44. 76.
Olymp 67. 83. 112.
Ophelia 113ff. 117ff. 125 131. 140.
Orestes 45.

Plato LV. LXIf. 11. 104. 122. 151. 153. 158.
Prometheus 32. 99. 111f.
Protheus 85.
Pygmalion 45.

Regulus 79.
Reinhold LX. LXII.
Rheinfall 125.

Ritter, J. W. XIf. XL. 157.
Rubens 62.

Sachs, Hans 26. 28. 59. 104f.
Salomo 131.
Saul 30.
Schelling passim.
Schiller VIII. XXVIIIf. XXXIIf. XLII. XLVII. 100. 152. 155f. 159.
Schlegel, A. W. XXIX. XXXIII. XXXVff. XLV. XLVII. LVII. 83. 148. 151. 153ff.
Schlegel, F. VIIf. XXXVIf. XL. LIV. 152. 156f.
Schneider, W. VIff.
Schopenhauer LIX. LXII.
Schubart, C. F. D. 153.
Schubert, G. H. XII.
Sevilla 42f. 45.
Shakespeare u. seine Werke XXVIIIf. LIXf. 11. 13. 29. 69. 111. 113ff. 117ff. 131. 140.
Socrates 84.
Solden, F. IX.
Sophocles 110.
Spanien 41ff.
Sparta 61.
Spazier XLVII.
Sphinx 91. 113.
Spinoza LIV. LXIf. 158.
Steffens XLIX. 157.
Tartarus 8.
Thersites 111.
Thespis 68.
Thümmel XXIXf.
Tiber 109.
Tieck XXX. XXXV. XLIVf. LIII. LVII. LXVf. 100. 150. 152. 154. 159.
Timanthes 111. 159.

Ugolino 71. 155.
Ursula 90.

Varnhagen XII. XXXVIff. LXVII.
Venedig 128.
Venus 20. 109.
Voltaire 6. 150. 159.
Voss, J. H. LI.
Voss, J. v. 153.
Vulkan 20.
Vulpius X. XIII.

Wagner, E. LXVI.
Wagner, J. J. LI.
Weber, A. D. 65. 154f.
Weiller, K. LIII.
Werden VIf. IX.
Werner, Z. XLI. 154. 157.
Winzer, J. G. VIff.
Würzburg XXXVIII. Lff.

Young XXVIII.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	V
1. Das Romanjournal	V
2. Analyse der Nachtwachen	XIII
3. Der Verfasser	XXXIV
4. Nachgeschichte	LXV
5. Der Neudruck	LXVIII
Nachtwachen von Bonaventura	1
Inhalt der Nachtwachen	145
Anhang. Des Teufels Taschenbuch. Einleitung	147
Anmerkungen	150
Verzeichnis der abgekürzt zitierten Schriften	161
Register	163

Im gleichen Verlage erschien kürzlich:

Bibliographisches Repertorium

Veröffentlichungen der Deutschen
Bibliographischen Gesellschaft o

Band I

Zeitschriften der Romantik

In Verbindung mit **Prof. Dr. O. Walzel**

Herausg. v. **Dr. Heinr. Hub. Houben**

Ein grosser Band in 4° vornehm geb. M. 32.—
(für Mitglieder der D. B. G. M. 20.—)

Nach jahrelangen Vorbereitungen ist der 1. Band dieses unendlich bedeutsamen bibliographischen Unternehmens fertiggestellt und damit der Grundstein gelegt für die von allen Seiten so sehnlich erwünschte **Gesamt-Bibliographie der deutschen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts.** Es gilt ein für allemal das ungeheure in den Zeitschriften aufgespeicherte Material zu sichten und so geordnet festzulegen, dass die kommende Generation mit seiner Durchstöberung keine Kräfte verzettelt, sondern freie Bahn hat für die grossen Aufgaben der Zukunft.

Der Band ist von höchster Bedeutung **für alle, die** sich forschend oder geniessend mit der Romantik beschäftigen, der man jetzt ja überall neugeweckte Anteilnahme entgegenbringt, insbesonders unentbehrlich **für Bibliotheken, Seminare, Literaturhistoriker, Kunsthistoriker,** als eine notwendige Ergänzung des Goedeke.

Ausführliche Prospekte portofrei und unentgeltlich.

No. 134. Dritte Folge No. 14.

Deutsche Literaturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

Christian Andreas 1761–1835

Schillers Flucht von Stuttgart

und

Aufenthalt in Mannheim

von

1782 bis 1785

Neu herausgegeben

von

Dr. Hans Hofmann

BERLIN W. 35

B. BEHR'S VERLAG

1905

Geleitwort.

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Schiller.

Eine Neuausgabe von Andreas Streichers 1836 erschienenem Büchlein über Schillers Flucht rechtfertigt sich wohl von selbst und ist vielleicht doppelt als Jubiläumsausgabe zum 100jährigen Gedenktag von Schillers Tod dem deutschen Volke willkommen. Denn einmal ist die Hedschra, mit der Schiller sich gewaltsam, aber nicht unbedacht auf eine neue Stufe der Entwicklung hob und sich aus der traulichen, aber einschnürenden Enge der Heimat kurzentschlossen losmachte, einer der wichtigsten Marksteine in der Geschichte der neueren Literatur, und sodann ist die kleine Schrift anerkannt als eines der köstlichsten Denkmale aufopfernder Freundschaft und schlichter Berichterstattung über bedeutsame Erlebnisse.

„Gleichsam vorbildlich steht in dem Jugendleben verschiedener, zur freien Entwicklung und zur Befreiung anderer berufener Menschen eine solche Flucht", sagt D. F. Strauss in seiner Huttenbiographie in Bezug auf Huttens Flucht aus dem Kloster Fulda. „Der Druck beengender Verhältnisse spannt und steigert die innewohnende Kraft; ein starker Wille nimmt das Schicksal in die eigene Hand; die Fessel wird gesprengt: und

damit hat der Charakter und das fernere Leben sein bleibendes Gepräge erhalten. So bei Schiller, so bei Hutten: verwandten Seelen, nicht allein durch diesen Zug." — Über Streichers Schrift urteilt Wychgram („Schiller" S. 78): „Streicher hat uns das, was er mit Schiller durchlebt hat, in einem kleinen Buche erzählt, das zu den merkwürdigsten und liebenswürdigsten unserer Literatur gehört, und das jeder junge Deutsche lesen sollte." — Palleske aber sagt über Streichers Bericht: „Es ist wirklich ein Edelstein. Sein etwas altväterischer Ton und eine gewisse Umständlichkeit haben vielleicht die Biographen veranlasst, seine Erzählung in ihr schulgerechteres Deutsch zu übersetzen. Ich glaube, sie hätten sich nichts Leideres tun können. Es sind einige wenige Unrichtigkeiten darin, aber in dem Ganzen waltet eine Treue, über den Worten liegt ein so bezaubernder Hauch der Empfindung, dass man bei der Erzählung des Musikus einen ähnlichen Eindruck empfängt, wie beim Anhören einer schönen Haydnschen Sonate. Es gibt keine biographische Aufzeichnung über Schiller, in welcher sein Jugendbild so gross, so wahr, so einfach, so echt künstlerisch gezeichnet ist."

Auch nach dem Urteil eines mit Lob so kargen Mannes wie Julian Schmidt hat Streicher Schillers Flucht und Aufenthalt in Mannheim „unnachahmlich schön erzählt".

Andreas Streicher ist 1761 zu Stuttgart als Sohn eines Steinmetzen geboren — er war also 2 Jahre jünger als Schiller — und verlor früh seinen Vater. Doch ermöglichte er es, seiner Neigung zu folgen und sich ganz der Musik zu widmen. Er besuchte regelmässig die öffentlichen Prüfungen der Karlsschule und sah bei solcher Gelegenheit erstmals den Eleven Schiller, zunächst ohne ihn persönlich kennen zu lernen. Erst im Frühjahr 1781, nach dem Erscheinen der Räuber, liess er sich durch seinen Kunstgenossen Zumsteeg dem Dichter vorstellen. Er sollte im Frühjahr 1783

nach Hamburg reisen, wo er Verwandte hatte, um dort den Unterricht Emanuel Bachs zu geniessen; wie er dann Schiller zuliebe schon ein halb Jahr früher sich zur Reise entschliesst und eben darum nur mit der Hälfte des Reisegeldes, das ihm die Mutter bestimmt, die Fahrt antreten kann, wie der eine Wagen beider ganzes Hab und Gut samt Streichers Klavier fassen muss, wie die Freunde, von Ort zu Ort gehetzt, alles treulich miteinander teilen, sogar zuweilen das Bett in der Nacht — das erzählen uns die folgenden Blätter gar anschaulich selbst. Mit schöner Objektivität und einem, trotz hier und da hervortretender grammatischer Ungelenkigkeit, gar nicht unbedeutenden Erzählertalent, dem man die Lektüre der Klassiker, insbesondere Goethes anzufühlen glaubt, mit Entfaltung eines anerkennenswerten Masses von Seelenkunde und praktischer Welterfahrung gibt Streicher seinen ungeschminkten Bericht, dessen Hauptvorzug, wie gesagt, grosse Anschaulichkeit und das Eingehen auf das malende und belebende Detail ist, der sich zuweilen aber auch zu hohem Pathos erhebt. Durch seine Kunst den Gefährten tröstend und anregend — wenn er etwa im Mondschein eines trüben Novemberabends den auf und ab schreitenden Dichter mit seinem Spiel inspiriert — hat er in schwerer Zeit, als alle anderen versagten, treulich bei dem vergötterten Freund ausgehalten, dessen einzige Bedeutung er frühe erkannt oder doch wenigstens vorausgeahnt zu haben scheint. Unter angenommenem Namen, in anstrengenden Fussmärschen, die besonders die Kraft des rasch aufgeschossenen, gedankenbelasteten Schiller oft überstiegen, sehen wir die Flüchtigen ihre Strasse ziehen — die verfolgte Phantasie, geleitet von aufopfernder Freundschaft, ein ergreifendes Bild von der Höhe der heutigen Anerkennung herab. Das Urteil über die in diesem Drama eine Rolle spielenden Personen wird heutzutage bei manchen anders ausfallen, wie wir z. B. über Herzog Karl und Iffland heute skeptischer denken, — aber man

muss bedenken, dass Streicher die Weite des Winkels abging, unter dem wir heute diese Dinge betrachten, dass er von Schiller vielfach beeinflusst und zur Zeit des Erlebnisses ein junger Mann von 21 Jahren war; über Dalbergs Verhalten lässt er sich mit einer Bitterkeit aus, der wir auch heute nichts hinzuzufügen haben.

Nach Mannheim liess Streicher in den ersten Tagen des Novembers 1782 den Rest seines Reisegeldes nachkommen, aber auch so konnte er an eine Weiterreise nicht denken, sondern blieb vorläufig in Mannheim hängen, dem grossen Freunde das grösste Opfer bringend, das ein Künstler bringen kann: Verzicht auf höhere Ausbildung. Fürwahr, man hat nicht Unrecht, wenn man diesen edlen Menschen mit Uhlands Werner von Kyburg in Parallele gestellt hat, der auch seine Existenz dem grösseren Genossen opfert. — Später erst konnte Streicher nach München weiterziehen — zu der Reise nach Hamburg ist es überhaupt nicht gekommen — und der Verabredung, nicht eher an Schiller schreiben zu wollen, als bis er Kapellmeister geworden wäre, die er beim endgültigen Scheiden am 9. April 1785 mit dem Freunde traf, konnte er nicht treu bleiben, — bis zum Kapellmeister hat er es nicht gebracht. Er ging 1794 von München nach Wien, wo er sich als Klavierlehrer auszeichnete, was zu den Zeiten Mozarts († 1791) und Beethovens (kommt 1792 nach Wien) schon etwas heissen wollte, heiratete eine geborene Stein aus Augsburg, die ihm eine Pianofortehandlung zubrachte und übernahm diese im Jahre 1795. Auch noch unter seinem Sohne, dem K. K. Hofklavierverfertiger J. B. Streicher, stand das Geschäft in hoher Blüte, und seine Erzeugnisse waren bis nach London und Paris hin bekannt und begehrt. Streicher selbst hatte sich, wie berichtet wird, in Wien besonders auch um die würdige Aufführung klassischer Oratorien hoch verdient gemacht. Er starb am 25. Mai 1833 zu Wien.

In dem ganz neuen Kreise, der Schiller in Leipzig umgab, verblasste Streichers Bild allmählich und trat gegen andere Eindrücke zurück; aber gegenüber dem wider Schiller erhobenen Vorwurf der Undankbarkeit und Herzlosigkeit in bezug auf sein späteres Verhalten gegen Streicher, wie er von Julian Schmidt in seinem Buche „Schiller und seine Zeitgenossen“ erhoben wurde, ist festzustellen, dass der Dichter noch 10 Jahre nach der Trennung der beiden Freunde sein Gefühl für den Jugendgefährten in warmen Worten bezeugt hat. Streicher sah sich im Jahre 1795 veranlasst, jenem gegen Ende unserer Schrift erwähnten Vorsatz untreu zu werden, wonach die Freunde sich erst dann wieder schreiben wollten, wenn beide zu hohen Stellungen in ihrem Berufe gelangt wären: als ihn der von Wien nach Sachsen reisende Freiherr v. Bühler aufforderte, ihm einige Zeilen an Schiller mitzugeben. Auf den Brief, den Streicher dieserhalb an Schiller richtete, und der eine Einladung zu einem Besuch in Wien enthalten haben muss, erwiderte Schiller am 9. Oktober 1795 von Jena aus mit einem sehr herzlichen Antwortschreiben an den Landsmann und Leidensgenossen von 1782 (bei Jonas, Bd. IV, S. 291/292), indem er Streicher erneut ewige Dankbarkeit gelobt und von seinem inzwischen gewonnenen Familienglück in erquickender, daneben freilich auch sehr schmerzlich berührender Weise berichtet:

„Wie erfreuen Sie mich, lieber Freund, mit der Nachricht, dass es Ihnen wohlgeht, dass Sie mit Ihrem Schicksal zufrieden sind, und nun auch die Freuden des häuslichen Lebens geniessen. Diese sind mir schon seit 6 Jahren zuteil geworden, und ich könnte, im Besitz eines liebevollen Weibes und eines hoffnungsvollen Knaben, so wie in meiner unabhängigen Lage ein ganz glücklicher Mensch sein, wenn ich aus dem Sturme, der mich so lange umhergetrieben, meine Gesundheit gerettet hätte.“

Er erklärt dann, Streichers Einladung nach Wien

eben wegen seiner schwachen Gesundheit nicht annehmen zu können, und bittet hingegen den Freund, ihn in Jena zu besuchen, was er, „da ein Tonkünstler überall zu Hause ist, und selbst auf Reisen die Zeit nicht verliert", sicherlich ausführen könne; für gute Aufnahme in Jena und auch in Weimar, wo man Musik zu schätzen wisse, wolle er sorgen.

Dies war das einzige Mal, dass die beiden nochmals Briefe austauschten; Streicher wollte, wie er sagt, Schillers kostbare Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen und verschob die Antwort, bis er persönlich sie würde bringen können, welchen Vorsatz aber Schillers früher Tod zunichte machte. Seitdem ging er mit der Absicht um, dem geschiedenen Freunde ein Denkmal zu errichten. Er trug sich wiederholt mit dem Gedanken, die Schrift, worin er die Erinnerungen an ihr Zusammensein niedergelegt, der Öffentlichkeit zu übergeben. Schon 1820 wollte er sie herausgeben, um Schillers Resten eine würdigere Bestattung zu sichern, nachdem er in der Allgemeinen Zeitung den Bericht eines Reisenden gelesen, der in Weimar gewesen war und sich sehr hart darüber äusserte, dass man Schillers Grabstätte nicht mehr nachweisen könne. Zugleich regte er bei Goethe die Errichtung eines Denkmals an; zur Verwirklichung beider Zwecke sollte der Ertrag seiner Schrift dienen helfen. Goethe äusserte sich in seiner Anwort dahin, dass „Gelehrte und Dichter, die in ihren Werken fortleben, keines Prachtdenkmals bedürften, wie etwa Krieger, oder Leute, deren Verdienste vorübergehend wären", riet aber zu versuchen, von Dannecker die Kolossalbüste für Weimar zu erlangen, die ihm angemessener schien als ein Kunstwerk von finstrem Eisenguss. Dannecker antwortete auf eine dementsprechende Bitte Streichers nicht direkt, sondern liess ihm durch Cotta einen abschlägigen Bescheid zukommen, und die Baronin Pereira-Arnstein in Wien erhielt von einem hochgestellten württem-

bergischen Staatsmann, dem Grafen . . ., den sie um Vermittlung angegangen, eine so hämische Antwort, dass dem guten Streicher die Sache für einige Zeit ganz verleidet war. Zugleich fand er sich als geborener Stuttgarter in einem Dilemma, ob er etwas für Weimar tun dürfe, da man auch in der Heimat schon daran dachte, ein Denkmal für Schiller zu errichten.

Daneben hatte er mancherlei Materialien zu einer Beschreibung von Schillers Leben gesammelt und beabsichtigte, wie aus seinem handschriftlichen Nachlass hervorgeht, eine vollständige Biographie des lange vor ihm Heimgegangenen zu veröffentlichen. Christophine Reinwald, mit der er in Briefwechsel stand (ein Brief Streichers an die Hofrätin vom 30. August 1826 befand sich im Besitz des Herrn W. Künzel in Leipzig), und die ihm in den Jahren 1826—28 Materialien dazu sandte, sagt in einem Briefe mit Bezug auf Karolinens damals vorbereitete, 1830 erschienene Biographie: „Ich hoffe, dass die Ihrige ihr zuvorkommen wird und ganz bestimmte wahre Tatsachen enthalten wird." Darnach hat auch sie unsern Streicher für den kompetentesten Darsteller einer der wichtigsten Perioden von Schillers Leben angesehen. — Im Jahre 1828 schickt er an Christophine „die erste Abteilung seiner Schrift", welche er noch immer vorhatte „zu einem besondern Zwecke herauszugeben." Mit „der ersten Abteilung" wird, als Teil der geplanten grössern Schrift, eben unser vorliegendes Büchlein gemeint sein, das er in der That im Jahr 1828 abschloss. Die Reinschrift fand sich in seinem Nachlasse: zu der grösseren Publikation kam er nicht mehr, doch konnte Palleske für seine Biographie Streichers handschriftliche Materialiensammlung benutzen, die ihm dessen Schwiegertochter, Frau Friederike Streicher in Wien, zur Durchsicht überliess.

Schliesslich kam der Ertrag der Schrift doch noch einem ähnlichen Zweck zu gute, wie ihr Verfasser sich ihn gedacht: die im folgenden wieder abgedruckte,

1836 erstmalig erschienene Ausgabe, die Streichers Familie durch Dr. A. Hornbostel besorgen liess, gaben die Hinterbliebenen des Verfassers bei Cotta in Verlag, und den Erlös widmeten sie dem Stuttgarter Schillerdenkmal.

Schon daraus erhellt, dass Schillers Andenken auch bei Streichers Nachkommen hoch in Ehren gehalten wurde: sein Sohn gehörte dem Wiener Ausschuss für die allgemeine deutsche Schillerstiftung an, und der Verfasser des von mir in Vorstehendem mit benutzten Aufsatzes „Schiller und Streicher“ (abgedruckt aus der Wiener Zeitung „Die Presse“ vom 8. November 1859, No. 288, in „Findlinge“. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. Von Hoffmann von Fallersleben. 3. Heft. Leipzig, W. Engelmann. 1860. No. 152, S. 419—425) berichtet, dass, als er die Familie Streicher in der Ungergasse zu Wien aufsuchte, das Andenken an Schiller auf ihren Gesichtern wie ein goldener, lachender Sonnenschein gelegen habe.

„Sie dürfen glauben, verehrte Frau, dass ich bei jeder Zeile es gefühlt, wie wenig ich imstande sei, würdig genug von dem Unsterblichen zu sprechen — — Aber ich gebe, was ich vermag; und da die genaue Erzählung einer geschehenen Sache kein Kunstwerk zu sein braucht, so kann auch eine strenge Forderung daran nicht gemacht werden.“ So schreibt Streicher 1828 an Christophine. Nun, mag seine Erzählung zuweilen etwas breit sein, mag seine Bewunderung für den berühmten Genossen etwas zu hyperbolisch anmuten (jedenfalls ist er nicht in den Fehler derer verfallen, denen ihr Ideal aus allzu grosser Nähe gesehen über kleinen Schwächen verloren geht), mag er stellenweise sogar durch eine gewisse Selbstgefälligkeit uns ein Lächeln abnötigen, — wir werden seiner gutherzigen und warmempfindenden Art immer wieder von neuem gut sein müssen und in seiner unbedingten Hingabe

die wunderbare Anziehungskraft bewundern, die das Genie auf nachempfindende Geister ausübt.

Mit einer Vorgeschichte, die Schillers Abstammung und erste Jugend behandelt, beginnt der Verfasser, er schildert dann Schillers Studienzeit und die Umstände, die ihn aus der Heimat fortdrängten, schiebt die Geschichte der Anfänge seiner Freundschaft zu Schiller seit 1780 ein, um alsdann erst zu seinem eigentlichen Thema, der Schilderung der Flucht und der darauf folgenden Mannheimer Jahre überzugehen bis zum Beginn des Monats April 1785, wo Schiller endgiltig sich von ihm trennte, um nach Leipzig überzusiedeln.

Streichers Züge gibt eine bei Wychgram „Schiller" S. 96 abgebildete Büste; hohe Stirn, gestülpte Unterlippe, hervortretende Backenknochen, ein ausgeprägtes Kinn, vor allem aber eine bedeutende, der Schillerschen wenig nachgebende Hakennase sind die charakteristischen Bestandteile des Gesichts; die Haare scheinen die Form kurzer, dichtgereihter Locken, das was man „krullig" nennt, gehabt zu haben. — Ausser den schon oben herangezogenen Briefen Streichers sind im Archiv für Literaturgeschichte Bd. VIII, S. 424f. und in Haakes Schillerreliquien (No. 50) Briefe von ihm veröffentlicht.

Streicher war es auch, der 20 Jahre nach Schillers Tode die Anregung zur Wegnahme der irdischen Reste des Dichters aus dem Kassengewölbe auf dem alten Friedhof vor der St. Jakobskirche gab (1826); wie bekannt, wurde zunächst der Schädel in dem Sockel von Danneckers (erster, noch zu Schillers Lebzeiten modellierter) Büste geborgen und erst später mit den in der Fürstengruft beigesetzten Gebeinen wieder vereinigt (September 1827, auf Veranlassung König Ludwigs I. von Bayern).

Zur Behandlung des Textes habe ich noch anzuführen, dass ich einen diplomatisch treuen Abdruck der Urausgabe gebe und nur offenbare Druckfehler

und sinnstörende Verschreibungen der Vorlage zu bessern mir erlaubte; auch die Interpunktion ist beibehalten bis auf ganz wenige Fälle, wo durch unbedeutende Änderungen die Verständlichkeit des Textes gefördert wurde. Natürlich ist die ursprüngliche Orthographie sorgfältig gewahrt. Auf einzelne sachliche Verstösse, die wir zum grossen Teil heute mit leichter Mühe korrigieren können, ist in den Anmerkungen hinter dem Text hingewiesen, wo auch alle Textbesserungen von Belang verzeichnet sind.

Doch nun wollen wir bescheiden zurücktreten und dem liebenswürdigen Streicher selbst das Wort geben. Als ein Denkmal idealer Freundschaft steht sein Werkchen in unserer Literatur da; des Verfassers Selbstlosigkeit, Hochherzigkeit und Bescheidenheit strahlen hell daraus hervor, und man weiss nicht, was man am meisten bewundern soll. Seine Aufopferungsfähigkeit macht ihn zu einem Freund im höchsten Sinne des Wortes und gemahnt an die Intensität, mit der dieses Verhältnis eigentlich nur von den Alten aufgefasst wurde, von Schiller selbst aber in seiner „Bürgschaft“ mit nachfühlendem Verständnis dargestellt worden ist.

Am 10. November 1904.

Hans Hofmann.

Schiller's

Flucht von Stuttgart

und

Aufenthalt in Mannheim

von

1782 bis 1785.

Stuttgart und Augsburg,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1836.

Vorrede.

Der Verfaſſer des nachſtehenden Werkchens, Andreas Streicher*), lebt nicht mehr. Zu den ſchönſten Erinnerungen ſeines reich beſchäftigten Lebens gehörten die Tage, die er in Schillers Nähe zugebracht hatte, deſſen Andenken er mit liebender Begeiſterung, mit ſchwärmeriſcher Verehrung bewahrte. Er hatte den edlen Dichterjüngling im Unglücke geſehen, im Kampfe mit feindlichen Verhältniſſen, und treu und aufopfernd an ihm feſtgehalten. Und gerade jenen Zeitraum, ſo wichtig für die Darſtellung von Schillers Charakter, als er es für die Entwicklung desſelben und ſeiner äußern Lage geweſen, fand der Verfaſſer in allen Biographien des Verewigten faſt nur erwähnt, nur kurz und unvollſtändig behandelt. Er wußte, daß wenige der Überlebenden in dem Falle waren, ſo

*) Geboren am 13 Dec. 1761 zu Stuttgart, ſich der Tonkunſt widmend, lebte er einige Jahre in Mannheim und München, von wo er 1794 nach Wien ging, ſich als Clavier-Lehrer auszeichnete, und ſpäter das Pianofortegeſchäft ſeiner Frau, einer gebornen Stein aus Augsburg, bis zu ſeinem am 25. Mai 1833 erfolgten Tode fortführte.

richtig und ausführlich darüber zu berichten als er, und es drängte ihn, die Feder zu ergreifen, um das Seinige zur Charakteristik des für Deutschland und die Menschheit denkwürdigen Mannes beizutragen. In weit vorgerückten Jahren begann er mit der strengsten Wahrhaftigkeit und sorgsamer, gewissenhafter Liebe die folgenden Mitteilungen auszuarbeiten. Diese Sorgfalt bewog ihn, immer noch daran zu bessern: diese Liebe machte, daß er zuletzt auch Materialien über spätere Lebensabschnitte seines Jugendfreundes sammelte, und über dem Sammeln, Sichten, Ordnen — ereilte ihn der Tod.

Er hatte sich oft und gern mit Entwürfen in Hinsicht auf die Verwendung des Ertrages seiner Schrift zu einer passenden Stiftung, einem Dichterpreis, irgend einem gemeinnützigen Zwecke beschäftigt. Seine Hinterbliebenen halten es für ihre Pflicht gegen ihn und das Publicum, die Herausgabe des Werkes zu besorgen, an welcher den Erblasser selbst ein unerwartetes Ende hinderte. Ueberzeugt, ganz in seinem Sinne zu handeln, legen sie das Honorar, welches die Verlagshandlung ihnen dafür zugesagt, als Beitrag zu dem Denkmale Schillers, auf den Altar des Vaterlandes nieder.

Sie geben das Werk, wie sie es in Reinschrift in seinem Nachlasse fanden.

Sie befürchten nicht, daß der Titel „Flucht“ auch nur einen leisen Schatten auf das Andenken oder den Namen Schillers werfen dürfte, da es allbekannt ist, wie dessen Entfernung von Stuttgart keineswegs Folge irgend eines Fehltrittes war, sondern ganz gleich der Flucht seines „Pegasus“, der mit der Kraft der

Verzweiflung das Joch bricht, um ungehemmten Fluges himmelan zu steigen.

Wie an dem Titel, so glaubten sie auch an dem Inhalte, ja selbst an dem Style nichts willkürlich ändern zu dürfen, um das Eigenthümliche nicht zu verwischen, woran man den Zeitgenossen der früheſten Periode, und den Landsmann unsers gefeierten Dichters erkennen mag. Der Verfasser war Musiker, nicht Schriftsteller, und was ihm die Feder in die Hand gegeben, nur seine glühende Verehrung Schillers, und der frohe und gerechte Stolz ihm einst nahe gestanden zu seyn.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den sie festzuhalten bitten, wird seine Leistung nachsichtige Beurtheiler in den geneigten Lesern finden.

Johann Caspar Schiller, geboren 1723, war der Vater unſeres Dichters, und ein Mann von ſehr vielen Fähigkeiten, die er auf die beſte, würdigſte Weiſe verwendete, und die ſowohl von ſeiner Umgebung, als auch von ſeinem Fürſten auf das vollſtändigſte anerkannt wurden.

In ſeiner Jugend wählte er zum Beruf die Wundarzneikunde, und ging, nachdem er ſich hierin ausgebildet, in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre mit einem bayeriſchen Huſarenregiment nach den Niederlanden, von wo er, nach geſchloſſenem Frieden, in ſein Vaterland Würtemberg zurückkehrte und ſich 1748 zu Marbach, dem Geburtsorte ſeiner Gattin, verheirathete. Dem höher ſtrebenden, und mehr als zu ſeinem Fache damals nöthig war, ausgebildeten Geiſte dieſes Mannes konnte aber der kleine, enge Kreis, in dem er ſich jetzt bewegen mußte, um ſo weniger zuſagen, als er durchaus nichts Erfreuliches für die Zukunft erwarten ließ, und er auch bei früheren Gelegenheiten, wo er gegen den Feind als Anführer in den Vorpoſtengefechten diente, Kräfte in ſich hatte kennen lernen, deren Gebrauch ihm edler, ſo wie für ſich und ſeine Familie nützlicher ſchien, als dasjenige, was er bisher zu ſeinem Geſchäft gemacht hatte. Er verließ daher, bei dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges, an welchem der Herzog gegen Preußen Theil nahm, die Wundarzneikunde gänzlich, ſuchte eine militäriſche Anſtellung, und erhielt ſolche 1757, als Fähnrich und Adjutant bei dem Regiment Prinz Louis um ſo leichter, da er ſchon

früher den Ruhm eines tapfern Soldaten und umsichtigen Anführers sich erworben hatte.

So lange als das würtembergische Corps im Felde stand, machte er diesen Krieg mit, benützte aber die Zeit der Winterquartiere, um mit Urlaub nach Hause zu kehren, und war im November 1759 bei der Geburt seines Sohnes, der auch der einzige blieb, gegenwärtig. Nach geschlossenem Frieden wurde er in dem schwäbischen Gränzstädtchen Lorch als Werbofficier mit Hauptmannsrang angestellt, bekam aber, so wie die zwei Unterofficiere, die ihm beigegeben waren, während drei ganzer Jahre nicht den mindesten Sold, sondern mußte diese ganze Zeit über sein Vermögen im Dienste seines Fürsten zusetzen. Erst als er dem Herzog eine nachdrückliche Vorstellung einreichte, daß er auf diese Art unmöglich länger als ehrlicher Mann bestehen, oder auf seinem Posten bleiben könne, wurde er abgerufen und in der Garnison von Ludwigsburg angestellt, wo er dann später seinen rückständigen Sold, in Terminen, nach und nach erhielt. Sowohl während der langen Dauer des Krieges, als auch in seinem ruhigen Aufenthalte zu Lorch, war sein lebhafter, beobachtender Geist immer beschäftigt neue Kenntnisse zu erwerben, und diejenigen, welche ihn besonders anzogen, zu erweitern. Den Blick unausgesetzt auf das Nützliche, Zweckmäßige gerichtet, war ihm schon darum Botanik am liebsten, weil ihre richtige Anwendung dem Einzelnen, so wie ganzen Staaten Vortheile verschafft, die nicht hoch genug gewürdigt werden können. Da zu damaliger Zeit die Baumzucht kaum die ersten Grade ihrer jetzigen, hohen Kultur erreicht hatte, so verwendete er auf diese seine besondere Aufmerksamkeit, und legte in Ludwigsburg eine Baumschule an, welche so guten Erfolg hatte, daß der Herzog — gerade damals mit dem Bau eines Lustschlosses beschäftigt — ihm 1770 die Oberaufsicht über alle herzustellenden Gartenanlagen und Baumpflanzungen übertrug.

Hier hatte er nun Gelegenheit nicht nur alles, was

er wußte und versuchen wollte, im Großen anzuwenden, sondern auch seine Ordnungsliebe und Menschenfreundlichkeit auf das wirksamste zu beweisen. Um seine Erfahrungen in der Baumzucht, welche nach der Absicht seines Fürsten für ganz Würtemberg als Regel dienen sollten, auch dem Auslande nutzbringend zu machen, sammelte er solche in einem kleinen Werke: Die Baumzucht im Großen, wovon die erste Auflage zu Neustrelitz 1795, und die zweite 1806 zu Gießen erschien.

Auch außer seinem Berufe war die Thätigkeit dieses seltenen Mannes ganz außerordentlich. Sein Geist rastete nie, stand nie still, sondern suchte immer vorwärts zu schreiten. Er schrieb Aufsätze über ganz verschiedene Gegenstände, und beschäftigte sich sehr gern mit der Dichtkunst, — zu welcher er eine natürliche Anlage hatte.

Es ist nicht wenig zu bedauern, daß von seinen vielen Schriften und Gedichten weiter nichts als obiges Werkchen unter die Augen der Welt kam; wäre es auch nur, um einigermaßen beurtheilen zu können, wie viel der Sohn im Talent zum Dichter und Schriftsteller vom Vater als Erbtheil erhalten habe. Der Herzog, der ihm endlich den Rang als Major ertheilte, schätzte ihn sehr hoch; seine Untergebenen, die in großer Anzahl aus den verschiedensten Menschen bestanden, liebten ihn eben so wegen seiner Unparteilichkeit, als sie seine strenge Handhabung der Ordnung fürchteten; Gattin und Kinder bewiesen durch Hochachtung und herzlichste Zuneigung, wie sehr sie ihn verehrten.

Von Person war er nicht groß. Der Körper war untersetzt, aber sehr gut geformt. Besonders schön war seine hohe, gewölbte Stirne, die durch sehr lebhafte Augen beseelt, den klugen, gewandten, umsichtigen Mann errathen ließ. Nachdem er seine heißesten Wünsche für das Glück und den Ruhm seines einzigen Sohnes erfüllt gesehen, und den ersten Enkel seines Namens auf den Armen gewiegt hatte, starb er 1796 im Alter von 73 Jahren,

an den Folgen eines vernachlässigten Katarrh's, nach achtmonatlichen Leiden in den Armen seiner Gattin und der ältesten Tochter, die von Meiningen herbeigeeilt war, um mit der Mutter die Pflege des Vaters zu theilen, zugleich auch die schwere Zeit des damaligen Krieges und ansteckender Krankheiten ihnen übertragen zu helfen.

Die Mutter des Dichters, Elisabetha Dorothea Kodweiß, war aus einem alt-adelichen Geschlecht entsprossen, das sich von Kattwitz nannte, und durch unglückliche Zeitumstände Ansehen und Reichthum verloren hatte. Ihr Vater, der schon den Namen Kodweiß angenommen, war Holz-Inspektor zu Marbach. Eine fürchterliche Ueberschwemmung beraubte ihn dort seines ganzen Vermögens. Aus Noth griff er nun, um seine Familie nicht darben zu lassen, zu gewerblichen Mitteln, bei welchen er jedoch nichts vernachlässigte, was die Bildung des Herzens und Geistes seiner Kinder befördern konnte.

Diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut; ihre Haare waren sehr blond, beinahe roth; die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirne kündigte eine kluge, denkende Frau an. Sie war eine vortreffliche Gattin und Mutter, die ihre Kinder auf das zärtlichste liebte, sie mit größter Sorgfalt erzog, besonders aber auf ihre religiöse Bildung, so früh als es räthlich war, durch Vorlesen und Erklären des neuen Testaments einzuwirken suchte.

Gute Bücher liebte sie leidenschaftlich, zog aber — was jede Mutter thun sollte — Naturgeschichte, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, passende Gedichte, so wie geistliche Lieder, allen andern vor. Auf den Spaziergängen leitete sie die Aufmerksamkeit der zarten Gemüther auf die Wunder der Schöpfung, die Größe, Güte und Allmacht ihres Urhebers. Dabei wußte sie ihren Reden so viel Ueberzeugendes, so viel Gehalt und Würde einzuflechten, daß es ihnen, in späten Jahren noch, un-

vergeßlich blieb. Ihre häusliche Lage war, bei dem geringen Einkommen ihres Gatten, sehr beschränkt, und es erforderte die aufmerksamste Sparsamkeit, sechs Kinder standesgemäß zu erhalten, und sie in allem Nothwendigen unterrichten zu lassen.

Die allgemeine Lebensart und Sitte, welche damals in Würtemberg herrschte, erleichterte jedoch eine gute Erziehung um so mehr, als eine Abweichung von Sparsamkeit, Ordnungsliebe, Rechtschaffenheit, so wie der aufrichtigsten Verehrung Gottes, als ein großer Fehler angesehen und scharf getadelt worden wäre. Die Begriffe von Redlichkeit, Aufopferung, Uneigennützigkeit suchte man damals jedem Kinde in das Herz zu prägen. In der Schule, wie zu Hause, wurde auf die Ausübung dieser Tugenden ein wachsames Auge gehalten. Die Vorbereitungen zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses waren größtentheils Prüfungen des vergangenen Lebens, so wie eindringende Ermahnungen, daß alles Thun und Lassen Gott und den Menschen gefällig einzurichten sey.

Ein nicht unbedeutender Theil der Bewohner Würtembergs, zu welchem sich aus allen Ständen Mitglieder gesellten, konnte sich aber an derjenigen Religionsübung, welche in der Kirche gehalten wurde, nicht begnügen, sondern schloß noch besondere Vereinigungen, um die innerliche, geistige Ausbildung zu befördern, und den äußern Menschen der Stimme des Gewissens ganz unterthänig zu machen, damit dadurch hier schon die höchste Ruhe des Gemüths und ein Vorgeschmack dessen erlangt würde, was das neue Testament seinen muthigen Bekennern im künftigen Leben verspricht. Aber es war keine müßige, innere Anschauung, welcher diese Frommen sich hingaben, sondern sie suchten auch ihre Reden und Handlungen eben so tadellos zu zeigen, als es ihre Gedanken und Empfindungen waren.

Konnten auch die weltlicher Gesinnten einer so strengen Uebung der Religion und Selbstbeherrschung sich nicht unterwerfen, so hatten sie doch nachahmungswürdige Vor-

bilder unter Augen, vor welchen sie sich scheuen mußten die rohe Natur vorwalten zu lassen, oder etwas zu thun, was einen zu scharfen Abstand gegen das Seyn und Handeln der Frömmern gemacht hätte. Für das Allgemeine hatten diese abgeschlossenen, stillen Gesellschaften die gute Folge, daß der würtembergische Volkscharakter als ein Muster von Treue, Redlichkeit, Fleiß und deutscher Offenheit gepriesen wurde, und Ausnahmen davon unter die Seltenheiten gezählt werden durften.

In diesem Lande, unter solchen Menschen, lebten die Eltern unseres Dichters, und nach solchen frommen Grundsätzen erzogen sie auch ihre Kinder. Die Eindrücke dieser tief wirkenden Leitung konnten nie erlöschen; sie begleiteten die Kinder durch das ganze Leben, ermuthigten in den schwersten Prüfungen die Töchter, und sprechen sich mit der höchsten Wärme in den meisten Werken des Sohnes aus.

Auch diese gute, geliebte Mutter erlebte noch den ersehnten Augenblick, ihren einzigen Sohn und Liebling als glücklichen Gatten und Vater, mit errungenem Ruhm gekrönt, im Vaterlande selbst umarmen zu können.

Ein sanfter Tod entriß sie den Ihrigen im Jahr 1801. Ihre Ehe, die ersten neun Jahre unfruchtbar, ward endlich durch sechs Kinder beglückt, von denen gegenwärtig nur noch Dorothea Louise Schiller, geboren 1767, an den Stadtpfarrer Frankh zu Mekmühl im Würtembergischen verheirathet, und Elisabetha Christophina Friederika Schiller, geboren 1757, Wittwe des verstorbenen Bibliothekars und Hofraths Reinwald zu Meiningen, am Leben sind. Die jüngste Schwester, Nannette, geboren 1778, verschied, in Folge eines ansteckenden Nervenfiebers, das durch ein, auf der Solitüde anwesendes Feldlazareth verbreitet wurde, in ihrer schönsten Blüthe, schon im achtzehnten Jahre. Zwei andere Kinder starben bald nach der Geburt.

Dem Bruder an Gestalt, Geist und Gemüth am ähnlichsten ist die edle Reinwald, zu welchen Eigen-

schaften sich noch eine Handschrift gesellt, welche der des Dichters so ähnlich ist, daß man sie davon kaum unterscheiden kann.

Den frommen Gefühlen der Jugend getreu, konnte sie, auch als kinderlose Wittwe, am 16ten September 1826 dem Verfasser schreiben: „Aber ich stehe doch nicht allein, überall umgibt mein Alter der Freundschaft und Liebe sanftes Band, und Gott schenkt mir in meinem neun- und sechzigsten Lebensjahr noch den völligen Gebrauch meiner Sinne und eine Heiterkeit der Seele, die gewöhnlich nur die Jugend beglückt. So sehe ich mit Zufriedenheit meinem Ziel entgegen, das mich in einer bessern Welt mit den Geliebten, die vorangingen, wieder vereinigt."

Unser Dichter, Johann Christoph Friedrich Schiller, wurde am 10ten November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Obwohl Marbach damals nicht der Wohnort seiner Eltern war, so hatte sich dennoch seine Mutter dahin begeben, um in ihrem Geburtsort, in der Mitte von Verwandten und Freunden das Wochenbett zu halten.

Ueber die ersten Kinderjahre Schillers läßt sich mit Zuverlässigkeit nichts weiter angeben, als daß seine Erziehung mit größter Liebe und Aufmerksamkeit besorgt wurde, indem er sehr zart und schwächlich schien.

Erst von dem Jahr 1765 an werden die Nachrichten bestimmter, und verbürgen, daß der Knabe seinen ersten Unterricht im Lesen, Schreiben, Lateinischen und Griechischen von dem Pastor Moser, mit dessen Söhnen zugleich, in Lorch, einem schwäbischen Gränzstädtchen, erhielt, wohin sein Vater, wie oben erwähnt, als Werbofficier versetzt ward.

Damals schon, im Alter von sechs bis sieben Jahren, hatte er ein sehr tiefes religiöses Gefühl, so wie eine sich täglich aussprechende Neigung zum geistlichen Stande. So wie ihn eine ernste Vorstellung, ein frommer Gedanke ergriff, versammelte er seine Geschwister und Gespielen um sich her, legte eine schwarze Schürze als Kirchenrock

um, stieg auf einen Stuhl, und hielt eine Predigt, deren Inhalt eine Begebenheit, die sich zugetragen, ein geistliches Lied oder ein Spruch war, worüber er eine Auslegung machte. Alle mußten mit größter Ruhe und Stille zuhören; denn wie er den geringsten Mangel an Aufmerksamkeit oder Andacht bei der kleinen Gemeinde wahrnahm, wurde er sehr heftig und verwandelte sein anfängliches Thema in eine Strafpredigt.

So voll Begeisterung, Kraft und Muth diese Reden auch waren, so zeigte in den häuslichen Verhältnissen sein Charakter dennoch nichts von jener Heftigkeit, Eigensinn oder Begehrlichkeit, welche die meisten talentvollen Knaben so lästig machen, sondern war lauter Freundschaft, Sanftmuth und Güte.

Gegen seine Mutter bewies er die reinste Anhänglichkeit, so wie gegen die Schwestern die wohlwollendste Verträglichkeit und Liebe, welche von allen auf das herzlichste, besonders thätig aber von der ältesten (der noch lebenden Fr. Hofr. Reinwald) erwiedert wurde, die öfters, obwohl sie unschuldig war, die harten Strafen des Vaters mit dem Bruder theilte.

Obwohl ihn der Vater sehr liebte, so war er doch wegen eines Fehlers, durch den die sparsamen Eltern oft nicht wenig in Verlegenheit gesetzt wurden, hart und strenge gegen ihn. Der Sohn hatte nämlich denselben unwiderstehlichen Hang hülfreich zu seyn, welchen er später in Wilhelm Tell mit den wenigen Worten: „Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte" so treffend schildert.

Nicht nur verschenkte er an seine Cameraden dasjenige, über was er frei verfügen konnte, sondern er gab auch den ärmeren Bücher, Kleidungsstücke, ja sogar von seinem Bette.

Hierin war die älteste Schwester, die gleichen Hang hatte, seine Vertraute, und über diese, da sie, um den jüngern Bruder zu schützen, sich als Mitschuldige bekannte, ergingen nun gleichfalls Strafworte und sehr fühlbare Züchtigungen.

Da die Mutter sehr sanft war, so ersannen die beiden Geschwister ein Mittel, der Strenge des Vaters zu entgehen. Hatten sie so gefehlt, daß sie Schläge befürchten mußten, so gingen sie zur Mutter, bekannten ihr Vergehen und baten, daß sie die Strafe an ihnen vollziehe, damit der Vater im Zorne nicht zu hart mit ihnen verfahren möchte.

So scharf aber auch öfters die zu große Freigebigkeit des Sohnes von dem Vater geahndet wurde, so wenig verkannte dieser dennoch die übrigen seltenen Eigenschaften des Knaben. Er liebte ihn nicht nur wegen seiner Begierde etwas zu lernen, und wegen der Fähigkeit das Erlernte zu behalten, sondern besonders auch wegen seines biegsamen, zartfühlenden Gemüthes.

Da sich bei dem Sohne die Neigung zum geistlichen Stande so auffallend und anhaltend aussprach, so war ihm der Vater um so weniger hierin entgegen, da dieser Stand in Würtemberg sehr hoch geschätzt wurde, auch viele seiner Stellen eben so ehrenvoll als einträglich waren.

Als die Familie 1768 nach Ludwigsburg ziehen mußte, wurde der junge Schiller sogleich in die Vorbereitungsschulen geschickt, wo er neben dem Lateinischen und Griechischen auch Hebräisch — als zu dem gewählten Beruf unerläßlich — erlernen mußte.

In den Jahren 1769 bis 1772 war er dreimal in Stuttgart, um sich in den vorläufigen Kenntnissen zur Theologie prüfen zu lassen, und bestand jederzeit sehr gut. Sein Fleiß konnte nur wenige Zeit durch körperliche Schwäche, welche durch das schnelle Wachsen veranlaßt wurde, unterbrochen werden; denn, wie seine Gesundheit kräftiger wurde, brachte er das Versäumte mit solchem Eifer ein, und lag so anhaltend über seinen Büchern, daß ihm der Lehrer befehlen mußte, hierin Maß zu halten, indem er sonst an Geist und Körper Schaden leiden würde. Theilnehmend, wohlwollend und gefällig für die Wünsche seiner Mitschüler, konnte er sich den jugendlichen Spielen leicht hingeben und in Gesellschaft das mitmachen,

was er allein wohl unterlassen hätte. Bei einer solchen Gelegenheit, kurz vor dem Zeitpunkt, wo er in der Kirche sein Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen sollte, sah ihn einst die fromme Mutter, und ihre Vorwürfe über seinen Muthwillen machten so vielen Eindruck auf ihn, daß er noch vor der Confirmation seine Empfindungen zum erstenmal in Gedichten aussprach, die religiösen Inhalts waren.

Je näher die Zeit heranrückte, in welcher er in eines der Vorbereitungs-Institute aufgenommen werden sollte, welche Jünglingen, noch ehe sie die Universität beziehen konnten, gewidmet waren, mit um so größerm Eifer ergab er sich nun seinen Studien.

Ohne Zweifel würde die Welt an Schillern einen Theologen erhalten haben, der durch bilderreiche Beredsamkeit, eingreifende Sprache, Tiefe der Philosophie und deren richtige Anwendung auf die Religion, Epoche gemacht, und alles Bisherige übertroffen haben würde, wenn nicht seine Laufbahn gewaltsam unterbrochen, und er zum Erlernen von Wissenschaften genöthigt worden wäre, für die er entweder gar keinen Sinn hatte, oder denen er nur durch die höchste Selbstüberwindung einigen Geschmack abgewinnen konnte.

Der Herzog von Würtemberg hatte nämlich schon im Jahr 1770 auf seinem Lustschlosse Solitüde eine militärische Pflanzschule errichtet, die so guten Fortgang hatte, daß die Lehrgegenstände, welche anfänglich nur auf die schönen Künste beschränkt waren, bei anwachsender Zahl der Zöglinge auch auf die Wissenschaften ausgedehnt wurden.

Um die fähigsten jungen Leute kennen zu lernen, wurde von Zeit zu Zeit bei den Lehrern Nachfrage gehalten, und diese empfahlen 1773, unter andern guten Schülern, auch den Sohn des Hauptmanns Schiller als den vorzüglichsten von allen. Sogleich machte der Herzog dem Vater den Antrag, seinen Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen, auf fürstliche Kosten unterrichten, und in allem freihalten lassen zu wollen.

Dieſes großmüthige Anerbieten, das Manchem ſo willkommen war, verurſachte aber in der ganzen Schillerſchen Familie die größte Beſtürzung, indem es nicht nur den ſo oft beſprochenen Plan aller vereitelte, ſondern auch dem Sohn jede Hoffnung raubte ſich als Redner, als Schriftſteller und geiſtlicher Dichter einſt auszeichnen zu können.

Weil jedoch damals für die Theologie in dieſer Anſtalt noch kein Lehrſtuhl war, auch der junge Schiller ſchon alle Vorbereitungsſtudien für dieſen Stand gemacht hatte, ſo verſuchte der Vater dieſe Gnade durch eine freimüthige Vorſtellung abzuwenden, die auch ſo guten Erfolg hatte, daß der Herzog ſelbſt erklärte, auf dieſe Art könne er in der Akademie ihn nicht verſorgen. Einige Zeit lang ſchien der Fürſt den jungen Schiller vergeſſen zu haben. Aber ganz unvermuthet ſtellte er noch zweimal an den Vater das Begehren, ſeinen Sohn in die Akademie zu geben, wo ihm die Wahl des Studiums frei gelaſſen würde, und er ihn bei ſeinem Austritt beſſer verſorgen wolle, als es im geiſtlichen Stande möglich wäre.

Die Freunde der Familie, ſo wie dieſe ſelbſt, ſahen nur zu gut, was zu befürchten wäre, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs, das man nun als einen Befehl annehmen mußte, nicht Folge geleiſtet würde, und mit zerriſſenem Gemüth fügte ſich endlich auch der Sohn, um ſeine Eltern, die kein anderes Einkommen hatten als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszuſetzen.

Man mußte alſo den Ausſpruch des Gebieters erfüllen, und konnte ſich für das Aufgeben ſo lange genährter Wünſche nur dadurch einigermaßen für entſchädigt halten, daß die weitere Erziehung des Jünglings keine großen Unkoſten verurſachen, und eine beſonders gute Anſtellung in herzoglichen Dienſten, ihm einſt gewiß ſeyn würde.

Was noch weiter zur Beruhigung der Mutter und

Schwestern beitrug, war die Nähe des Institutes; die Gewißheit, den Sohn und Bruder jeden Sonntag sprechen zu können; dann die große Sorgfalt, welche man für die Gesundheit der Zöglinge anwendete, und die vertrauliche, sehr oft väterliche Herablassung des Herzogs gegen dieselben, durch welche die strenge Disciplin um vieles gemildert wurde.

Mißmuthigen Herzens verließ der vierzehnjährige Schiller 1773 das väterliche Haus, um in die Pflanzschule aufgenommen zu werden, und wählte zu seinem Hauptstudium die Rechtswissenschaft, weil von dieser allein eine den Wünschen seiner Eltern entsprechende Versorgung einst zu hoffen war. Aber sein feuriger, schwärmerischer Geist fand in diesem Fache so wenig Befriedigung, daß er es sich nicht verwehren konnte, dem Bekenntniß, welches jeder Zögling über seinen Charakter, seine Tugenden und Fehler jährlich aufsetzen mußte, schon das erstemal die Erklärung beizufügen: „Er würde sich weit glücklicher schätzen, wenn er seinem Vaterland als „Gottesgelehrter dienen könnte."

Auf diesen, eben so schön als bescheiden ausgesprochenen Wunsch wurde jedoch keine Rücksicht genommen. Das Studium der Rechtswissenschaft mußte fortgesetzt werden, und wurde auch mit allem Fleiß und Eifer von ihm betrieben. Aber nach Verlauf eines Jahres beschied der Herzog den Vater Schillers wieder zu sich, um ihm zu sagen: „daß, „weil gar zu viele junge Leute in der Akademie Jura „studirten, seinem Sohne eine so gute Anstellung bei „seinem Austritt nicht werden könne, wie er selbst gewünscht hätte. Der junge Mensch müsse Medicin studiren, „wo er ihn dann mit der Zeit sehr vortheilhaft versorgen „wolle."

Ein neuer Kampf für den Jüngling! Neue Unruhe für seine Eltern und Geschwister! Schon einmal hatte der zartfühlende Sohn aus Rücksicht für seine Angehörigen die Neigung zu einem Stande aufgeopfert, den ihm die Vorsehung ganz eigentlich bestimmt zu haben schien. Jetzt

sollte er ein zweites Opfer bringen. Er sollte, nachdem er ein volles Jahr der Rechtswissenschaft gewidmet, ein anderes Fach ergreifen, gegen das er die gleiche Abneigung, wie gegen das zuerst erwählte an den Tag legte. Jedoch der beugsame, kindliche Sinn, der ihn auch später in allen Vorfällen seines Lebens nie verließ, machte ihm diesen schweren Schritt möglich, und er unterwarf sich dem, was man über ihn bestimmt hatte.

Für den Vater war es zugleich nicht wenig lästig, daß er die zahlreichen, zum Rechtsstudium erforderlichen Werke ganz unnützer Weise angeschafft hatte, und nun für das neue Fach noch viel größere Ausgaben machen mußte, indem nur den gänzlich Unvermögenden die nöthigen Bücher von der Akademie verabfolgt wurden.

Als der junge Schiller in die Classe der Mediciner übertreten mußte, war er in seinem sechszehnten Jahre, und so ungern er auch die neue Wissenschaft ergriff, indem er nicht hoffen konnte sich jemals recht innig mit ihr zu befreunden, so fand er sie doch nach kurzer Zeit um vieles anziehender, als er sich vorgestellt hatte; denn die verschiedenen Theile derselben, so trocken auch ihre Einleitung seyn mochte, behandelten doch alle, ohne Ausnahme, die lebendige Natur, und versprachen ihm einst bei dem Menschen neue Aufschlüsse über die Wechselwirkung des Körperlichen und des Geistigen aufeinander. Sein schon von Jugend auf sehr starker Hang zum Forschen, zum tiefen Nachdenken, wurde durch die Hoffnung angefeuert, hier einst Entdeckungen machen zu können, die seinen Vorgängern entschlüpft wären, oder daß es ihm vielleicht gelingen würde, die in so großer Menge zerstreuten Einzelnheiten auf wenige, allgemeine Resultate zurückzuführen. Aber bei allen diesen reizenden Vorahnungen, und ungeachtet der vorgeschriebenen Ordnung, die auch sehr streng gehalten werden mußte, benutzte er doch jede freie Minute, um sich mit der Geschichte, der Dichtkunst, oder den Schriften zu beschäftigen, welche den Geist, das Gemüth oder den Witz anregen, und vermied solche, bei denen der kalte,

überlegende Verstand ganz allein in Anspruch genommen wird. Unter den Dichtern war es Klopstock, der sein Gefühl, das noch immer am liebsten bei den ernsten, erhabenen Gegenständen der Religion verweilte, am meisten befriedigte. Seinen eigenen Genuß an diesen Werken suchte er auch seiner ältesten Schwester wenigstens in dem Maße zu verschaffen, als es durch briefliche Mittheilung in Erklärung der schönsten und schwersten Stellen möglich war. In seiner jugendlichen Unschuld, den hohen Stand noch gar nicht ahnend, zu dem ihn die Vorsehung erwählt und mit allen ihren göttlichen Gaben so überschwenglich reich betheilt hatte, konnte er wohl öfters die entschiedene Neigung für dichterische oder andere Geisteswerke als eine bloße Belustigung für seine Phantasie betrachten, und sich Vorwürfe darüber machen, wenn dadurch so manche Stunde seinem Berufsstudium entzogen wurde. Aber eine innere, beruhigende Stimme rief ihm dann zu: ist der große Arzt, der große Naturforscher Haller nicht auch zugleich ein großer Dichter? Wer besang die Wunder der Schöpfung schöner und herrlicher als Haller?

„Du hast den Elephant aus Erde aufgethürmt,
„Und seinen Knochenberg beseelt,"

war ein Ausdruck, den Schiller, nebst so vielen andern dieses Dichters, nicht nur damals, sondern auch dann noch mit Bewunderung anführte, als seine erste Jugendzeit längst verflogen war.

Jedoch nicht nur das Beispiel Hallers erleichterte ihm die Selbstentschuldigung wegen seines Hangs für die Dichtkunst, sondern es waren in der Abtheilung, in welche er jetzt versetzt war, noch mehrere Zöglinge, die eine gleiche Leidenschaft für Genüsse des Geistes und Gemüthes hatten, unter denen sich Petersen, Hofer, Massenbach und andere, als Dichter oder Schriftsteller, später bekannt gemacht haben. Je erkünstelter der Fleiß war, mit dem diese jungen Leute ihr Hauptstudium trieben, je gieriger suchten sie Erholung in dichterischen Werken, von denen endlich die von Goethe und Wieland ihnen die liebsten

waren. Ihre natürlichen Anlagen verleiteten sie, bei dem bloßen Lesen und Genießen nicht stehen zu bleiben, sondern ihre Kräfte auch an eigenen Aufsätzen oder poetischen Darstellungen zu versuchen. Und daß keiner seine Arbeit den anderen verheimlichte; daß jeder mit größter Offenheit getadelt oder gelobt würde; daß diese Jünglinge sich in ungewöhnlichen oder verwegenen Dichtungen zu überbieten suchten, war eine natürliche Folge ihrer Jahre und des Zwanges, dem sie unterworfen waren. Die gleiche Lieblingsneigung, die sie nur verstohlnerweise befriedigen durften, die gleiche Subordination, unter die sie ihren Willen beugen mußten, ketteten sie so fest an einander, daß sie in der Folge sich nie trafen, ohne ihre Freude durch die fröhlichste Laune, oft durch wahren Jubel zu bezeugen.

Unter allen diesen Schriften aber machten diejenigen, die für das Theater geschrieben waren, den meisten Eindruck auf den jungen Schiller. Jede Handlung im Ganzen, jede Scene im Einzelnen, weckte in ihm eine der schlummernden Kräfte, deren die Natur für *diese* Dichtungsart so viele in ihn gelegt hatte, und die so reizbar waren, daß er mit einem dramatischen Gedanken nur angehaucht zu werden brauchte, um sogleich in Flammen der Begeisterung aufzulodern. In seinem zehnten Jahre hatte er zwar schon in Ludwigsburg Opern gesehen, die der Herzog mit allem Pomp, mit aller Kunst damaliger Zeit aufführen ließ. So neu und wundervoll dem empfänglichen Knaben der schnelle Wechsel prachtvoller Decorationen, das Anschauen künstlicher Elephanten, Löwen ꝛc., die Aufzüge mit Pferden, das Anhören großer Sänger von einem trefflichen Orchester begleitet, der Anblick von Balleten, die von Noverre eingerichtet, von Vestris getanzt wurden — so sehr dieses alles vereinigt ihn auch außer sich versetzen mußte, so hatte es doch nur die äußern Sinne des Auges, des Ohres berührt, aber Gefühl und Gemüth weder angesprochen noch befriedigt. Dagegen waren *Julius von Tarent*, *Ugolino*, *Götz von Berlichingen*, und einige Jahre vor seinem Austritt, alle Stücke von *Shakespeare* diejenigen

Werke, welche mit allen seinen Gedanken und Empfindungen so übereinstimmten, seines Geistes sich dergestalt bemeisterten, daß er schon in seinem siebenzehnten Jahre sich an dramatische Versuche wagte, und das später so berühmte Trauerspiel, die Räuber, zu entwerfen anfing. Gaben die genannten Schriften seiner Vorliebe für dramatische Poesie schon überflüssige Nahrung, so wurde seine Neigung, so wie für schöne Kunst überhaupt, schon dadurch unterhalten und bestärkt, daß er mit jenen Zöglingen, die sich für die Bühne, die Tonkunst oder Malerei bestimmt hatten, im genauen Umgange stand. Denn so streng auch in dieser Akademie darauf gehalten wurde, daß jeder die Gegenstände seines künftigen Berufes auf das gründlichste erlerne, so war, wenn diesen Forderungen Genüge geleistet wurde, der Umgang der Zöglinge unter einander gar nicht so beschränkt, daß sie ihre freien Stunden nicht hätten nach ihrem Willen benützen dürfen, wenn dieser die allgemeine Ordnung nicht störte. Auch war es denjenigen unter ihnen, die Gefallen daran fanden, alle Jahre einigemal erlaubt, Theaterstücke in einem akademischen Saale aufzuführen, bei denen aber die weiblichen Rollen gleichfalls von Jünglingen besetzt werden mußten. Schiller konnte dem Drange nicht widerstehen, sich auch als Schauspieler zu versuchen, und übernahm im Clavigo eine Rolle, die er eben so darstellte, daß sein Spiel noch lange nachher sowohl ihm als seinen Freunden reichen Stoff zum Lachen und zur Satyre verschaffte.

Es konnte jedoch nicht anders kommen, als daß diese dichterischen Zerstreuungen nur zum Nachtheil seiner medicinischen Studien genossen wurden, und daß er manchen Verdruß mit seinem Hauptmann, so wie öfters Vorwürfe von seinen Professoren sich zuzog, wenn er das aufgegebene Pensum nicht gehörig ausgearbeitet hatte.

Und dennoch, sowohl aus Liebe zu seinen Eltern, denen er Freude zu machen wünschte, als aus Ehrgeiz und edlem Stolze, war sein Fleiß aufrichtiger und größer, als der seiner Mitschüler. Aber, geschah es denn mit

seinem Willen, daß ihn, mitten im eifrigsten Lernen, Bilder überraschten, die mit denen, die das Buch darbot, nicht die mindeste Aehnlichkeit hatten! — War es seine Schuld, daß er anatomische Zeichnungen, Präparate, fast unmöglich in ihrer eingeschränkten Beziehung betrachten konnte, sondern seine Phantasie sogleich in dem Großen, Allgemeinen der ganzen Natur umher schweifte? Oder, konnte er es seiner, ihm so treu anhänglichen Muse verwehren, daß sie, selbst in den Collegien, wenn er mit tiefsinnigem Blick auf den Professor horchte, ihm etwas zuflüsterte, was seine Ideen von dem Vortrage wegriß, und seinen Geist auch den ernstlichsten Vorsätzen entgegen in dichterische Gefilde leitete? — Nichts von allem diesem. Ganz unfreiwillig mußte er sich diesen Störungen unterwerfen. Wie durch eine zauberische Gewalt herbei geführt, gährten in seinem Innern Bilder und Entwürfe, die immer stärker andrängten, je mehr der Mann sich in ihm entwickelte und seine Vorstellungen sich bereicherten.

Er selbst sah sehr gut ein, daß er, bei diesem nicht ungetheiltem Treiben seiner Berufswissenschaft, sehr spät das Ziel erreichen würde, welches er sich vorgesetzt hatte, und ob auch seine Lehrer die treffenden Bemerkungen und Antworten von ihm weit höher als den mechanischen Fleiß der Andern achteten, so stellte er doch zu große Forderungen an sich selbst, als daß ihm seine bisherigen Fortschritte hätten genügen können. Er beschloß daher in seinem achtzehnten Jahre, so lange nichts Anderes, als was die Medicin betreffe, zu lesen, zu schreiben, oder auch nur zu denken, bis er sich das Wissenschaftliche davon ganz zu eigen gemacht hätte. Der ungeheuern Ueberwindung, die es ihn anfangs kostete ungeachtet, verfolgte er diesen Vorsatz mit solcher Festigkeit, und studirte die ärztlichen Werke von Haller mit so viel unausgesetztem Eifer, daß er schon nach Verlauf von kaum drei Monaten eine Prüfung darüber bestehen konnte, von welcher er die größten Lobsprüche einerntete. Diese außer-

ordentliche Anstrengung, bei welcher er sich auch den kleinsten Genuß, selbst ein aufmunterndes Gespräch versagte, hatte zwar etwas nachtheilig auf seinen Körper gewirkt, dagegen aber ihn mit der Wissenschaft dergestalt vertraut gemacht, daß er nun mit größter Leichtigkeit auf die Anwendung derselben, sowohl in ihren verschiedenen Fächern als in der Heilkunde selbst übergehen konnte.

Das höchste Opfer, welches er seinem künftigen Berufe bringen mußte, war eine so lange dauernde Entsagung der Dichtkunst, die bei ihm schon zur Leidenschaft geworden war. Aber er hatte sich von der Geliebten ja nur entfernt! Untreu konnte er ihr niemals werden; denn so wie er den Grad des Wissens, der ihn zum Meister der Arzneikunde machen sollte, einmal erobert hatte, kehrte er mit allem Feuer ungestillter Sehnsucht in die Arme der Göttin zurück, und benutzte jeden freien Augenblick zur Ausarbeitung seines angefangenen Trauerspiels. Auch dichtete er, außer vielen andern Sachen, in diesem Zeitpunkt eine Oper, Semele, die so großartig gedacht war, daß, wenn sie hätte aufgeführt werden sollen, alle mechanische Kunst des Theaters damaliger Zeit (und man darf sagen, auch der jetzigen) nicht ausgereicht haben würde, um sie gehörig darzustellen.

Das Praktische der Medicin kostete ihn nun weit weniger Mühe, als ihm das Theoretische verursacht hatte. Die Anwendung der vorgeschriebenen Regeln erhöhte sein Interesse schon darum, weil er ihre Wirkung beobachten, und Bemerkungen darüber äußern konnte, die von seinen Professoren oft bewundert wurden. Die günstigen Zeugnisse, die sie ihm ertheilten, hatten für ihn die angenehme Folge, daß er mit dem Antritt seines zweiundzwanzigsten Jahres, über eine von ihm selbst geschriebene Abhandlung öffentlich disputiren durfte, und für fähig gehalten ward, nicht nur aus der Akademie treten, sondern auch eine ärztliche Anstellung in herzoglichen Diensten bekleiden zu können. Er erhielt zu Ende des Jahrs 1780 bei dem in Stuttgart liegenden Grenadier-Regiment Augé,

die Stelle eines Arztes, mit monatlicher Besoldung von achtzehn Gulden Reichswährung, oder fünfzehn Gulden im zwanzig Gulden-Fuß.

Obwohl die Berufsfähigkeiten Schillers eine würdigere Auszeichnung verdient hätten, und auch die Stelle nebst ihrem kleinen Sold sehr tief unter der Erwartung der Eltern war, die, dem gegebenen Versprechen des Herzogs gemäß, auf eine weit bessere Versorgung gezählt hatten, so durfte doch von keiner Seite ein Widerspruch erhoben, oder eine Einwendung dagegen gemacht werden.

Und derjenige, der die größte Ursache zu klagen gehabt hätte, war am besten mit dieser Entscheidung zufrieden, weil nun seine Thätigkeit freien Raum hatte, und weil ihm der ungehinderte Gebrauch seiner Dichtergabe gestattet schien, die sich von Tag zu Tag stärker entwickelte; denn je mehr ihm der Zwang und die unabänderliche Regelmäßigkeit mißfiel, in welcher er sieben Jahre seiner schönsten Jugendzeit zubringen mußte, um so öfter und leidenschaftlicher beschäftigte er sich mit Entwürfen, wie er einst seine Freiheit genießen wolle; und als endlich die Hoffnung zur Selbstständigkeit, sowohl ihm als seinen jungen Freunden in Gewißheit überzugehen anfing, war es ihre einzige, angenehmste Unterhaltung, sich ihre Wünsche und Vorsätze hierüber mitzutheilen. Die letzteren betrafen jedoch hauptsächlich literarische Gegenstände, die so thätig ins Werk gesetzt wurden, daß Schiller sogleich nach dem Antritt seines Amtes das Schauspiel, die Räuber, das er in den vier letzten Jahren seines akademischen Aufenthaltes schrieb, gänzlich in Ordnung brachte, und solches zu Anfang des Sommers 1781 im Druck herausgab.

Es wäre vergeblich den Eindruck schildern zu wollen, den diese Erstgeburt eines Zöglings der hohen Carls-schule, und wie man wußte, eines Lieblings des Herzogs, in dem ruhigen, harmlosen Stuttgart hervorbrachte, wo man nur mit den frommen, sanften Schriften eines Gellert, Hagedorn, Rammler, Rabener, Utz, Kramer, Schlegel, Cronegk, Haller, Klopstock, Stollberg

und Aehnlicher den Geist nährte; wo man die Gedichte von Bürger, die Erzählungen von Wieland, als das Aeußerste anerkannte, was die Poesie in sittlichen Schilderungen sich erlauben darf — wo man Ugolino für das schauderhafteste und Götz von Berlichingen für das ausschweifendste Product erklärte; — wo Shakespeare kaum einigen Personen bekannt war, und wo gerade die Leiden Siegwarts, Carl von Burgheim und Sophiens Reise von Memel nach Sachsen das höchste Interesse der Leseliebhaber erregt hatten. Nur derjenige, der die genannten Schriften kennt, sich den ruhigen, stillen Eindruck, den sie einst auf ihn machten, zurückruft, und dann einige Auftritte aus den Räubern lies't; nur der allein kann sich die Wirkung lebhaft genug vorstellen, welche diese — in Rücksicht ihrer Fehler sowohl als ihrer Schönheiten — außerordentliche Dichtung hervorbrachte. Die jüngere Welt besonders, wurde durch die blendende Darstellung, durch die natürliche, ergreifende Schilderung der Leidenschaften, in die höchste Begeisterung versetzt, welche sich unverholen auf das lebhafteste äußerte.

Der Ruhm des Dichters blieb aber nicht auf sein Vaterland beschränkt. Ganz Deutschland ertönte von Bewunderung und Erstaunen, daß ein Jüngling seine Laufbahn mit einem Werke eröffne, womit andere sich glücklich preisen würden, die ihrige beschließen zu können.

Diese Lobeserhebungen, so schmeichelhaft sie auch seinem Ehrgeize waren, konnten ihn jedoch nicht in dem Grade berauschen, daß er geglaubt hätte, schon vieles, oder gar alles erreicht zu haben, sondern waren eher ein Sporn für ihn, noch Größeres zu leisten.

Er veranstaltete im nämlichen Jahre noch die Herausgabe einer Sammlung Gedichte, die theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden schon in der Akademie bearbeitet worden waren, und ließ solche unter dem Titel Anthologie 1782 erscheinen. Da auch das von dem Professor Balthasar Haug seit einigen Jahren herausgegebene Schwäbische Magazin sich seinem Ende nahte, so be-

schloß er, in Gemeinschaft mit seinen Freunden die erlöschende Monatschrift, als ein Repertorium für Literatur fortzusetzen, was um so leichter zu Stande kam, je größer der Vorrath war, den sie schon früher gesammelt hatten. Mit wahrhaft jugendlichem Uebermuth verfaßte er für diese Schrift in der Folge eine Recension seiner Räuber, welche so hart und beißend war, daß man nicht begreifen konnte, wie jemand es wagen mochte, eine Arbeit so streng zu tadeln, deren Glanz die meisten Leser verblendet und auch den größten Kennern Achtung abgenöthigt hatte. Der über diese Beurtheilung häufig geäußerte Tadel gewährte aber ihm desto mehr Belustigung, je weniger jemand — außer einigen Freunden, die darum wußten — vermuthete, daß der Verfasser selbst diese scharfe Geißel über sich geschwungen.

Diese literarischen Beschäftigungen, welche eine lang gehegte Sehnsucht befriedigten, und bei welchen sich Schiller ganz in seinem Element befand, hätten ihm wenig zu wünschen übrig gelassen, wenn dadurch seine körperlichen Bedürfnisse eben so wie seine geistigen gehoben gewesen wären. Allein dieß konnte um so weniger der Fall seyn, je kleiner in Stuttgart die Anzahl der Buchhändler oder derjenigen Leute war, die nicht nur lesen, sondern auch kaufen wollten. Es ließ sich schon für die Räuber kein Verleger finden, der die Ausgabe auf seine Kosten wagen, noch minder aber etwas dafür honoriren wollte, daher der Dichter genöthigt war, sie auf eigene Kosten drucken zu lassen, und da seine Geldkräfte bei weitem nicht hinreichten, den Betrag zu borgen.

Um zu versuchen, ob er nicht zu einigem Ersatz seiner Auslagen gelangen könne, und um sein Werk auch im Ausland bekannt zu machen, schrieb er, noch ehe der Druck ganz beendigt war, an Herrn Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, der durch den vortheilhaftesten Ruf bekannt war, und schickte ihm die fertigen Bogen zu, welche er, mit Bemerkungen begleitet, wieder zurück erhielt.

Ob allein die Ansichten des Herrn Schwan den Verfasser aufmerksam machten, oder ob er selbst darüber erschrack, wie grell und widerlich sich Manches dem Auge darstelle, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in den letzten Bogen wurde Einiges geändert, die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue, mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt.

Wer es weiß, wie einseitig ein Dichter oder Künstler wird, wenn er nicht mit andern seines Faches, die höher als er, oder doch mit ihm auf gleicher Stufe stehen, Umgang haben und seine Ideen austauschen kann; wer zugibt, daß bei einem reichen, feurigen Talent, in den ersten Jünglingsjahren nur Begeisterung und Einbildungskraft herrschen, Verstand und Geschmack aber von diesen übertäubt werden; der wird die stärksten Auswüchse in den Räubern um so eher entschuldigen, als der Dichter nicht in der Lage war, einen in der Literatur bedeutenden Mann zum Vertrauten zu haben, und auch schon sein zweites Werk hinlänglich bezeugte, mit welcher Umsicht er die Fehler des ersten zu vermeiden gesucht.

So sehr Herr Schwan als Buchhändler Schillern nützlich zu werden suchte, so eifrig verwendete er sich bei dem damaligen Intendanten des Mannheimer Theaters, Baron von Dalberg, damit dieses Stück für die Bühne brauchbar gemacht und aufgeführt werden könne. Dem zufolge forderte Baron von Dalberg den Dichter auf, nicht nur dieses Trauerspiel abzuändern, sondern auch seine künftigen Arbeiten für die Schauspieler-Gesellschaft in Mannheim einzurichten. Schiller willigte um so lieber in diesen Vorschlag, je entfernter der Zeitpunkt war, in welchem eine seiner Dichtungen auf dem Theater in Stuttgart hätte aufgeführt werden können, indem die Leistungen desselben bloß als Versuche von Anfängern gelten konnten.

Vor dem Jahr 1780 war nie ein stehendes deutsches Theater in der Hauptstadt Würtembergs. Was man

daselbst vom Schauspiel kannte, waren die Opern und Ballette, welche früher, ganz auf herzogliche Kosten, von Italienern und Franzosen, und nachdem diese verabschiedet waren, von den männlichen und weiblichen Zöglingen der Akademie, gleichfalls in italienischer und französischer Sprache gegeben wurden. In Mitte der siebziger Jahre kam Schikaneder nach Stuttgart; durfte aber keine Vorstellungen im Opernhause geben, sondern mußte seine Operetten, Lust- und Trauerspiele im Ballhause aufführen. Erst als die Zöglinge der Akademie mehr herangewachsen, und man sie — da sie doch einmal für das Schauspiel bestimmt waren — in Uebung erhalten wollte, gaben sie so lange, bis ein neues Theater gebaut wurde, die Woche einige deutsche Operetten in dem Opernhause, für deren Genuß das Publicum ein sehr mäßiges Eintrittsgeld bezahlte. Auch als das kleinere Theater fertig stand, wurden anfänglich nichts als kleine, deutsche Opern aufgeführt; was um so natürlicher war, da sich unter allen, welche sich dem Theater gewidmet hatten, nur eine einzige Person fand, welche wahrhaft großes Talent, sowohl für komische als ernsthafte Darstellungen zeigte.

Diese war — Herr Haller, ein wahrer Sohn der Natur. Wäre ihm damals das Glück geworden in einer andern Umgebung zu seyn, gute Vorbilder und Beispiele zu sehen, so hätte er einer der besten Schauspieler Deutschlands werden können, und sein Name wäre mit den Vorzüglichsten dieser Kunst zugleich genannt worden.

Je tiefer nun diese vaterländische Schaubühne unter dem Ideale stand, das Schillern von einem guten, besonders aber tragischen Schauspiel vorschwebte, um so lebhafter ergriff er den Vorschlag, sein Stück für eine Bühne zu bearbeiten, die nicht nur einen sehr großen Ruf hatte, sondern sich auch um so mehr als die erste in Deutschland achten durfte, da fast alle ihre Mitglieder in der Schule von Ekhof gebildet waren. Mit all dem Eifer, den Jugend und Begeisterung zur Erreichung eines Zweckes, der für ihn das höchste seiner Wünsche war, nur immer

hervorbringen können, ging Schiller an die Umarbeitung seines Trauerspiels, die er sich weniger schwer dachte, als er in der Folge fand. Denn, wäre es ihm auch leicht geworden, seinen hohen, dichterischen Flug den Schranken der Bühne und den Forderungen des Publicums gemäß einzurichten; oder hätte er auch ohne Bedauern manche Scenen und Stellen aufgeopfert, die er und seine Freunde sehr hoch geschätzt hatten, so raubten ihm seine Berufsgeschäfte den ungehinderten Gebrauch der Zeit, so wie die nöthige Stimmung, die eine solche Arbeit erfordert. Seinem ganzen Wesen, das nicht den mindesten Zwang ertragen konnte, war das immerwährende Einerlei der Lazarethbesuche, und eben so das tägliche und genaue Erscheinen auf der Wachtparade, um seinem General den Rapport über die Kranken abzustatten, im höchsten Grad zuwider. Die unpoetische Uniform, aus einem blauen Rock mit schwarzem Sammtkragen, weißen Beinkleidern, steifem Hut und einem Degen ohne Quaste, bestehend, sah er als ein Abzeichen an, das ihn unablässig an die Subordination erinnern solle. Am härtesten fiel ihm jedoch, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Generals sich nicht aus der Stadt entfernen, und seine nur eine Stunde von Stuttgart wohnenden Eltern und Geschwister besuchen durfte. In seiner schönsten Jugendzeit mußte er diesen Umgang meistens nur auf schriftliche Unterhaltung beschränken, und jetzt, da er sich frei glauben durfte, war es ihm um so schmerzlicher, den Besuch seiner nächsten Angehörigen von der Laune seines Chefs erbitten zu müssen.

Die ganze Familie fand sich durch seine Anstellung als Regimentsarzt getäuscht, indem sie, als der Sohn seiner Neigung zur Theologie entsagen mußte, auf das von dem Herzog gegebene Versprechen fest baute, daß er ihn für die gemachte Aufopferung auf die vortheilhafteste Art schadlos halten würde.

Jedoch mußten alle sich fügen, und dem Sohne blieb nur der Trost, den er in seinen dichterischen Beschäftigungen

fand, und nebenbei die Aussicht, sich dadurch im Auslande bekannt, und seinen Wirkungskreis bedeutender zu machen. Er schrieb daher auch an Wieland, den er nicht allein wegen seiner Vielseitigkeit, sondern vorzüglich wegen der hohen Vollendung seiner Dichtungen außerordentlich hoch schätzte, und war überglücklich, als er von diesem großen Mann eine Antwort erhielt, die nicht nur das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistungen Schillers in vollem Maß anerkannte, sondern auch überhaupt sehr geistreich und schmeichelhaft war. Für die Freunde von Schiller, die an allem, was ihn betraf, mit dem wärmsten Eifer Antheil nahmen, war es eine Art von Fest diesen Brief zu lesen; sowohl die schöne, reine Schrift, als die fließende Schreibart zu bewundern, und sich über dessen Inhalt zu besprechen. Mit Stolz hoben sie es heraus, daß der Sänger des Musarion auch ein Schwabe sey, und von diesem Schwaben die Sprache der Grazien der feinsten, gebildetsten Welt vorgetragen werde.

Aehnliche Ermunterungen vom Auslande, nebst dem Drange, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft verwirklicht zu sehen, stärkten den Muth des jungen Dichters, und erhoben ihn über die Widerwärtigkeiten, welche ihm seine Lage täglich verursachte. Außer den vielen Unterbrechungen aber, die ihm sein Stand zur Pflicht machte, waren auch die Einwürfe des Baron Dalberg nichts weniger als dazu geeignet, ihn bei guter Laune für seine Arbeit zu erhalten, und man darf sich daher auch nicht wundern, daß er zur Umschmelzung seines Schauspiels so viele Monate brauchte, als es bei minderer Störung Wochen bedurft hätte.

Er besiegte jedoch alle Schwierigkeiten, so sehr sich auch sein ganzes Wesen anfangs dagegen sträubte, und fühlte sich wie von der schwersten Last erleichtert, als er sein Manuscript für fertig halten und nach Mannheim absenden konnte. Um aber dem Leser das Gesagte anschaulicher zu machen, sey es erlaubt einen Theil des Schreibens, welches die Umarbeitung begleitete, aus den, bei D. R. Marx in Karlsruhe erschienenen Briefen

Schillers an Baron Dalberg hier einzurücken, indem es zur Bestätigung des Obigen dient, und zugleich den Beweis liefert, wie streng und mit wie wenig Schonung er bei der Abänderung verfuhr. Selten wird wohl ein Dichter bei seinem ersten Werke schon alles für so wichtig angesehen, oder so scharf beurtheilt haben, als es hier von einem zwei- und zwanzigjährigen Jüngling geschehen ist.

Stuttgart den 6. October 1781.

„Hier erscheint endlich der verlorene Sohn, oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poeticis sehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks schon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an sich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der Gallerie, oder sonst leidigen Conventionen aufopfern, und einem so durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt seyn können, daß es, wie in der Natur so auf der Bühne, für Eine Idee, Eine Empfindung, auch nur Einen Ausdruck, Ein Colorit gibt. Eine Veränderung, die ich in einem Charakterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch seinen Handlungen und der auf diesen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung. Also Hermann. Wiederum stehen die Räuber im Original unter sich in lebhaftem Contrast, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contrastiren zu lassen, ohne

in einem von ihnen gegen die Delicateſſe des Schauplatzes anzurennen. Als ich es anfangs dachte, und den Plan bei mir entwarf, dacht' ich mir die theatraliſche Darſtellung hinweg. Daher kam's, daß Franz als ein raiſonnirender Böſewicht angelegt worden; eine Anlage, die, ſo gewiß ſie den denkenden Leſer befriedigen wird, ſo gewiß den Zuſchauer, der vor ſich nicht philoſophirt, ſondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich dieſen Grundriß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stücks einen Stoß zu geben; ich ſehe alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erſcheinen wird, die Rolle nicht ſpielen werde, die er beim Leſen geſpielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuſchauer an den feinen Nüancen vorüberreißt, und ihn alſo wenigſtens um den dritten Theil des ganzen Charakters bringt. Der Räuber Moor, wenn er, wie ich zum voraus verſicherte, ſeinen Mann unter den HH. Schauſpielern findet, dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde ſpielen, weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben. Spiegelberg, Schweizer, Hermann ꝛc. ſind im eigentlichſten Verſtande Menſchen für den Schauplatz; weniger Amalie und der Vater.

Ich habe ſchriftliche, mündliche und gedruckte Recenſionen zu benutzen geſucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leiſten konnte, denn nur dem Verfaſſer eines Stücks, zumal, wenn er ſelbſt noch Verbeſſerer wird, zeigt ſich das non plus ultra vollkommen. Die Verbeſſerungen ſind wichtig, verſchiedene Scenen ganz neu, und meiner Meinung nach, das ganze Stück werth — —

Franz iſt der Menſchheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu iſt etwas ſeltſam. Eine Scene, wie ſeine Verurtheilung im fünften Act, iſt meines Wiſſens auf keinem Schauplatz erlebt, eben ſo wenig als Amaliens

Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stücks däucht mir nun die Krone desselben zu seyn. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß seyn sollte, so steht es in der Willkür des Theaters Räsonnements abzukürzen, oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmle." — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Fr. Schiller, R. Medicus.

Es würde die vorgesteckten Gränzen dieser Schrift überschreiten, wenn auch die folgenden Briefe, welche die Einwürfe des Freiherrn von Dalberg widerlegen sollten, hier angeführt würden. Nur so viel sey noch hierüber gesagt, daß, so sehr auch Schiller den Zug in dem Charakter Carl Moors, die Geliebte mit seiner Hand zu tödten, als wesentlich zur ganzen Rolle, ja als eine positive Schönheit derselben betrachtete, sein Gegner davon nicht abzubringen war, daß Amalie sich selbst mit dem Dolch erstechen müsse. Der andere Punkt, die Räuber in die Zeiten Maximilians des Ersten zu versetzen, und in altdeutscher Kleidung spielen zu lassen, machte der theatralischen Wirkung gar keinen Eintrag, indem die Handlung zu sehr hinriß, um Vergleichungen zwischen der Sprache und dem Costüm anstellen zu können, und damals nur äußerst wenige der Kritik, sondern nur des Eindrucks wegen, den das Gesehene bei ihnen zurück lassen sollte, das Schauspiel besuchten.

Mit welcher Unruhe Schiller den Nachrichten aus Mannheim entgegen sah, und in welcher Spannung er die Zeit zubrachte, welche zu den Vorbereitungen, den Proben erforderlich war, mag wohl nur der am richtigsten beurtheilen, der als Dichter oder Tonkünstler sich zum erstenmal in gleichem Fall befindet. Er selbst sagt hierüber in einem der folgenden Briefe (S. 42): „Auf „meinen Räuber Moor bin ich im höchsten Grad be„gierig, und von Herrn Böck, der ihn ja vorstellen soll, „höre ich nichts als Gutes. Ich freue mich wirklich „darauf, wie ein Kind.“ Ferner: „Ich glaube meine „ganze dramatische Welt wird dabei aufwachen, und im „Ganzen einen größern Schwung geben; denn es ist das „erstemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als „Mittelmäßiges hören werde.“

Endlich kam auch der so heftig gewünschte und ersehnte Tag heran, wo er seinen verlornen Sohn, wie er anfangs die Räuber benennen wollte, in der Mitte Januars 1782, auf dem Theater in Mannheim darstellen sah. Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier ꝛc. waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbei geströmt, um dieses berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, von Künstlern aufführen zu sehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuschender Wahrheit gaben, und nun hier um so stärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheuerer und schrecklicher die Gegenstände waren, welche dem Zuschauer vorgeführt werden sollten. Der kleine Raum des Hauses nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde eine Loge zu erhalten, ihre Sitze schon Mittags um ein Uhr zu suchen, und geduldig zu warten, bis um fünf Uhr endlich der Vorhang aufrollte. Um die Veränderung der Coulissen leichter zu bewerkstelligen, machte man aus fünf Acten deren sechs, welche von fünf Uhr bis nach zehn Uhr dauerten. Die ersten drei Acte machten die Wirkung nicht, die man im Lesen davon erwartete;

aber die letzten drei enthielten alles, um auch die gespannteſten Forderungen zu befriedigen.

Vier der beſten Schauſpieler, welche Deutſchland damals hatte, wendeten alles an, was Kunſt und Begeiſterung darbieten, um die Dichtung auf das vollkommenſte und lebendigſte darzuſtellen. Böck als Carl Moor war vortrefflich, was Declamation, Wärme des Gefühls und den Ausdruck überhaupt betraf. Nur ſeine kleine, unterſetzte Figur ſtörte anfangs, bis der Zuſchauer von dem Feuer des Spiels fortgeriſſen, auch dieſe vergaß. Beil als Schweitzer ließ nichts zu wünſchen übrig; ſo wie auch Koſinsky durch die paſſende Perſönlichkeit des Herrn Beck ſehr gewann. Durch die Art aber wie Iffland die Rolle des Franz Moor nicht nur durchgedacht, ſondern dergeſtalt in ſich aufgenommen hatte, daß ſie mit ſeiner Perſon eins und daſſelbe ſchien, ragte er über alle hinaus, und brachte eine nicht zu beſchreibende Wirkung hervor, indem keine ſeiner Rollen, welche er früher und dann auch ſpäter gab, ihm die Gelegenheit verſchaffen konnte, das Gemüth bis in ſeine innerſten Tiefen ſo zu erſchüttern, wie es bei der Darſtellung des Franz Moor möglich war. Zermalmend für den Zuſchauer war beſonders die Scene, in welcher er ſeinen Traum von dem jüngſten Gericht erzählte, mit aller Seelenangſt die Worte ausrief: „richtet einer über den Sternen? Nein! Nein!“ und bei dem zitternd und nur halblaut geſprochenen in ſich gepreßten Worte, Ja! Ja! — die Lampe in der Hand, welche ſein geiſterbleiches Geſicht erleuchtete — zuſammenſank. Damals war Iffland 26 Jahre alt, von Körper ſehr ſchmächtig, im Geſicht etwas blaß und mager. Dieſer Jugend ungeachtet war ſein Spiel auch in den kleinſten Schattirungen ſo durchgeführt, daß es ein nicht zu vertilgendes Bild in jedem Auge, das ihn ſah, zurückließ.

Welche Wirkung die Vorſtellung der Räuber auf den Dichter derſelben hervorbrachte, davon haben wir noch ein Zeugniß in dem Brief an Baron Dalberg vom

17. Jänner 1782, wo er schreibt: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen ꝛc.“

Daß auch ihn selbst das Spiel von Iffland überraschte, bezeugt er in demselben Briefe mit Folgendem: „Dieses einzige gestehe ich, daß die Rolle Franzens, die ich als die schwerste erkenne, als solche über meine Erwartung (welche nicht gering war) vortrefflich gelang.“ Schiller hatte sich, ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen, aus Stuttgart entfernt, um sein Schauspiel zu sehen; es wußten daher auch nur einige um seine Abwesenheit, und sie blieb für dießmal verborgen. Aber die Heiterkeit, welche vor der Abreise sein ganzes Wesen beseelt hatte, war nach seiner Rückkehr fast ganz verschwunden; denn so heftig er die Stunden des schöpferischen Genusses herbei gewünscht hatte, so mißvergnügt war er nun, daß er seine medicinischen Amtsgeschäfte wieder vornehmen und sich der militärischen Ordnung fügen mußte, da ihm jetzt nicht nur der Ausspruch der Kenner, der stürmische Beifall des Publicums, sondern hauptsächlich sein eigenes Urtheil die Ueberzeugung verschafft hatten, daß er zum Dichter, besonders aber zum Schauspiel-Dichter geboren sey, und daß er hierin eine Stufe erreichen könne, die noch keiner seiner Nation vor ihm erstiegen. Jede Beschäftigung, die er nun unternehmen mußte, machte ihn mißmuthig, und er achtete die Zeit, die er darauf verwenden mußte, als verschwendet. Es bedurfte wirklich auch einiger Wochen, bis sein aufgeregtes Gemüth sich wieder in die vorigen Verhältnisse finden konnte, und als er etwas ruhiger geworden war, brütete seine Einbildungskraft sogleich wieder über neuen Sujets, die als Schauspiele bearbeitet werden könnten.

Unter mehreren, die aufgenommen und wieder verworfen wurden, blieben Conradin von Schwaben und die Verschwörung des Fiesco zu Genua diejenigen,

welche ihm am meisten zusagten. Endlich wählte er letzteres, und zwar nicht allein wegen des Ausspruchs von J. J. Rousseau, daß der Charakter des Fiesco einer der merkwürdigsten sey, welche die Geschichte aufzuweisen habe; sondern auch, weil er bei dem Durchdenken des Planes fand, daß diese Handlung der meisten und wirksamsten Verwicklungen fähig sey. Sobald sein Entschluß hierüber fest stand, machte er sich mit allem, was auf Italien, die damalige Zeit, so wie auf den Ort, wo sein Held handeln sollte, Beziehung hatte, mit größter Emsigkeit bekannt, besuchte fleißig die Bibliothek, las und notirte alles, was dahin einschlug, und als er endlich den Plan im Gedächtniß gänzlich entworfen hatte, schrieb er den Inhalt der Acte und Auftritte in derselben Ordnung wie sie folgen sollten, aber so kurz und trocken nieder, als ob es eine Anleitung für den Coulissen-Director werden sollte. Nach Lust und Laune arbeitete er dann die einzelnen Auftritte und Monologe aus, zu deren Mittheilung und Besprechung ihm aber ein Freund, von dessen Empfänglichkeit und warmer Theilnahme er die Ueberzeugung hatte, um so mehr unentbehrlich war, da er auch bei seinen kleinern Gedichten es sehr liebte solche vorzulesen, um das dichterische Vergnügen doppelt zu genießen, wenn er seine Gedanken und Empfindungen im Zuhörer sich abspiegeln sah.

Diese angenehmen Beschäftigungen, welche den edlen Jüngling für alles schadlos hielten, was er an Freiheit oder sonstigem Lebensgenuß entbehren mußte, wurden aber auf eine sehr niederschlagende Art durch etwas gestört, was wohl als die erste Veranlassung zu dem unregelmäßigen Austritt Schillers aus des Herzogs Diensten angesehen werden kann. Die Sache war folgende:

In den beiden ersten Ausgaben der Räuber, in der dritten Scene des zweiten Actes, befindet sich eine Rede des Spiegelberg, welche einen Bezug auf Graubünden hat, und die einen Bündner so sehr aufreizte, daß er eine Vertheidigung seines Vaterlandes in den

Hamburger Correspondenten einrücken ließ. Wahrscheinlich wäre diese Protestation ohne alle Folgen geblieben, wenn nicht die Zeitung als eine Anklage gegen Schiller dem Herzog vor Augen gelegt worden wäre. Dieser war um so mehr über diese öffentliche Rüge aufgebracht, indem derjenige, gegen den sie gerichtet worden, nicht nur in seinen Diensten stand, sondern auch einer der ausgezeichnetsten Zöglinge seiner, mit so vieler Mühe und Aufmerksamkeit gepflegten Akademie war. Er erließ daher an Schiller sogleich die Weisung, sich zu vertheidigen, so wie den Befehl, alles weitere in Druckgeben seiner Schriften, wenn es nicht medicinische wären, zu unterlassen, und sich aller Verbindung mit dem Ausland zu enthalten.

Schiller beantwortete die Anklage damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört.

War der strenge Verweis und das Mißfallen seines Fürsten, das er auf eine so zufällige und ganz unschuldige Art sich zugezogen, schon im höchsten Grad unangenehm für Schiller, so mußte der harte Befehl — sich bloß auf seinen Beruf als Arzt und auf die Stadt, worin er lebte, einschränken zu sollen — noch schmerzlicher für ihn seyn, indem es ihm unmöglich fiel, den Hang, welchen er für die Dichtung hatte, zu unterdrücken und sich in einer Wissenschaft auszuzeichnen, die er nur aus Furcht vor der Ungnade des Herzogs ergriffen, und der er seine Lieblingsneigung, den ersten Vorsatz seiner Kinderjahre aufgeopfert hatte. Durch das Verbot, sich in irgend eine Verbindung mit dem Ausland einzulassen, war ihm jede Möglichkeit zur Verbesserung seiner Umstände abgeschnitten, und selbst die kleinlichsten Sorgen, die härtesten Entsagungen hätten es nicht bewirken können, mit einer so geringen Besoldung aus-

zureichen. Das Versprechen, welches der Herzog bei der Aufnahme Schillers in die Akademie seinen Eltern gegeben hatte, war so wenig erfüllt worden, daß sein Gehalt als Regimentsarzt kaum demjenigen eines Pfarrvicars gleich kam, und durch den Aufwand für Equipirung, für standesmäßiges Erscheinen, beinahe auf nichts herab gebracht wurde.

Was aber gewöhnliche Menschen niederbeugt, was ihnen Geist und Glieder erschlafft, hebt den Muth der Starken, der Kraftvollen nur um so höher. Noch in den Jünglingsjahren bewährte sich jetzt Schiller als einen Mann, der sich durch keine Widerwärtigkeiten aus seiner Bahn bringen läßt, sondern rastlos das vorgesteckte Ziel verfolgt. Anstatt sich in nutzlosen Klagen auszulassen, arbeitete er nur um desto eifriger an seinem Fiesco, den er als einen neuen Hebel zur Sprengung seines Gefängnisses betrachtete, und in dessen Ausarbeitung er all das Wilde, Rohe, was ihm bei den Räubern zum Vorwurf gemacht wurde, zu vermeiden suchte.

Eine widerliche Unterbrechung seiner dramatischen Arbeiten wurde durch die Dissertation veranlaßt, welche er in diesem Frühjahr einreichen mußte, um auf der hohen Carlsschule (welchen Titel nun die ehemalige Militärakademie erhalten hatte) den Grad eines Doctors der Medicin zu erhalten. Dieser Förmlichkeit konnte er sich schon darum nicht entziehen, weil der Herzog seine neue Universität mit eifersüchtiger Liebe pflegte, und darauf besonders sah, daß diejenigen, welche er erziehen lassen, vor den Augen der Welt sich als der Anstalt vollkommen würdig zeigen sollten. Auch war Schiller, was seine Studien betraf, einer der hervorstechendsten Zöglinge in der Akademie, weßwegen er nicht nur von seinem Fürsten, sondern auch von seinen Lehrern, wie schon oben erwähnt, vorzüglich gelobt und geachtet wurde.

Ueberdieß würde es dem Herzog weit mehr als seinem Zögling unangenehm gewesen seyn, wenn der junge Arzt bloß darum, weil er den Doctorhut nicht genommen,

von den Collegen seiner Kunst Schwierigkeiten oder weniger Achtung erfahren hätte.

Daß Schiller selbst gegen diese Ehre im höchsten Grad gleichgültig war, äußerte er oft und stark genug gegen seine Freunde, und wer daran noch zweifeln könnte, findet seine unverhohlene Aeußerung hierüber in dem Brief an Baron Dalberg vom 1sten April 1782 S. 52, wo er sagt:

„Meine gegenwärtige Lage nöthigt mich den Gradum eines Doctors der Medicin in der hiesigen Carlsschule anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben, und in das Gebiet meiner Handwerks-Wissenschaft noch einmal zurückstreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trockenen, terminologischen Kunst machen müssen; allein, was seyn muß zieht nicht erst die Laune und Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden war; vielleicht finde ich dann im Schoß der schönen Kunst eine süße Indemnität für den facultistischen Schweiß."

(Sollte ein Arzt diese Aeußerungen verdammen wollen, so möge er sich erinnern, daß es in Schillers Gedicht „die Theilung der Erde" nur der Dichter ausschließend ist, zu welchem Jupiter sagt:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.)

Mittlerweile wurden in Mannheim die Räuber sehr oft, mit demselben Zulauf, mit dem gleichen Beifall wie das erstemal gegeben, und es war nichts natürlicher, als daß der Ruf von der ungeheuren Wirkung dieses Stücks, so wie von der meisterhaften Darstellung desselben, auch nach Stuttgart gelangte, und dort in den meisten Gesellschaften, besonders aber in den Umgebungen des Dichters, vielen Stoff zum Sprechen gab. Man darf sich daher nicht wundern, daß Schiller den öftern Wünschen und dringenden Bitten einiger Freundinnen und Freunde

nachgab, eine kurze Reise des Herzogs zu benützen, und während dessen Abwesenheit, ohne Urlaub zu nehmen, mit ihnen nach Mannheim zu gehen, und daselbst im Wiedersehen seines Schauspiels seinen eigenen Genuß durch das Mitgefühl seiner Reisegefährten zu erhöhen. Schiller willigte nur zu gern ein, und schrieb nach Mannheim um die Aufführung der Räuber auf einen bestimmten Tag zu erbitten, was ihm auch von der Intendanz sehr leicht gewährt wurde. Aber bei der Anschauung dessen, was er mit seinen ersten, jugendlichen Kräften schon geleistet, war auch der Gedanke unabweislich, wie Vieles, wie Großes er noch würde leisten können, wenn diese Kräfte nicht eingeengt oder gefesselt wären, sondern freien, ungemessenen Spielraum erhalten könnten. Eine Idee, die durch seine enthusiastischen Begleiter um so mehr angefeuert und unterhalten wurde, je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Scenen bei ihnen zurückgelassen hatten.

Bei seiner ersten heimlichen Reise hatte er nur die einzige Sorge, daß sie verschwiegen bleiben möchte. Auf die zweite nahm er schon, außer dieser Sorge, das beschränkende Verbot mit, seine dichterischen Arbeiten bekannt zu machen, nebst dem strengen Befehl sich das Ausland als für ihn gar nicht vorhanden, denken zu müssen. Er kam daher auch äußerst mißmuthig und niedergeschlagen wieder nach Stuttgart zurück, eben so verstimmt durch die Betrachtungen über sein Verhältniß, als leidend durch die Krankheit, welche er mitbrachte. (Diese Krankheit, welche durch ganz Europa wanderte, bestand in einem außerordentlich heftigen Schnupfen und Katarrh, den man russische Grippe oder Influenza nannte, und der so schnell ansteckend war, daß der Verfasser dieses, als er Schillern einige Stunden nach dessen Ankunft umarmt hatte, nach wenigen Minuten schon, von Fieberschauern befallen wurde, die so stark waren, daß er sogleich nach Hause eilen mußte.)

Schiller äußerte sich gegen einen seiner jüngern Freunde, dem er völlig vertrauen durfte, ganz unverhohlen,

mit welchem Widerwillen er sich Stuttgart genähert habe — wie ihm hier nun alles doppelt lästig und peinlich seyn müsse, indem er in Mannheim eine so glänzende Aufnahme erfahren, wo hingegen er hier kaum beachtet werde und nur unter Druck und Verboten leben könne — daß ihm nicht nur von seinen Bewunderern, sondern von Baron Dalberg selbst die Hoffnung gemacht worden, ihn ganz nach Mannheim ziehen zu wollen, und er nicht zweifle, es werde alles Mögliche angewendet werden, um ihn von seinen Fesseln zu befreien. Sollte dieses nicht gelingen, so werde er nothgedrungen, wolle er anders hier nicht zu Grunde gehen, einen verzweifelten Schritt thun müssen. Er nahm sich vor, so wie er nur den Kopf wieder beisammen habe, sogleich nach Mannheim zu schreiben, damit unverweilt alles geschehe, was seine Erlösung bewirken könne. Es ist ein Glück für den Verfasser, daß Baron Dalberg alle Briefe von Schiller an ihn so sorgfältig aufgehoben, und daß sie durch den Druck bekannt geworden sind, indem sonst manches, was jetzt und in der Folge vorkommt, als Anschuldigung oder bloße Meinung erklärt, und unser Dichter weit weniger gerechtfertigt werden könnte, als es nun durch diese Beweise möglich ist. Der folgende Brief S. 59 ist der erste Beleg hierzu.

Stuttgart, den 4 Junius 1782.

„Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hieherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat E. E. für so viele Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich durch einen höchst widrigen Contrast meines Vaterlandes mit Mannheim schon so weit verleidet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald niemand seyn,

als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht.

„Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie schnell sich ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß wie stark Ihr Muth ist, eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen sie angebetet werden, haben es mir mit Enthusiasmus vorher gesagt; aber es war diese Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so dreist mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern, und von ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden.

„Brauche ich mehr zu sagen, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten? —

„E. Exc. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch versiegelte, ewig fühlen; wenn Eure Excellenz diese drei Ideen goutiren, und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg.

„Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern,

die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.

„Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünsche nichts Anderes, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles, was ich bin, für Sie aufzuopfern wünsche.

E. E.

unterthäniger Schiller."

Beilage.

„Sie schienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employiren, als in dem Mittel, mich von hier weg zu bekommen, zu finden. Jenes steht ohnehin ganz bei Ihnen, allein zu diesem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen.

1) Da im Ganzen genommen das Fach der Mediciner bei uns so sehr übersetzt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht wird; so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der sich nicht trotzen lassen will, mit guter Art den Schein gibt, als geschehe es ganz durch seine willkürliche Gewalt, als wäre es sein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vocation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beim Herzog.

2) Wünsche ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim National-Theater zu Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsetzen (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach

dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich, und fällt auch so hart nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh seyn, wenn ich selbst nicht mehr anmahne.

3) Würde es höchst nothwendig seyn, zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollten, zu Mannheim zu prakticiren, und meine medicinischen Uebungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwand für mein Wohl zu sorgen, cujonire und weniger fortlasse."

Alles, was auch ein Augen- oder Ohrenzeuge erzählen könnte, wäre nicht im Stande, die traurigen Empfindungen des armen Jünglings über seine beklemmende Lage stärker und wahrer zu schildern, als er es selbst in diesem Briefe gethan.

Daß er die Bitte nicht aufs Gerathewohl, sondern durch Aufmunterung von Leuten gethan, die ihre Gewährung für sehr leicht und unfehlbar hielten, erhellt aus der Stelle: „ich weiß, wie stark Ihr Muth ist, eine schöne That zu unternehmen, und wie warm ihr Eifer ist, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim haben es mir mit Enthusiasmus vorhergesagt ꝛc. ꝛc." und die folgende „E. Exc. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch besiegelte, ewig fühlen ꝛc." beweis't auf das deutlichste, daß Baron Dalberg selbst ihm das Wort gab, sich für ihn bei seinem Fürsten zu verwenden.

Die drei Vorschläge, welche in der Beilage enthalten sind, waren ganz auf die genaue Kenntniß vom Charakter des Herzogs berechnet, indem er einen sehr verzeihlichen Stolz darein setzte, daß durch seine Fürsorge und Leitung schon so viele talentvolle Jünglinge aus seiner Akademie hervorgegangen, und er auch ein sehr großer Liebhaber des Theaters, so wie einer der feinsten Kenner seiner Zeit

war, der es schon darum nicht ungern sehen konnte, wenn sich unter seinen Zöglingen gute Dichter fanden, weil alle Jahre am Geburtsfeste der Gräfin von Hohenheim (später Gemahlin des Herzogs) Gelegenheitsstücke mit großer Feierlichkeit und dem größten Aufwande gegeben wurden, bei welchen sowohl das Gedicht als auch die Musik von Eleven verfaßt waren.

Der dritte Punkt beweis't weit mehr für die wahrhaft väterliche Sorge, welche der Herzog für das Wohl derer hatte, die er erziehen ließ, als alles, was man dafür anführen könnte, und es läßt sich nicht im geringsten zweifeln, daß wenn Baron Dalberg unter den ihm angezeigten Bedingungen versucht hätte, den jungen Dichter von Stuttgart nach Mannheim zu ziehen, sein Fürst ohne Anstand — gewiß aber mit der Anempfehlung, für Schiller alle Sorge zu tragen — das Gesuch bewilligt haben würde.

Schiller nährte anfangs die besten Hoffnungen, daß er nun bald aus seiner verdrießlichen Lage befreit seyn würde. Als aber nach Verlauf mehrerer Wochen nichts geschah, war es ihm um so schmerzlicher, seine dringende, flehende Bitte umsonst gethan zu haben und sich ohne alle äußere Hülfe zu sehen. Allein er ließ dessen ungeachtet den Muth nicht sinken, sondern arbeitete nur um so eifriger an seinem Fiesco, was allein im Stande war, ihn wenigstens zeitweise seinen Zustand *vergessen* zu machen. Aber die Freundinnen des Dichters hatten nicht vergessen, daß sie *in seiner Gesellschaft* zu Mannheim die Räuber hatten aufführen sehen, und konnten dem Drange nicht widerstehen, die Wirkung dieses Trauerspiels, so wie das Verdienst der dortigen Schauspieler, *auch andern* nach Würden zu schildern. Unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die halbe Stadt, erfuhr es auch der General Augé und endlich — der Herzog selbst. Dieser wurde im höchsten Grad über die Vermessenheit seines ehemaligen Lieblings aufgebracht, daß er sich, ohne Urlaub zu nehmen, *mehrere Tage* entfernt, und seinen Lazarethdienst ver-

nachläſſiget habe. Er ließ ihn vor ſich kommen, gab ihm die ſtrengſten Verweiſe darüber, daß er ſich dem ausdrücklichen Verbote zuwider aufs neue mit dem Auslande eingelaſſen, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, ſeinen Degen abzugeben, und dort vierzehn Tage im Arreſt zu bleiben.

Obwohl die verhängte Strafe für die Uebertretung des herzogl. Befehls ganz der militäriſchen Ordnung gemäß und nichts weniger als zu ſtreng war, ſo wurde Schiller davon dennoch in ſeinem Innerſten verwundet, und zwar nicht darum, weil ihm ſolche zu hart ſchien, ſondern weil er jetzt überzeugt ſeyn mußte, daß jede Ausſicht in eine beſſere Zukunft für ihn verloren, und er nun eigentlich nichts Anderes als ein Gefangener ſey, der ſeine vorgeſchriebene Arbeit verrichten müſſe.

In der That konnte ſein Verhältniß von ſeinen Freunden nicht anders, als im höchſten Grade traurig und verzweifelt beurtheilt werden, weil an eine Milderung oder Zurücknahme der Befehle des Herzogs um ſo weniger zu denken war, je mehr man ihn als Selbſtherrſcher kannte und je ſeltener die Fälle waren, wo er von ſeinem ausgeſprochenen Willen hätte abgelenkt werden können. Was man auch rathen oder erfinden mochte war unbrauchbar, unthunlich, weil der fürſtliche Machtſpruch allem ein unüberſteigliches Hinderniß entgegenſetzte.

Wäre es aber auch Schillern möglich geweſen, ſeinen außerordentlichen Hang zur Dichtung zu bekämpfen, und ſich ganz der Arzneikunde zu widmen, ſo hätte es mehrere Jahre bedurft, um ſich einen Ruf zu erwerben, der ihn von dem Gemeinen, Alltäglichen unterſchieden hätte. Auch fühlte er es ſo ſehr, wie unnütz die ernſtlichſten Vorſätze, ſein angebornes Talent zu unterdrücken, ſeyn würden, daß er lieber alle Entbehrungen, alle Strafen ſich hätte gefallen laſſen, wenn ihm nur die Erlaubniß geblieben wäre, den Reichthum ſeines Geiſtes in der Welt auszubreiten, und ſich denjenigen anzureihen, deren Name von

der Mit- und Nachwelt nur in Bewunderung und Verehrung genannt wird.

So wenig Vortheil Gold, Perlen und Diamanten in einer menschenleeren Wüste bringen, so wenig konnte ihm die köstlichste Gabe des Himmels nützen, wenn er sie nicht gebrauchen durfte, wenn er bei ihrer Anwendung Strafe befürchten mußte. Ja, diese Göttergabe konnte ihm nur zur Qual, zur wirklichen Marter werden, weil alles was er dachte, was er empfand, nur darauf Bezug hatte, und es ihm die schmerzlichste Ueberwindung gekostet haben würde, Ideen dieser Art abzuwehren.

Der Weihrauch, den man in öffentlichen Blättern ihm über sein erstes Schauspiel, über seine ersten Gedichte gestreut, die schmeichelhaften Zuschriften eines Wielands und Anderer, die Lobeserhebungen derjenigen, von deren gesundem Urtheil er überzeugt war, besonders aber sein eigenes Bewußtseyn, hatten ihn seinen Werth schätzen gelehrt, und er hätte lieber sein Leben verloren als dasjenige, was sein eigentliches ganzes Wesen ausmachte, brach liegen zu lassen, oder den Lorbeerkranz des Dichters den Beschäftigungen des Arztes aufzuopfern.

Am empfindlichsten hielt er sich aber dadurch gekränkt, daß ihm durch dieses Machtgebot das Recht des allergeringsten Unterthans — von seinen Naturgaben freien Gebrauch machen zu können, wenn er sie nicht zum Nachtheil des Staates oder der Gesetze desselben anwende — jetzt gänzlich benommen war, ohne daß ihm bewiesen worden wäre, dieses Recht aus Mißbrauch verwirkt zu haben.

Die Uebertretung der Militär-Disciplin hatte er durch strengen Verhaft gebüßt; was über diesen noch gegen ihn verhängt worden, hielt er für eine zu harte Strafe.

Auf der Stelle würde er seinen Abschied gefordert haben, wenn nicht sein Vater in herzoglichen Diensten gestanden, er selbst auf Kosten des Fürsten in der Akademie nicht nur erzogen, sondern auch mit vorzüglicher Güte und Auszeichnung behandelt worden wäre, so daß

voraus zu schließen war, es würde statt einer Entlassung nur der Vorwurf der größten Undankbarkeit und eine noch zwangvollere Aufsicht erfolgen. Um jedoch nichts unversucht zu lassen, was seine Entfernung von Stuttgart auf dem der Ordnung gemäßen Wege bewirken könnte, schrieb er noch einmal an Baron Dalberg, und bat ihn aufs neue um seine Verwendung bei dem Herzog. Er sagt in seinem Brief: „Dieses Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde in Mannheim zu bleiben."

Schiller glaubte nicht mit Unrecht, daß Baron Dalberg um so leichter für ihn einschreiten könnte, als der pfälzische und würtembergische Hof im besten Vernehmen standen, auch der Herzog schon einigemal den italienischen Hofpoeten von Mannheim hatte kommen lassen, um bei Aufführung der für das Stuttgarter Hoftheater von ihm gedichteten Opern gegenwärtig zu seyn. Eben so konnte man auch vermuthen, daß das Verbot, welches Schillern wegen der Verbindung mit dem Ausland betraf, großen Theils daher kam, weil bei Aufführung der Räuber das deutsche Theater in Stuttgart übergangen, und dieses Stück ohne Vorwissen, ohne Anfrage bei dem Fürsten, auf der Mannheimer Bühne zuerst gegeben worden war.

Aus diesem, so wie aus den angegebenen Gründen konnte der bedrängte Dichter um so zuverlässiger einen günstigen Erfolg seiner Bitten erwarten, indem der Rang, den Baron Dalberg als Geheimerrath, Ober-Silberkämmerling, Vice-Kammerpräsident und Theater-Intendant Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu Pfalzbayern bekleidete, dem Herzog Rücksichten auferlegt hätte, die bei jedem andern, der sich in Stuttgart für diese Sache hätte verwenden wollen, nicht stattfinden konnten.

Noch einige Zeit gab sich Schiller den besten Hoffnungen hin, indem er glaubte, daß Baron Dalberg um so gewisser das gegebene Versprechen erfüllen würde, je deutlicher ihm zu verstehen gegeben worden, daß das Aeußerste werde geschehen müssen, wenn keine Vermittlung eintrete. Als aber nach Verfluß von vierzehn Tagen nichts für ihn geschah, und er nun überzeugt war, daß von daher, wo die Hülfe am leichtesten, der gute Erfolg am gewissesten schien, kein Beistand zu erwarten sey, verwandelte sich sein sonst so heiterer Sinn in finstere, trübe Laune; was ihn sonst auf das lebhafteste aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig; selbst seine Jugendfreunde, die sonst immer auf den herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm, mit Ausnahme sehr weniger, beinahe zuwider.

Sein Fiesco konnte bei dieser Stimmung nur sehr langsam weiter rücken. Auch war es leicht vorauszusehen, daß, wenn dieser Zustand noch lange, oder gar für immer hätte dauern sollen, er nicht nur für jede Geistesbeschäftigung verloren seyn, sondern auch seine Gesundheit, die ohnedieß nicht sehr fest war, ganz zu Grunde gehen würde. Er selbst hielt sich für den unglücklichsten aller Menschen, und glaubte seiner Selbsterhaltung schuldig zu seyn, etwas zu wagen, was seinen Zustand in Stuttgart auf eine vortheilhafte Art verändern, oder aber sein Schicksal ganz durchreißen und ihm eine andere, bessere Gestalt geben müsse. Da er es nicht wagen durfte, seinem Landesherrn Vorstellungen gegen den erlassenen Befehl zu machen, ohne neue Verweise oder gar Strafen befürchten zu müssen, so hielt er für das Beste, noch einmal heimlich nach Mannheim zu reisen, von dort aus an den Herzog zu schreiben, ihm darzulegen, daß durch das ergangene Verbot seine ganze Existenz zernichtet sey, und ihn um die Bewilligung einiger Punkte unterthänigst zu bitten, die er für sein besseres Fortkommen unerläßlich glaubte. Wurden ihm diese Bitten nicht gewährt, so konnte er auch nicht mehr nach Stuttgart zurückkehren, und er hegte die

Hoffnung, daß er dann um so leichter in Mannheim als Theaterdichter angestellt werden könnte, je zuversichtlicher ihm dort von Vielen versichert worden, daß ein solcher Dichter wie er, ihre Bühne auf die höchste Stufe des Ruhmes heben würde.

Um diesen Plan nicht lächerlich oder ganz widersinnig zu finden, ist es nöthig auf das ganz besondere Verhältniß aufmerksam zu machen, in welchem Schiller zu seinem Fürsten stand.

Der Vater von Schiller, dem als Gouverneur der Solitude alles, was die vielfachen Bauten, Gartenanlagen und Baumzucht betraf, untergeben war, führte dieß so sehr zur Zufriedenheit des Herzogs aus, und wußte dessen Willen, noch ehe er ausgesprochen war, so Genüge zu leisten, daß er seine ganze Zufriedenheit, so wie wegen der Rechtlichkeit und Strenge, mit welchen er seinen Dienst ausübte, auch seine Hochachtung erwarb. Es war zum Theil eine Folge dieser Achtung, daß der Sohn in der Akademie mit besonderer Sorgfalt und Güte behandelt wurde; zum Theil waren es aber auch die überraschenden Antworten und Bemerkungen, welche der junge Zögling im Gespräch mit seinem erhabenen Erzieher aussprach, die ihm eine besondere Auszeichnung und Zuneigung erwarben. Es war diesem geistvollen Fürsten, der Scharfsinn und das Talent, was er im hohen Grad selbst besaß, auch an andern vorzüglich schätzte, weit weniger darum zu thun, an seiner Akademie eine militärische Prunkanstalt zu haben, als bei den jungen Leuten alles das heraus zu bilden, was ihre Anlagen zu entwickeln vermochte. Er ließ sich daher mit ihnen in Einzelnheiten ein, die einem gewöhnlichen Erzieher zu kleinlich oder überflüssig scheinen würden, und erwarb sich dadurch, weit mehr als durch sein Ehrfurcht gebietendes Ansehen, ein solches Zutrauen, daß die Zöglinge weit lieber mit ihm sprachen oder ihm — dem Herzog — ihre Fehler bekannten, als den vorgesetzten Officieren.

Als die Anstalt noch auf der Solitude sich befand,

verging nie ein Tag, an welchem er nicht die Lehrstunden besuchte, um sich von dem Fleiße der Lehrer und den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Und als die Akademie nach Stuttgart verlegt wurde, waren es nur die alljährlichen Reisen, die ihn auf Wochen oder Tage von derselben entfernt halten konnten. Auch das freundliche Benehmen der Gräfin von Hohenheim, welche sich an der Unbefangenheit der jüngsten Zöglinge ergötzte, und sie mit kleinen Geschenken betheilte, trug nicht wenig dazu bei, das streng scheinende Verhältniß zu mildern. Wie oft wurden Strafen bloß darum in ihrer Gegenwart ausgesprochen, um durch bittende Blicke oder Worte dieser wohlwollenden, nichts als Güte und Theilnahme athmenden Frau, entweder ganz erlassen, oder doch gemindert werden zu können.

Unter den Augen des Fürsten von Kindern zu Knaben, von Knaben zu Jünglingen herangewachsen, von seinen durchdringenden Augen oft getadelt, oder mit Beifall belohnt, konnten sich die jungen Leute, nachdem sie der akademischen Aufsicht entlassen waren, ihr Dienstverhältniß unmöglich *so scharf denken*, als andere, die mit der Person des Herzogs gar nicht, oder nur als ihrem Souverain, bekannt waren.

Diese Verhältnisse allein können es begreiflich machen, wie Schiller auf die so oft bezeigte Gnade und Zufriedenheit seines Fürsten so fest sich verlassen konnte, daß er zu dem Glauben verleitet ward, der Herzog werde ihm seine Bitten bewilligen, wenn er ihn an seine frühere Huld erinnere, und unwiderleglich darthue, daß er durch die gegen ihn erlassenen Verbote zur Verzweiflung gebracht sey.

Nachdem diese Meinung ihn so beherrschte, daß sie sich in einen unwiderruflichen Entschluß umwandelte, entstand nur noch die Frage, *auf welche Art, und in welcher Zeit* die heimliche Reise am besten auszuführen seyn würde; denn die harten Verweise des Herzogs, der darauf folgende strenge Arrest hatten ihn

so eingeschüchtert, daß er sich in allen seinen Handlungen beobachtet halten konnte, und die schärfste Ahndung befürchten mußte, wenn er irgend einen Verdacht gegen sich erregte. So wenig er seinen Vorsatz allein ausführen konnte, so wenig konnte er sich seinen Schulfreunden anvertrauen, weil es eben so unnütz als gefährlich gewesen wäre, sie um Beistand anzusprechen, indem keiner von ihnen — was die Hauptsache, die Anstalten zur heimlichen Reise, betraf — die geringste Hülfe leisten, oder auf sonst eine Art seine Plane befördern konnte.

In diesem Zustande konnte er sein Herz mit voller Sicherheit nur einem einzigen Freund eröffnen, der zwar nicht mit ihm in der Akademie erzogen worden, und auch zwei Jahre weniger als er zählte; durch dessen Bekanntschaft er aber seit achtzehn Monaten die Ueberzeugung erlangt hatte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung bauen könne, die an Schwärmerei gränzten, und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth und Geist eben so viele Liebe und Freundschaft als Verehrung und Hochachtung verdienen.

Der Leser möge erlauben, daß von diesem jungen Freunde, den wir mit S. bezeichnen wollen, so wie von der Art, wie er zu dem genauen Umgang mit dem herrlichen Jüngling gelangte, so viel erwähnt werde, als des Folgenden wegen unumgänglich nöthig ist.

Es war im Jahre 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die — wie Eingangs erwähnt worden — alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden, und welche S. als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erstemal sah. Dieser war bei einer medicinischen in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl S. dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die röthlichten Haare — die gegen einander sich

neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Seyn und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an, und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Scene auf das lebendigste darstellen könnte.

Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu seyn, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte, und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte.

Als im Frühjahr 1781 die Räuber im Druck erschienen waren, und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte S. einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und S. hatte die Ueberraschung in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte.

Wie jeder Leser eines Buches sich von dem Autor desselben ein Bild seiner Person, Haltung, Stimme, seiner Sprache vormalt, so konnte es wohl nicht anders seyn, als daß man sich in dem Verfasser der Räuber einen heftigen jungen Mann dachte, dessen Aeußeres zwar schon den tief empfindenden Dichter ankündige, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke, so wie seine Ansichten der Weltverhältnisse alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse.

Aber wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut! —

Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwiedert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können.

Die Ansichten über alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchsten Grade natürlich.

Die Aeußerungen über die Werke Anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung, und nie ohne Beweise.

Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte, und vor dem Vieles, was bisher so groß schien, ins Kleine zusammenschrumpfte und Manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde.

Das anfängliche blasse Aussehen, das im Verfolg des Gespräches in hohe Röthe überging — die kranken Augen — die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben so vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren.

Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien an einander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, und trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte, und die Möglichkeit des schnellen Verlaufes der Zeit nicht begreifen konnte.

Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gesinnungen, die nichts als die reinste

Güte ohne alle Schwäche verriethen — mußten von einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen, und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen.

Auch Schiller schien mit seinem neuen Bekannten nicht unzufrieden; denn freiwillig lud er ihn ein, so oft zu ihm zu kommen, als er nur immer wolle. Diese Einladung wurde von S. so emsig benützt, daß während eines Jahres selten ein Tag verging, an dem er Schillern nicht gesehen oder auf kurze Zeit gesprochen hätte. Ein Vertrauen setzte sich zwischen beiden fest, das keinen Rückhalt kannte, und von dem die natürliche Folge war, daß die Verhältnisse Schillers, so wie seine wahrhaft unglückliche Lage, der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche wurden. Auch schien beiden der Plan, dem Herzog auf neutralem Boden zu schreiben, um so weniger des Tadels würdig, als Schiller durchaus nichts begangen, was ihm den Vorwurf eines schlechten Dieners seines Fürsten hätte zuziehen können, und er die zwei unerlaubten Ausflüge durch den ausgestandenen Arrest schon genug gebüßt zu haben glaubte. Außer S. machte Schiller auch seine älteste Schwester mit seinem Vorsatze bekannt, und anstatt, wie er befürchtete, von ihr Abmahnungen zu hören, glaubte sie, daß, weil ihm das gegebene Versprechen nicht erfüllt worden, jeder Schritt entschuldigt werden könne, den er, um sich von gänzlichem Verderben zu retten, unternehmen werde.

Ein Gefährte, mit dem die heimliche Reise zu unternehmen wäre, und der die nöthigen Anstalten dazu erleichtern könne, war schon in seinem Freunde S. vorhanden, der im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten wollte, um daselbst bei dem berühmten Bach die Musik zu studiren, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstützung versprochen hatten, und der es nun bei seiner Mutter

dahin zu bringen wußte, diese Reise jetzt schon machen zu dürfen.

Dem Vater Schillers mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er, im schlimmsten Fall, als Officier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber am meisten zur Beruhigung der Theilnehmenden beitrug, war der schöne Grundsatz des Herzogs, die Kinder nie wegen der Fehler der Eltern, oder die Eltern wegen Vergehen der Kinder, etwas entgelten zu lassen. Man hatte schon zu viele Beweise von dieser wahrhaft fürstlichen Großmuth, als daß man in dem gegenwärtigen Falle nicht auch darauf hätte rechnen können. Nachdem alles zur Sache Gehörige zwischen beiden Freunden mit der Selbsttäuschung, die dem Jünglingsalter so ganz natürlich ist, überlegt war, als für mögliche, künftige Hindernisse, ihre Einbildungskraft sogleich Mittel wußte, um sie zu überwinden oder zu beseitigen, blieb der Entschluß Schillers unwiderruflich fest, indem er nur durch die Ausführung desselben hoffen konnte, seine Umstände in allen Theilen zu verbessern, und eine Selbstständigkeit zu erlangen, die er bis jetzt nur dem Namen nach kannte. Nun aber mußte er sich mit Anspannung aller Kräfte der Dichtung seines Fiesco widmen, indem die Reise nicht eher ausgeführt werden konnte, als bis dieser vollendet war, und er bisher — da er in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte — außer dem Plan kaum die Hälfte von dem Stücke niedergeschrieben hatte. Die Gewißheit, was er thun wolle und, damit er dem Labyrinth entkomme, thun müsse, belebte seinen Muth wieder; seine gewöhnliche Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Sorgen, alle Gedanken, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, indem er bloß für die Zukunft lebte, die Gegenwart aber nur in so fern beachtete, als er ihr nicht ausweichen durfte.

Welch ein Vergnügen war es während dieser Be-

schäftigung für ihn, seinem jungen Freund einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderungen oder die weitere Ausführung besprechen zu können! Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sey, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben. Je geräuschvoller die Außenwelt war, um so mehr zog er sich in sein Inneres zurück, indem er an allem dem, was damals, der Seltenheit wegen, jedermann beschäftigte, nicht den geringsten Antheil nahm. Denn schon zu Anfang des Monats August wurden nicht nur in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude ꝛc., sondern auch in der ganzen Umgegend die größten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfang des Großfürsten von Rußland (nachmaligen Kaisers Paul) und seiner Gemahlin gemacht. Die Einwohner Würtembergs waren stolz darauf, in der künftigen Kaiserin aller Reußen eine Nichte ihres Herzogs bewillkommnen zu können, die sie um so mehr liebten, als ihre Erscheinung Erinnerungen an ihre erhabenen Eltern hervorrief, die jedem würtembergischen Herzen um so tiefer eingegraben blieben, als sie solche aus Scheu vor ihrem Regenten nicht zu zeigen wagen durften, und auch bei der verehrten Tochter die Gerüchte es zweifelhaft ließen, ob ihre Güte des Herzens, die Eigenschaften ihres Geistes oder ihre einnehmende Schönheit den Vorzug verdiene.

In der ersten Hälfte des Septembers trafen die hohen Reisenden zu Stuttgart ein, denen schon einige Tage früher die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge Fremder vorausgeeilt waren, um den Festlichkeiten, welche für die allerhöchsten Gäste bereitet wurden, beizuwohnen und die Prachtliebe des Herzogs, wie nicht minder den Geschmack, mit dem er alles anzuordnen wußte, bewundern zu können. Die mit den schönsten, seltensten Pferden angefüllten Marställe, so wie die dazu

gehörigen Equipagen, boten Gelegenheit zu Auffahrten, die man damals wohl schwerlich irgendwo anders mit so großem Aufwand und so vielem Glanze sehen konnte. Aber wirklich ungeheuer groß waren die Anstalten, vermöge welcher man aus den vielen Jagdrevieren des Landes eine Anzahl von beinahe sechstausend Hirschen in einen nahe bei der Solitude liegenden Wald zusammengetrieben hatte, die von einer Menge Bauern am Durchbrechen verhindert wurden, und zu welchem Zweck auch in der Nacht der ganze Umkreis des Waldes durch eine enge Kette von Wachtfeuern erleuchtet war. Nicht leicht konnte dem Großfürsten in einem andern Staat eine solche Anzahl von Wild beisammen gezeigt werden, und um das Vergnügen der Jagd zu erhöhen, waren die edlen Thiere bestimmt, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie, aus einem eigens dazu erbauten Lusthause, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

In dem Gewirr und der Unruhe, welche solche Vorkehrungen bei den Städtern immer hervorbringen, blieb unser Dichter ganz auf sich eingeschränkt, und hatte zu Anfang des Septembers sein Trauerspiel so weit gebracht, daß er es beinahe für vollendet halten durfte, indem er die Auslassungen, die Abänderungen, welche etwa die Aufführung erheischen sollte, auf eine ruhigere Zeit aufsparte, und um so eher in wenigen Tagen damit zu Ende zu kommen hoffte, als er schon während der Arbeit an das Nöthige hierüber gedacht.

Unter den angekommenen Fremden befand sich auch Baron Dalberg, der einige Tage früher, als die Festlichkeiten ihren Anfang nahmen, eintraf, so wie die Gattin des Regisseurs Meier vom Mannheimer Theater, die aus Stuttgart gebürtig war. Schiller machte dem Baron Dalberg seinen Besuch, ohne von seinem Vorhaben das Geringste zu erwähnen. Ebenso verschlossen blieb er gegen Madame Meier, die er öfter sah. Die Ursachen

dieſes Schweigens waren keine anderen, als weil der Vorſatz, etwas zu wagen, viel zu ſtark, und die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg — wenn er ſeine Bitten in dieſem Tumult von Feſtivitäten und Vergnügen an ſeinen Fürſten gelangen laſſe — viel zu groß bei ihm geworden war, als daß er ſich der widerlichen Empfindung hätte ausſetzen mögen, durch Zweifel beläſtiget, oder durch Beweiſe eines ungewiſſen Erfolges widerlegt zu werden.

Was den Freiherrn von Dalberg insbeſondere betraf, ſo vermuthete Schiller, daß, ſeiner dringenden Vorſtellungen ungeachtet, nur darum keine Verwendung für ihn geſchehen, weil er noch in herzoglichen Dienſten ſtehe. Käme aber das Schlimmſte, daß er dieſe Dienſte verlaſſen müßte, ſo wäre es ganz unmöglich, daß Baron Dalberg nach den vielen Verſicherungen der aufrichtigſten Theilnahme und der größten Bereitwilligkeit ſeine Wünſche zu gewähren, ihn ohne Hülfe und Unterſtützung laſſen würde. Im Gegentheil hegte er die gewiſſe Hoffnung, daß er dann als Theaterdichter in Mannheim angeſtellt, und ſomit ein Ziel erreichen würde, welches er als das glücklichſte und für ihn paſſendſte anerkannte.

Madame Meier, als aufrichtige, wahrheitsliebende Landsmännin hätte zwar die Aeußerungen der Schmeichelei, der Güte, des Wohlwollens, womit Schiller bei ſeiner letzten Anweſenheit in Mannheim überſchüttet worden, ſehr leicht in den Dunſt und Nebel, aus dem ſie beſtanden, auflöſen können, aber ſie hätte dann die ſchönſten Träume, die ſehnlichſten Wünſche des jungen Mannes zerſtört, und ihn wieder an die Klippe zurückgeworfen, die ihn zu zerſchellen drohte. Das Beharren in dem jetzigen Zuſtande ließ allerdings den Regimentsdoctor, wie er vorher war, zernichtete aber den Dichter. Das Wagniß des Losreißens eröffnete Ausſichten, die, auch nur zum Theil erfüllt, gegen den frühern Zwang gehalten, die Wonne eines Paradieſes erwarten ließen.

Aber die Zeit verfloß. Nur wenige Tage waren noch übrig, welche ſo geräuſchvoll und unruhig ſeyn konnten,

daß man unbemerkt eine Reise hätte antreten können. Schiller ging mit seinem Freund und Mad. Meier auf die Solitude, um seine Eltern und Schwestern noch einmal zu sehen, besonders aber von seiner Mutter, die jetzt von allem auf das genaueste unterrichtet war, Abschied zu nehmen und sie zu beruhigen. Der in der lachendsten Gegend fortlaufende Weg dahin wurde zu Fuß gemacht, welches die Gelegenheit bieten sollte, um von Mad. Meier unvermerkt alles erfahren zu können, was die innere Beschaffenheit des Theaters oder die Hoffnungen des Dichters betraf. Da aber alles dahin Einschlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernsthaftere Fragen, aus Furcht errathen zu werden, nicht wohl gestellt werden konnten, so blieb die Zukunft in derselben Dämmerung wie bisher, und es war nichts übrig, als sich auf das Glück zu verlassen.

Bei dem Eintritt in die Wohnung von Schillers Eltern befand sich nur die Mutter und die älteste Schwester gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich sich so zu bemeistern, daß S. die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte, und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicher Weise trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte.

Es war mir auffallend, bei diesem kleinen, untersetzten Mann, außer einer sehr schönen, großen Stirne, wenig Aehnlichkeit mit seinem Sohne wahrnehmen zu können, und auch in der klaren, bestimmten, durchaus scharfverständigen Sprache den Schwung und die milde Wärme zu vermissen, womit sein Sohn als Dichter und Philosoph jeden Gegenstand des Gespräches zu beleben und zu erheben wußte.

Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft

zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den vorhabenden Schritt als eine Nothwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern, und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemüthsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! — — — — — — — — — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden seyn mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, so wie an seinen feuchten, gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben, und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Auf der Solitude erfuhr man, daß daselbst am 17. September die große Hirschjagd, Schauspiel und eine allgemeine, prächtige Beleuchtung stattfinden solle. Zu Hause angelangt, wurde zwischen Schiller und S. alles, was ihre Reise betraf, noch um so eifriger besprochen, als keine Zeit mehr zu verlieren war, da die Festlichkeiten bald zu Ende seyn würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu besetzen habe, er folglich unter den Stadtthoren Soldaten treffen werde, denen er nicht so genau, wie seinen alten Grenadieren bekannt sey, so wurde die Abreise auf den 17. September Abends um 9 Uhr festgesetzt.

Die bürgerliche Kleidung, welche sich Schiller hatte

machen lassen, seine Wäsche, die Werke von Haller, Shakspeare ꝛc. ꝛc., noch einige andere Dichter, wurden nach und nach von S. weggebracht, so daß für die spätern Stunden nur wenig mehr zu thun übrig blieb. Am letzten Vormittag sollte, nach der Abrede, um 10 Uhr alles bereit seyn, was von Schiller noch wegzubringen war und S. fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazareth zu Hause gekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen Eine ihn schon oft besonders angezogen, und aufs neue so aufregte, daß er sogleich — *jetzt in einem so entscheidenden Augenblick* — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile, mußte S. dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letzterem — gewiß weniger aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund — der Schönheit, der Sprache und Bestimmtheit der Bilder wegen, S. einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sey, so wie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und Abends 9 Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem Paar alten Pistolen unter seinem Kleide.

Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrath an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke und anderer Sachen,

die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und S. noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muth auf das zehnfache gesteigert wurden.

Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus sich schon jetzt entfernen wollen, so würde S. die nöthige Summe bis Hamburg in Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entscheidung herbeizuführen, ließ sich schon darum nicht bezähmen, weil er fürchtete, eine so gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenützt vorbeigehen zu lassen, und dann weit mehr Schwierigkeit bei dem Herzog für die Gewährung seiner Bitten zu finden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daselbst, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, sollte S. nachgeschickt werden.

Nachdem der Wagen mit zwei Coffern und einem kleinen Clavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an S. — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen, und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen steigen und abfahren.

Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war, und einer der bewährtesten Freunde Schillers — möchte ihm das Vergnügen gegönnt seyn, diese Zeilen noch zu lesen — als Lieutenant die Wache hatte, damit wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittlung des Officiers sogleich gehoben werden könne.

Es war ein Glück, daß damals von keinem zu

Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. Nur S. hatte sich einen nach Hamburg geben lassen, welches aber nur der überflüssig scheinenden Vorsicht wegen geschah.

So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren, und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache — Halt! — Wer da! — Unterofficier heraus! — einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von S. des Dichters Name in Doctor Ritter, und der seinige in Doctor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reisend, angegeben, und so aufgeschrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachstube des Officiers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie außer dem Thore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu seyn, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange als sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter, und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Ergebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Erhöhung liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraschendste ausnahm. Die reine, heitre Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“ —

Es war ganz natürlich, daß die Erinnerung an die

Verhältnisse, welche vor einigen Stunden auf das Ungewisse hin abgerissen wurden, nicht anders als wehmüthig seyn konnte. Andererseits war es aber wieder beruhigend, als gewiß voraussetzen zu können, daß in dieſem Wirbel von Festen, außer den Müttern und Schwestern, niemand an die Reisenden denke, folglich Mannheim ohne Hinderniß erreicht werden könne.

Morgens zwischen 1 und 2 Uhr war die Station Entzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das Merkwürdigste darunter war die Fürstengruft, welches Schubart in den ersten Monaten seiner engen Gefangenschaft mit der Ecke einer Beinkleiderschnalle in die nassen Wände seines Kerkers eingegraben hatte. Damals, 1782, war Schubart noch auf der Festung, wo er aber jetzt sehr leidlich gehalten wurde. In manchem dieser Gedichte fanden sich Anspielungen, die nicht schwer zu deuten waren, und die keine nahe Befreiung ihres Verfassers erwarten ließen.

Schiller hatte für die dichterischen Talente des Gefangenen sehr viele Hochachtung. Auch hatte er ihn einigemal auf dem Asperg besucht.

Nach 3 Uhr wurde von Entzweihingen aufgebrochen, und nach 8 Uhr Morgens war die churpfälzische, durch eine kleine Pyramide angedeutete Gränze erreicht, die mit einer Freude betreten wurde, als ob rückwärts alles Lästige geblieben wäre, und das ersehnte Eldorado bald erreicht seyn würde. Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu seyn, verbunden mit dem heiligen Vorsatz, demselben sich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düstere Gemüth Schillers zur gefälligsten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. „Sehen Sie," rief er seinem Begleiter zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und

Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Eben so freundlich ist auch der Geist der Regierung!"

Ein lebhaftes Gespräch, das durch diese Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergestalt, daß es kaum möglich schien, um 10 Uhr schon in Bretten angekommen zu seyn. Dort wurde bei dem Postmeister Pallavicini abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, Nachmittags die Post genommen, und über Waghäusel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach 9 Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim, als einer Hauptfestung, die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, so mußte in Schwetzingen übernachtet werden, welches auf zwei unruhige Tage und eine schlaflose Nacht um so erwünschter war.

Am 19. September waren die Reisenden des Morgens sehr früh geschäftig, um sich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beste, was die Koffer faßten, wurde hervorgesucht, um durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern, die dem dürftig oder leidend Aussehenden fast immer versagt wird. Die Hoffnung Schillers, seine kranke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung; denn wer hätte daran zweifeln mögen, daß eine Theaterdirection, die schon im ersten Jahre so vielen Vortheil aus den Räubern gezogen, sich nicht beeilen würde, das zweite Stück des Dichters — das nicht nur für das große Publicum, sondern auch für den gebildeten Theil desselben berechnet war — gleichfalls aufzunehmen? Es ließ sich für gewiß erwarten — die Entscheidung des Herzogs möge nun gewährend oder verneinend ausfallen — daß noch in diesem Jahre Fiesco aufgeführt werde, und dann war der Verfasser durch eine freie Einnahme, oder ein beträchtliches Honorar auf so lange geborgen, daß er sich wieder neue Hülfsmittel schaffen konnte. Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Vermuthungen in volle Gewißheit umwandeln müßten,

wurde die Postchaise zum letztenmal bestiegen, und nach Mannheim eingelenkt, das in zwei Stunden, ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt an dem Thore der Festung, erreicht war.

Der Theater-Regisseur, Herr Meier, bei welchem abgestiegen wurde, war sehr überrascht, Schillern zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er ihn in lauter Feste und Zerstreuungen versunken glaubte; aber seine Ueberraschnng ging in Erstaunen über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er so hoch verehrte, jetzt als Flüchtling vor ihm stehe. Obwohl Herr Meier, bei der zweimaligen Anwesenheit Schillers in Mannheim, von diesem selbst über sein mißbehagliches Leben und Treiben in Stuttgart unterrichtet war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß diese Verhältnisse auf eine so gewagte und plötzliche Art abgerissen werden sollten. Als gebildeter Weltmann enthielt er sich, bei den weitern Erklärungen Schillers hierüber, jedes Widerspruchs, und bestärkte ihn nur in diesem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden, und durch seine Bitte eine Aussöhnung bewirken zu wollen. Die Reisenden wurden von ihm zum Mittagessen eingeladen, und er hatte auch die Gefälligkeit, in der Nähe seines Hauses eine Wohnung, die in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich zu haben war, aufnehmen zu lassen, wohin sogleich das Reisegeräthe geschafft wurde.

Nach Tische begab sich Schiller in das Nebenzimmer, um daselbst an seinen Fürsten zu schreiben. Als er in einigen Stunden fertig war, las er den vorher nicht aufgesetzten, aber vortrefflich geschriebenen Brief den wartenden Freunden vor, dessen wesentlicher Inhalt folgender war:

„Im Eingang erwähnte er, daß er in der Akademie das Studium, zu dem er eine entschiedene Neigung gehabt, niemals habe treiben dürfen oder können, und er sich nur aus Gehorsam gegen den fürstlichen Willen, zuerst der Rechtswissenschaft und dann der Arzneikunde gewidmet

habe. Er erinnerte den Herzog an die vielen und großen Gnaden, welcher er während der sieben Jahre seines Aufenthaltes von ihm gewürdigt worden, und die so bedeutend waren, daß er ewig stolz darauf seyn werde, sagen zu dürfen, sein Fürst habe ihn in seinem Herzen getragen. Dann setzte er erstens die Unmöglichkeit auseinander, mit seiner geringen Besoldung leben oder durch seinen Beruf als Arzt sich ein besseres Auskommen verschaffen zu können, indem die Anzahl der Mediciner zu groß in Stuttgart sey, und ein Anfänger zu lange Zeit brauche, um sich bekannt zu machen, er auch von Haus nichts zuzusetzen habe.

„Zweitens bat er um die Aufhebung des Befehls, keine andern als medicinische Schriften drucken zu lassen, indem die Bekanntmachung seiner dichterischen Arbeiten allein im Stande sey, seine Einnahme zu verbessern.

„Drittens möge es ihm erlaubt werden, alle Jahre, auf kurze Zeit, eine Reise in das Ausland zu machen.

„Viertens daß er sehr gern wieder zurückkehren wolle, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben würde, daß seine eigenmächtige Entfernung verziehen sey, und er keine Strafe dafür zu befürchten habe."

Dieses Schreiben wurde einem Brief an seinen Regimentschef, den General Augé, beigeschlossen, und dieser ersucht, die vorgelegten Bitten nach seinen besten Kräften, so wie durch seinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterstützen zu wollen. Schiller glaubte für seine Sicherheit so wenig befürchten zu dürfen, daß er den General bat, ihm seine Antwort durch die Adresse des Herrn Meier zukommen zu lassen. Obwohl Letzterer über das wahrscheinliche Verfahren des Herzogs nicht so ruhig seyn konnte, als derjenige, den es zunächst betraf, so mußte er doch die Möglichkeit zugestehen, daß der Fürst durch die rührenden und bescheidenen Vorstellungen seines ehmaligen Günstlings, wie auch aus Rücksicht gegen dessen Eltern, vielleicht bewogen werden

könne, von den gewöhnlichen Verfügungen für dießmal abzugehen, und wenigstens einen Theil der Bitten zu bewilligen.

Den andern Tag Abends traf Madame Meier von Stuttgart wieder zu Hause ein. Sie erzählte, daß sie schon am 18ten Vormittags Schillers Verschwinden erfahren, daß jedermann davon spreche, und allgemein vermuthet werde, man würde ihm nachsetzen lassen, oder seine Auslieferung verlangen. Schiller beruhigte jedoch seine Freunde durch die Versicherung, daß er den großmüthigen Charakter seines Herzogs durch zu viele Proben habe kennen lernen, als daß er nur die geringste Gefahr befürchte, so lang er den Willen zeige, wieder zurückzukommen.

Dieß sey geschehen, eines Vergehens könne man ihn nicht anklagen; eigentlicher Soldat sey er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Classe derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen nachgesetzt wird.

Indessen wurde es doch für rathsam gehalten, daß er sich nirgends öffentlich zeigen solle, wodurch er nun auf seine Wohnung und das Meiersche Haus allein eingeschränkt blieb. Für die Reisenden war es sehr angenehm in der Hausfrau eine theilnehmende Landsmännin und sehr gebildete Freundin zu finden, die in alles einging, was ihr jetziges oder künftiges Schicksal betraf, und dasjenige mit leichter Zunge behandelte, über was sich Männer nur sehr ungern offen erklären.

Nicht nur für diese bedenkliche Zeit, sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schillers aufrichtigste, wahrste Freunde, und Madame Meier bewies sich, besonders bei dieser Gelegenheit, so sorgsam und thätig, wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat.

Mittlerweile hatte S. schon am ersten Abend mit Hrn. Meier über das neue, beinahe ganz fertige Trauerspiel Fiesco gesprochen, und desselben als einer Arbeit

erwähnt, die den Räubern aus vielen Rücksichten vorzuziehen sey. Es ergab sich nun von selbst, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mittheilung des Manuscriptes zu befriedigen, wozu sich aber dieser nur unter der Bedingung verstand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig sey. Man fand dieß um so natürlicher, da wohl unter allen Schauspielern sich keiner befand, der nicht im höchsten Grad auf die zweite Arbeit eines Jünglings begierig gewesen wäre, welcher sich schon durch seine erste auf eine so außerordentliche Art angekündigt hatte. Es wurde daher sogleich ein Tag festgesetzt, auf welchen die bedeutendsten Künstler des Theaters eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stücks beizuwohnen.

Nach zwei erwartungsvollen Tagen traf die Antwort von General Augé an Schiller ein, welche Folgendes enthielt:

„Der General habe den Wünschen Schillers entsprochen, und sein Schreiben dem Herzog nicht nur vorgelegt, sondern auch durch sein Vorwort die gethanen Bitten unterstützt. Er habe daher den Auftrag erhalten ihn wissen zu lassen: da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle."

Da dieses Schreiben von allem dem nicht das Geringste erwähnte, um was Schiller zur Erleichterung seines Schicksals so dringend gebeten hatte, so schrieb er dem General augenblicklich zurück, daß er diese Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich als eine Gewährung seines Gesuches betrachten könne, folglich genöthigt sey, bei dem Inhalt seiner Bittschrift zu beharren, und seinen Chef ersuche, alles anzuwenden, um den Herzog zur Erfüllung seiner Wünsche zu vermögen.

Durch diese Antwort seines Generals in Zweifel gesetzt, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, schrieb Schiller — was er schon am zweiten Tag seiner An-

kunft an seine Eltern gethan — sogleich an einige Freunde, damit, wenn sie etwas erführen, was ihm schaden könnte, sie ihm doch alsobald Nachricht geben möchten, und sah den Antworten mit eben so viel Unruhe als Neugierde entgegen.

Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt, wozu sich gegen vier Uhr, außer Iffland, Beil, Beck, noch mehrere Schauspieler einfanden, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter so wie über die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Product eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen, runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte, und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

Für S. war das Beisammensehen so berühmter Künstler wie Iffland, Meier, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang gehabt hatte. Im Stillen feierte er schon den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen seyn würden, die schon in den ersten Scenen, so wie in den folgenden noch häufiger vorkommen, und sah nicht den Vorleser, sondern nur die Zuhörer an, um die Eindrücke zu bemerken, welche die vorzüglichsten Ausdrücke bei ihnen hervorbringen würden.

Aber der erste Act wurde, zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen, und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte, und die Uebrigen sich von der Geschichte Fiesco's oder andern Tagsneuigkeiten unterhielten.

Der zweite Act wurde von Schiller weiter gelesen, eben so aufmerksam wie der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben ꝛc. herum-

gegeben wurden. Einer der Schauspieler, Namens Frank, schlug ein Bolzschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr Nachts entfernte.

Als ein vollkommener Neuling in der Welt konnte sich S. diese Gleichgültigkeit, ja diese Abneigung gegen eine so vortreffliche Dichtung, von denen am allerwenigsten erklären, die kaum vor einer Stunde die größte Bewunderung und Verehrung für Schiller ihm selbst bezeugt hatten, und es empörte ihn um so heftiger, alle die Sagen von Neid und Kabale der Schauspieler jetzt schon bestätigt zu sehen, da die Antwort des Generals Augé wenig Hoffnung ließ, daß sein Freund jemals zurückkehren dürfe; wo alsdann sein Schicksal bei solchen Leuten sehr beklagenswerth seyn müßte.

Aber der Unerfahrene sollte noch mehr in Verlegenheit gesetzt werden; denn, als er eben im Begriff war, sich über die ungewöhnliche und beinahe verächtliche Behandlung Schillers bei Herrn Meier zu beklagen, zog ihn dieser in das Nebenzimmer und fragte:

„Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?“

Zuverlässig! wie können Sie daran zweifeln!

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieses Stück geschrieben, und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand Anderer daran geholfen?“

Ich kenne Schillern schon im zweiten Jahre, und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geschrieben und eben so auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieses alles?

„Weil der Fiesco das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben.“

S. suchte Herrn Meier zu widerlegen, und ihm zu beweisen, daß Fiesco weit regelmäßiger für die Bühne, und darin alles vermieden sey, was an den Räubern mit Recht so scharf getadelt worden. Er müsse das neue Stück nur öfter hören, oder es selbst durchlesen, dann werde er es gewiß ganz anders beurtheilen, und ihm Geschmack abgewinnen. Allein alle diese Reden waren vergebens. Herr Meier beharrte um so mehr auf seiner Meinung, weil es ihm als einem erfahrnen Schauspieler zukommen müsse, aus einigen Scenen den Gehalt des Ganzen sogleich beurtheilen zu kennen, und sein Schluß war: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesco geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft, und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen."

Dieses Urtheil von einem Mann ausgesprochen, den man nicht nur als einen vollgültigen Richter, sondern auch als einen solchen Freund Schillers ansehen durfte, dem an der guten Aufnahme des Stückes beinahe eben so viel als dem Verfasser selbst gelegen sey, machte auf S. einen so betäubenden Eindruck, daß ihm die Sprache für den Augenblick den Dienst versagte. War dieß Herr Meier, der so zu ihm sprach? Hatte er auch recht gehört? Sollte er die Erwartungen Meiers zu hoch gespannt haben? Wäre es möglich, daß er sich getäuscht und dasjenige vortrefflich gefunden, was Andere, die man für Kenner gelten lassen mußte, nun als schlecht, als unsinnig beurtheilen? Oder hat sich Meier mit den Andern verschworen, zum Untergang des Stücks und seines Verfassers mitzuwirken? Diese Fragen, durch das Unbegreifliche des Vorganges und der Aeußerungen Meiers hervorgerufen, machte S. an sich selbst, und fand sie um so quälender, da ihre Auflösung nicht sogleich erfolgen konnte. Die Abendstunden wurden von den Anwesenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Von Fiesco erwähnte niemand mehr eine Sylbe. Schiller selbst war äußerst

verstimmt, und nahm mit seinem Gefährten zeitlich Abschied. Bei dem Weggehen ersuchte ihn Meier, ihm für die Nacht das Manuscript da zu lassen, indem er nur die zwei ersten Acte gehört, und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme. Schiller bewilligte diese Bitte sehr gern.

Ueber den kalten Empfang Fiesco's, von dem man die willkommenste Aufnahme erwartet hatte, wurde zu Hause nichts, und überhaupt sehr lange wenig gesprochen, bis sich Schiller endlich Luft machte, und über den Neid, die Cabale, den Unverstand der Schauspieler Klagen führte. Jetzt, zum erstenmal, sprach er den ernstlichen Vorsatz aus, daß, wenn er hier nicht als Schauspieldichter angestellt, oder sein Trauerspiel nicht angenommen werde, er selbst als Schauspieler auftreten wolle, indem eigentlich doch niemand so declamiren könne, wie er. S. wollte dem mißlaunigen Freunde nicht geradezu widersprechen, gab ihm aber doch zu bedenken, in welche Verlegenheit er seine Mutter und Schwester, besonders aber seinen Vater setzen würde, wenn sie erfahren müßten, daß er nun weiter nichts als ein Schauspieler geworden sey, da er selbst sich doch einen so glänzenden Erfolg von seiner Reise versprochen. Er erinnerte ihn an das Vorurtheil, das man in Stuttgart gegen diesen Stand hege, wo man zwar dem Einzelnen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, sich aber doch jedes nähern Umganges mit ihm enthalte. Er möge doch mit Geduld warten, bis Baron von Dalberg in Mannheim eintreffe, von dem allein die günstige Wendung seines Schicksals zu hoffen sey.

Mit bangen Erwartungen wegen des Endurtheils, das über Fiesco und seinen Verfasser gefällt werden sollte, begab sich S. den andern Morgen ziemlich früh zu Herrn Meier, der ihn kaum ansichtig wurde, als er ausrief: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fiesco ist ein Meisterstück, und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten?

Schillers schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er alles declamirt. Er sagt alles in dem nämlichen, hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen, und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen."

Der Schluß von Herrn Meiers Rede verwandelte die Niedergeschlagenheit von S. in eine solche Freude, daß er, ohne Schillern zu entschuldigen, oder die herabsetzende Meinung von dessen Aussprache und Declamationsgabe widerlegen zu wollen, augenblicklich nach Haus eilte, um dem Dichter, der eben aufgestanden war, die angenehme Nachricht zu hinterbringen, sein Trauerspiel werde bald in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen. Daß seine Mundart, seine heftige Aussprache den schlechten Erfolg von gestern hervorgebracht, wurde ihm sorgfältig verschwiegen, um sein ohnehin krankes Gemüth nicht zu reizen.

Am andern Tag traf die Antwort des Generals Augé auf das zweite Schreiben Schillers ein, welche aber von ganz gleichem Inhalt wie die erste war; nämlich: „Da Se. herzogliche Durchlaucht jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle." Allein Schiller konnte in keinem Fall wagen wieder heimzukehren, da ihm weder Strafloſigkeit zugesichert, noch eine seiner Bitten bewilligt worden war. Der entscheidende Schritt war einmal geschehen, und so wenig Glänzendes sich auch jetzt zeigte, so ließ sich doch dieses von der Zukunft hoffen; ja er fand es gerathener, weit eher einem ungewissen Schicksal entgegen zu gehen, als sich das frühere Joch wieder auflegen zu lassen, das ihm ohnehin schon den Nacken wund gerieben, und in der Folge zuverlässig auf das Mark des Lebens eingedrungen seyn würde.

Er hielt nun das, was er zu thun habe, für so gewiß entschieden, daß er nicht mehr an seinen General schrieb, sondern dem Rathe seiner Freunde folgte, sich

auf einige Wochen zu entfernen, indem es doch möglich wäre, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, weil er auf Kosten des Herzogs in der Akademie erzogen worden, und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärstande gerechnet werden könne. Geschähe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so wäre man beinahe versichert, seine Entweichung sey vergessen, oder der Herzog werde, seiner gewöhnlichen Großmuth gemäß, nicht weiter nach ihm fragen.

Da auch Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte, und seine Rückkehr ungewiß blieb, folglich für die Bestimmung Schillers nichts gethan werden konnte, so wurde nach einem Aufenthalt von sechs oder sieben Tagen die Reise über Darmstadt nach Frankfurt am Main beschlossen, wo auch die weiteren Nachrichten von Haus oder von Mannheim abgewartet werden konnten.

Aber diese Reise mußte zu Fuß gemacht werden; denn das kleine Capital, das jeder von Stuttgart mit sich nehmen konnte, war durch die Herreise, durch das Verweilen in Mannheim so herab geschwunden, daß es bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn oder zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht thunlich, sich bei seinen Eltern um Hülfe zu bewerben; denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn keinem Verdachte bloßzustellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er würde einem sehr behaglichen Zustand entgegen gehen. Es schrieb daher S. an seine Mutter, ihm vorläufig, aber so bald als möglich dreißig Gulden, auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seyen, und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne.

Nach dem herzlichsten Abschied von Herrn und Madame Meier, und nur mit dem Unentbehrlichsten in den Taschen, gingen die Reisenden nach Tisch über die

Neckarbrücke von Mannheim ab, schlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorf über Nacht, und gingen den andern Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergstraße nach Darmstadt, wo sie Abends gegen sechs Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten, zwölfstündigen Marsch begaben sie sich in einen Gasthof, und waren sehr froh, nach einem guten Abendessen in reinlichen Betten ausruhen und sich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres sollte ihnen aber nicht zu Theil werden; denn aus dem tiefsten Schlafe wurden sie durch ein so lärmendes, fürchterliches Trommeln aufgeschreckt, daß man glauben mußte, es sey ein sehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das schreckliche Getöse sich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder schreien höre; sie öffneten die Fenster, ob sich keine Helle von Flammen zeige, aber alles blieb ruhig, und wenn es nur Einer allein gehört hätte, würde er sich endlich selbst überredet haben, es sey ein Traum gewesen. Am Morgen erkundigten sie sich bei dem Wirth, was das außerordentlich starke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erstaunen, daß dieses jede Nacht mit dem Schlag zwölf Uhr so wäre. Es sey die Reveille!

Des Morgens fühlte sich Schiller etwas unpäßlich, bestand aber doch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er alsogleich nach Mannheim schreiben, und sich die indessen an ihn eingelaufenen Briefe schicken lassen könne.

Es war ein sehr schöner, heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Kirschengeist in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh,

als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schillers kaum zuzulassen schien; denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Bläße, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stand zu seyn noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und S. setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche mit Leiden und mit Tragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Theilnahme um so größer seyn, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüth, den höchsten Adel der Seele kund gab, und all das Erhabene und Schöne schon im voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten düstern Zügen ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftige. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so günstig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von niemand betreten wurde. Erst nach Verlauf dieser Zeit, zeigte sich plötzlich ein Officier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: „Ah! hier ruht man sich aus!“ einen der in Frankfurt liegenden Werber vermuthen ließ. Er näherte sich mit der Frage: „Wer

sind die Herren?" worauf S. etwas laut und barsch antwortete: „Reisende."

Schiller erwachte, richtete sich schnell auf, und maß den Fremden mit scharfem, verwundertem Blick, der sich nun auch, da er wohl merken mochte, daß hier für ihn nichts zu angeln sey, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernte.

Auf die schnelle Frage von S., wie geht's, wie ist Ihnen? erfolgte zu seiner großen Beruhigung die Antwort: „Mir ist etwas besser, ich glaube, daß wir unsern Marsch wieder antreten können." Er stand auf, durch den Schlaf so weit gestärkt, daß er, anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche die Entfernung der Stadt noch auf eine kleine Stunde angaben. Diese Nachricht belebte den Muth, es wurde etwas schneller gegangen, und ganz unvermuthet zeigte sich das alterthümlich gebaute, merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat.

Theils aus nöthiger Sparsamkeit, theils auch, wenn Nachforschungen geschehen sollten, um so leichter verborgen zu seyn, wurde die Wohnung in der Vorstadt Sachsenhausen bei einem Wirthe, der Mainbrücke gegenüber gewählt, und mit demselben sogleich der Betrag für Zimmer und Verköstigung auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrath noch ausreichen würde.

Die Gewißheit, hier genugsam verborgen zu seyn, die vergönnte Ruhe und ein erquickender Schlaf gaben Schillern die nöthigen Kräfte, daß er des andern Tages einige Briefe nach Mannheim schreiben konnte. Unter diesen befand sich auch derjenige an Baron Dalberg, der sich in obengenannter Sammlung Seite 71 befindet. Gern würde der Verfasser dieses dem Leser einen kleinen Schmerz ersparen, aber er muß es wissen, und bei diesem außerordentlichen, jetzt beinahe vergötterten Dichter, wiederholt bestätigt sehen, daß in Deutschland

keinem großen Mann in seiner Jugend auf Rosen gebettet wird; daß — ist er nicht schon durch die Eltern mit Glücksgütern gesegnet — er die rauhesten, mit verwundenden Dornen belegten Wege betreten muß, und selten, leider äußerst selten, eine freundliche Hand sich findet, um ihm die Bahn gangbarer, um seiner Brust das Athmen leichter zu machen. Man überschlage den Brief nicht; denn er wurde mit gepreßtem Gemüth, und nicht mit trockenen Augen geschrieben.

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell, und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dieß ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß; aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht.*)

*) Wenn man die Zeitverhältnisse und die Lage Schillers berücksichtigt, so wird man die Allgemeinheit und bittre Härte dieser Aeußerung entschuldigen.

Anm. d. Herausg.

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesco erwartete, so wenig kann ich ihn vor 3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth Euer Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

„Dann wird mein Reisemagazin in 8 Tagen erschöpft seyn. Noch ist es mir gänzlich unmöglich mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hiezu 100 fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesco mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis überein kommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes seyn (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege) beim nächsten Stück, das ich schreibe die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte seyn darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann sie zu erfüllen.

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es überflüssig E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen.

„Schnelle Hülfe ist Alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meier ist von mir gebeten mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen, und Sie selbst des Geschäftes mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich
Euer Excellenz
wahrster Verehrer
Friedr. Schiller."

Vorstehender am 29. oder 30. September geschriebener Brief wurde an Hrn. Meier überschickt, und dieser in einer Beilage, nachdem ihm der Inhalt desselben bekannt gemacht worden, ersucht, sowohl die Antwort des Baron Dalberg entgegen zu nehmen, als auch selbe nach Frankfurt zu senden, wo man sie von der Post abholen wolle.

Diese Darstellung seiner Umstände kostete Schillern eine außerordentliche Ueberwindung. Denn nichts kann den edlen, stolzen Mann tiefer beugen, als wenn er um solche Hülfe ansprechen muß, die das tägliche Bedürfniß betrifft, die ihm dem Gemeinen, Niedrigen gleichstellt, und für die der Reiche selten seine Hand öffnet. Aber die Bezahlung der 200 fl. nach Stuttgart war so dringend, daß der Ausdruck in seinem Briefe: „Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll — ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe," die ernstlichste Wahrheit ausdrückte. Um die Pein, welche diese — wohl Manchem sehr unbedeutend scheinende — Summe von 200 fl. dem edelmüthigen Jüngling verursachte, zu erklären, so wie zur Warnung für angehende Dichter oder Schriftsteller, sey eine kurze Auseinandersetzung erlaubt.

Schon oben ist erwähnt worden, daß Schiller die Räuber auf seine Kosten drucken lassen, und das Geld dazu borgen mußte. Dieses Borgen konnte aber nicht bei dem Darleiher selbst geschehen, sondern es verwendete sich, wie es gewöhnlich geschieht, eine dritte Person dabei, welche die Bezahlung verbürgte. Auch bei dem Druck der Anthologie mußte nachbezahlt werden, wodurch denn, nebst anderthalbjährigen Zinsen, eine Summe, die ursprünglich kaum 150 fl. betrug, sich auf 200 anhäufte. So lange Schiller in Stuttgart war, konnte er leicht den Rückzahlungs-Termin verlängern, da man an seinen Eltern, obwohl sie nicht reich waren, doch im schlimmsten Fall einige Sicherheit vermuthete. Da jedoch durch den Befehl des Herzogs, das Herausgeben dichterischer Werke Schillern auf das strengste verboten war, und er sich nur durch solche Arbeiten seine ärmliche Besoldung von jährlichen 180 fl. zu vergrößern wußte, so mußte wohl eine solche Verlegenheit zu dem Entschlusse Stuttgart zu verlassen, viel beitragen, und er hatte auch in diesem Sinn vollkommen Recht, wo er anführt: „Die Räuber kosteten mich Familie und Vaterland.“ Nach der Abreise Schillers konnte sich der Darleiher nur an die Zwischenperson halten, und diese, da sie zur Zahlung unvermögend war, konnte in den Fall gerathen, verhaftet zu werden, was dann demjenigen, der die Ursache davon war, das Herz zernagen mußte. Seine ganze Hoffnung war nun auf den Baron Dalberg gerichtet, und daß dieser, der ihm früher so viele Versicherungen seiner Theilnahme gegeben, ihn schon darum aus dieser Verlegenheit befreien würde, weil er den Werth der erbetenen Hülfe in dem Manuscripte von Fiesco schon in Händen hatte, konnte nicht im mindesten bezweifelt werden. Ueberdieß war Baron Dalberg nicht nur sehr reich, sondern hatte auch, wegen des häufigen Verkehrs mit Dichtern und Schriftstellern, durch die Artigkeit seines Benehmens gegen sie (was bei diesen Herren für eine sehr schwere

Münze gilt) den Ruf eines wahren Gönners und Beschützers der schönen Wissenschaften und Künste sich erworben.

Da Schiller durch obiges Schreiben die schwerste Last von seinem Herzen abgewälzt hatte, gewann er zum Theil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die in einander greifende Thätigkeit so Vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege übersah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst einem Theil von Frankfurt, Sachsenhausen, so wie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüth wieder hoben, und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab, und die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schillers so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen, und er ohne Unterlaß von allen Musen umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachtessen geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe be-

schäftigt sey; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Ansicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden, überließ er sich um so behaglicher seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde, und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte. In solchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt. Der nächste Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geschichte Deutschlands so merkwürdige Stadt etwas sorgfältiger als gestern geschehen konnte, zu besehen, und auch einige Buchläden zu besuchen. In dem ersten derselben erkundigte sich Schiller, ob das berüchtigte Schauspiel die Räuber guten Absatz finde, und was das Publicum darüber urtheile? Die Nachricht über das Erste fiel so günstig aus, und die Meinung der großen Welt wurde so außerordentlich schmeichelhaft geschildert, daß der Autor sich überraschen ließ, und ungeachtet er als Doctor Ritter vorgestellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß Er, der gegenwärtig das Vergnügen habe mit ihm zu sprechen, der Verfasser davon sey. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müsse, daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne? Indeß verbarg er seine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgesprochene Urtheil, welches man so ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieser Auftritt sehr erheiternd; denn in einem solchen Zustande wie er damals war, konnte auf sein bekümmertes Gemüth nichts so angenehmen Eindruck haben, als die Anerkennung seines Talentes, und die Gewißheit der Wirkung, von der alle seine Leser ergriffen worden.

Zu Haus angelangt, überließ sich Schiller aufs neue seinen dichterischen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen, oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erst nach dem Abendessen, wo er dann auch seinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beschäftige.

Da man allgemein glaubt, daß bei dem Empfangen und an das Lichtbringen der Geisteskinder, gute oder schlimme Umstände eben so vielen Einfluß wie bei den leiblichen äußern, so sey dem Leser schon jetzt vertraut, daß Schiller seit der Abreise von Mannheim mit der Idee umging, ein bürgerliches Trauerspiel zu dichten, und er schon so weit im Plan desselben vorgerückt war, daß die Hauptmomente hell und bestimmt vor seinem Geiste standen.

Dieses Trauerspiel, das wir jetzt unter dem Namen Kabale und Liebe kennen, welches aber ursprünglich Louise Millerin hätte benannt werden sollen, wollte er mehr als einen Versuch unternehmen, ob er sich auch in die bürgerliche Sphäre herablassen könne, als daß er sich öfters oder gar für immer dieser Gattung hätte widmen wollen. Er dachte so eifrig darüber nach, daß in den nächsten vierzehn Tagen schon ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeschrieben war.

Am nächsten Morgen fragten die Reisenden auf der Post nach, ob keine Briefe für sie angelangt wären? Aber der Gang war fruchtlos, und da die Witterung trübe und regnerisch war, so mußte die Zuflucht wieder zur Stube genommen werden. Am Nachmittag wurde auf der Post noch einmal angefragt, aber eben so vergeblich wie in der Frühe.

Diese Verspätung deutete S. um so mehr als ein gutes Zeichen, indem der angesuchte Betrag, entweder durch Wechsel oder durch den Postwagen übermacht werden müsse, was dann nothwendig einige Tage mehr erfordern könne, als ein bloßer Brief. Er war seiner Sache so gewiß, daß er Schillern ersuchte, ihm seine in Mannheim

zurückgelassenen Sachen nach Frankfurt zu schicken, weil er dann, so wie die Hülfe von Baron Dalberg eintreffe, seine Mutter ersuchen wolle, ihm, außer dem, was er jetzt schon besitze, noch mehr zu senden, damit er von hier aus die Reise nach Hamburg fortsetzen könne. Schiller sagte dieses sehr gern zu, und versprach noch weiter, ihm auch von Meier, so wie von seinen andern Freunden Empfehlungsbriefe zu verschaffen, indem ein junger Tonkünstler nie zu viele Bekanntschaften haben könne. Diese Hoffnungen, die von beiden Seiten noch durch viele Zuthaten verschönert wurden, erheiterten den durch eine bessere Witterung begünstigten Spaziergang, und störten auch Abends die Phantasie des Dichters so wenig, daß er sich derselben, im Zimmer auf- und abgehend, mehrere Stunden ganz ruhig überließ.

Den nächsten Morgen gingen die Reisenden schon um 9 Uhr aus, um die vielleicht in der Nacht an sie eingelaufenen Briefe abzuholen, die auch zu ihrer großen Freude wirklich eingetroffen waren. Sie eilten so schnell als möglich nach Haus, um den Inhalt derselben ungestört besprechen zu können, und waren kaum an der Thüre ihrer Wohnung, als Schiller schon das an Dr. Ritter überschriebene Paquet erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthalts anriethen, aber doch nicht das Mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide betraf, und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meier der angenehmsten Nachricht entgegen sahen. Schiller las dieses für sich allein, und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort,

und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meier nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache: daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil Fiesco in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sey; daß die Umarbeitung erst geschehen seyn müsse, bevor er sich weiter erklären könne.

Diese niederschlagende Nachricht mußte dem edlen Jüngling um so unerwarteter seyn, je mehr er durch die ihm von Baron Dalberg bezeugte Theilnahme, zu seiner Bitte und zur Hoffnung, daß sie erfüllt würde, berechtigt war. Am meisten mußte aber sein Ehrgeiz dadurch beleidigt seyn, daß er seine traurige Lage ganz unnützerweise enthüllt, und sich durch deren Darstellung der Willkür desjenigen preisgegeben, von dem er mit Recht Unterstützung erwartete.

Wenige junge Männer würden sich in gleichen Umständen mit Mäßigkeit und Anstand über eine solche Versagung ausgesprochen haben. Schiller aber bewies auch hierin sein reines, hohes Gemüth; denn er ließ nicht die geringste Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort, so wenig er sich auch vor seinem jüngeren Freunde hätte scheuen dürfen, seinen Unmuth auszulassen. Er sann alsobald nur darauf, wie er dennoch zu seinem Zweck gelangen könne, oder was zuerst gethan werden müsse? Da die Hoffnung geblieben war, daß, wenn Fiesco für das Theater brauchbar eingerichtet sey, derselbe angenommen und bezahlt würde, oder, wenn dieses auch nicht der Fall wäre, doch das Stück in Druck gegeben, und dafür etwas eingenommen werden könne, so beschloß er in die Gegend von Mannheim zu gehen, weil es dort wohlfeiler als in Frankfurt zu leben sey, und auch um den Herren Schwan und Meier nahe zu seyn, damit, wenn es auf die tiefste Stufe des Mangels kommen sollte, von diesen einige Hülfe erwartet

werden könne. Er wäre sogleich dahin aufgebrochen, allein man war noch an Frankfurt gebannt, denn bei jedem Griff in den Beutel war schon sein Boden erreicht, und die durch S. von seiner Mutter erbetene Beihülfe war noch nicht angelangt. Bis diese eintreffe, mußte man hier aushalten, und um gegen die Möglichkeit, daß sie spät ankäme, oder vielleicht gar ausbliebe, doch einigermaßen gedeckt zu seyn, entschloß sich Schiller ein ziemlich langes Gedicht, Teufel Amor betitelt, an einen Buchhändler zu verkaufen.

Dieses Gedicht, von dem sich der Verfasser dieses nur noch folgender zwei Verse:

„Süßer Amor verweile
„Im melodischen Flug"

mit Zuverlässigkeit erinnert, war eines der vollkommensten, die Schiller bisher gemacht, und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache, so hinreißend, daß er selbst — was bei seinen andern Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden schien, und seinen jungen Freund mehrmals durch dessen Vorlesung erfreute. Leider ging es in den nächsten vier Wochen (wie der Leser später erfahren wird) mit noch andern Sachen, wahrscheinlich durch die Zerstreuung des Dichters selbst, in Verlust, indem sich in der von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Gedichte keine Spur davon findet, und das meiste davon der Bekanntmachung fast würdiger gewesen wäre, als einige Stücke aus seiner frühern Zeit.

Von dem Buchhändler kam Schiller aber ganz mißmuthig wieder zurück, indem er fünf und zwanzig Gulden dafür verlangte, jener jedoch nur achtzehn geben wollte. So benöthigt er aber auch dieser kleinen Summe war, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, diese Arbeit unter dem einmal ausgesprochenen Preise wegzugeben, und zwar sowohl aus herzlicher Verachtung gegen alle Knickerei, als auch, weil er den Werth des Gedichtes selbst nicht gering achtete. Endlich, nachdem der Reichthum der geängstigten Freunde schon in kleine Scheidemünze sich

umgewandelt hatte, kamen den nächsten Tag auf dem Postwagen die bescheidenen dreißig Gulden für S. an, der auch, ohne das geringste Bedenken, für jetzt seinen Plan nach Hamburg aufgab, und bei Schillern blieb, um ihn nach seinem neuen Aufenthaltsorte zu begleiten. Dieser schrieb noch am nämlichen Abend an Herrn Meier, daß er den nächsten Vormittag nach Mainz abgehen, am folgenden Abend in Worms eintreffen werde, wo er auf der Post Nachricht erwarte, wohin er sich zu begeben habe, um ihn zu sprechen, und den Ort zu bestimmen, in welchem er sein Trauerspiel ruhig umarbeiten könne. Gleich den andern Morgen begaben sich die Reisenden auf das von Frankfurt nach Mainz täglich abgehende Marktschiff, mit welchem sie des Nachmittags bei guter Zeit in letztbenannter Stadt anlangten, dort sogleich in einem Gasthofe das Wenige, was sie bei sich hatten, ablegten, und noch ausgingen, um den Dom und die Stadt zu besichtigen.

Am nächsten Tage verließen sie Mainz sehr früh, wo sie, die Favorite vorbei, den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrome bei der schönsten Morgenbeleuchtung genossen, und den ächt deutschen Eigensinn bewunderten, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung zur Vereinigung durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farben bezeichneten.

Da man auf den Abend in Worms eintreffen wollte, so mußten die Wanderer als ungeübte Fußgänger sich ziemlich anstrengen, um den neun Stunden langen Weg zurück zu legen. Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten beide der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem in der Gegend wachsenden Wein, den sie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten, zu stärken, welches besonders Schiller, der von Mainz bis hieher nur wenige Worte gesprochen, sehr zu bedürfen schien. Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirthshaus, und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen einen Schoppen oder ein Viertelmaß von dem

besten ältesten Weine, der sich im Keller fand, und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte.

Als Nichtkenner edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenständen, der Ruf größer sey, als die Sache verdiene. Aber als sie ins Freie gelangten, als die Füße sich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hülle etwas lüftete, und man ihr mit mehr Muth als bisher entgegen zu treten wagte, glaubten sie einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben, und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieser angenehme Zustand erstreckte sich aber kaum über drei Stunden; denn so fest auch der Wille war, so sehr die Nothwendigkeit zur Eile antrieb, so konnte Schiller doch das anstrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten; was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war, und nichts so sehr ermüdet als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung ist. Man entschloß sich daher eine Station weit zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr Nachts erreicht wurde.

Am andern Morgen fand Schiller auf der Post einen Brief des Herrn Meier, worin dieser die Nachricht gab, daß er diesen Nachmittag mit seiner Frau in Oggersheim, in dem Gasthause zum Viehhof genannt, eintreffen wolle, wo er ihn zu sehen hoffe, um weitere Abrede mit ihm nehmen zu können. Die Reisenden begaben sich um so ruhiger auf den Weg, als sie hoffen durften, daß endlich aller Ungewißheit ein Ende seyn würde, und trafen zur gesetzten Zeit in Oggersheim ein, wo sie auch schon Herrn und Madame Meier nebst zwei Verehrern des Dichters vorfanden.

Für Herrn Meier war es eine unangenehme, lästige Aufgabe dem jungen Manne, den er als Dichter und Menschen gleich hoch achtete, die Ansichten des Baron Dalberg über Fiesco, und warum er sich in keinen Vorschuß einlassen könne, auseinander zu setzen. Er wußte

jedoch seinen Ausdrücken eine solche Wendung zu geben, daß sie keinen der beiden Gegenstände hart berührten, sondern alles so gelind als natürlich darstellten. Auch gab er die Versicherung, daß Fiesco unbezweifelt angenommen werde, sobald er um mehrere Scenen abgekürzt, und der fünfte Act ganz beendigt sey. Schiller benahm sich auch bei dieser Gelegenheit wahrhaft edel, und weit über das Gewöhnliche erhaben; denn so sehr ihm, aus oben berührten Rücksichten, daran gelegen seyn mußte den Preis seines Stückes schon jetzt zu haben, so sehr er auch sein, in den Baron Dalberg gesetztes Vertrauen nur durch Ausflüchte erwiedert fand, so sprach er doch kein Wort, das irgend eine Art von Empfindlichkeit über die vereitelte Hoffnung hätte errathen lassen, oder als Widerlegung der über Fiesco gemachten Bemerkungen hätte ausgelegt werden können. Mit der freundlichen, männlichen Art, die im Umgang ihm ganz gewöhnlich war, leitete er das Gespräch darauf hin, den Ort zu bestimmen, wo er sich einige Wochen, als so lange die Umarbeitung wohl dauern werde, ruhig und ohne Gefahr aufhalten könne. Aus vielen Ursachen wurde es am besten befunden, wenn er hier in Oggersheim bleibe. Dieses sey nur eine kleine Stunde von Mannheim entfernt, er könne, so oft er es nöthig finde, des Abends in die Stadt kommen, und wäre in der Nähe seiner Bekannten und Freunde wenigstens nicht ganz ohne Hülfe, wenn sich etwas Widriges ereignen sollte.

Da die von Madame Meier den Reisenden eingehändigten Briefe aus Stuttgart noch immer von Gefahr der Auslieferung sprachen, und die möglichste Verborgenheit empfahlen, so wurde der Name Ritter, den Schiller bisher geführt, in Doctor Schmidt umgewandelt, und er von den Anwesenden, in Gegenwart des herbeigerufenen Wirthes, alsogleich mit diesem Titel angeredet. Auch hier wurde der Betrag für Kost und Wohnung auf den Tag bedungen, und Madame Meier ersucht, die in Mannh gebliebenen Coffer und das Clavier den Reisenden über-

machen zu wollen. Der eintretende Abend schied die Gesellschaft. Die Freunde, nun wieder ganz auf sich eingeschränkt, begaben sich auf das ihnen angewiesene Zimmer, wo sie aber nur ein einziges Bett vorfanden, mit dem sie sich begnügen mußten.

Da man die täglichen Kosten des Aufenthaltes wußte, so ließ sich leicht berechnen, daß die Baarschaft auf höchstens drei Wochen ausreichen könne, in welcher Schiller seine Arbeit zu beendigen hoffte. Allein es ließ sich leicht voraussehen, daß dieses nicht der Fall seyn würde, indem er viel zu sehr mit seinem neuen Trauerspiel beschäftigt war, und schon am ersten Abend in Oggersheim den Plan desselben aufzuzeichnen anfing. Gleich bei dem Entwurf desselben hatte er sich vorgenommen, die vorkommenden Charaktere den eigensten Persönlichkeiten der Mitglieder von der Mannheimer Bühne so anzupassen, daß jedes nicht nur in seinem gewöhnlichen Rollenfache sich bewegen, sondern auch ganz so, wie im wirklichen Leben zeigen könne. Im voraus schon ergötzte er sich oft daran, wie Herr Beil den Musikus Miller, so recht naiv-drollig darstellen werde, und welche Wirkung solche komische Auftritte gegen die darauf folgenden tragischen auf die Zuschauer machen müßten. Da er die Werke Shakespeare's nur gelesen, aber keines seiner Stücke hatte aufführen sehen, so konnte er auch noch nicht aus der Erfahrung wissen, wie viele Kunst von Seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Contrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, und wie klein die Anzahl derer im Publicum ist, welche die große Einsicht des Dichters, oder die Selbstverläugnung des Schauspielers zu würdigen verstehen.

Er war so eifrig beschäftigt alles das niederzuschreiben, was er bis jetzt darüber in Gedanken entworfen hatte, daß er während ganzer acht Tage nur auf Minuten das Zimmer verließ. Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf eine Art zu benützen, die demselben eben so förderlich, als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er

durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Clavier, alle Affecte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschüttern sollte, konnte ihm nichts erwünschter seyn, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten, oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne.

Er machte daher meistens schon bei dem Mittagtische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an S.: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier spielen?“ — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, während dem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging, und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach.

Auf diese Art verflossen einige Wochen, bis er dazu gelangte, über die bei Fiesco zu treffenden Veränderungen mit einigem Ernste nachzudenken; denn so lang er sich von den Hauptsachen seiner neuen Arbeit nicht loswinden konnte, so lange diese nicht entschieden vor ihm lagen, so lang er die Anzahl der vorkommenden Personen, und wie sie verwendet werden sollten, nicht bestimmt hatte, war auch keine innere Ruhe möglich.

Erst nachdem er hierüber in Gewißheit war, konnte er die Anordnungen in dem frühern Trauerspiel beginnen, wobei er aber dennoch den Ausgang desselben vorläufig unentschieden lassen mußte. Daß dieser Ausgang nicht so seyn dürfe, wie er durch die Geschichte angegeben wird, wo ihn ein unglücklicher Zufall herbeiführt, blieb für immer ausgemacht. Daß er tragisch, daß er der Würde des Ganzen angemessen seyn müsse, war eben so unzweifelhaft. Nur blieb die schwierige Frage zu lösen, wie, durch wen, oder auf welche Art das Ende herbeizuführen sey? Schiller konnte hierüber so wenig mit sich einig werden, daß er sich vornahm, alles Frühere vorher aus-

zuarbeiten, die Katastrophe durch nichts errathen zu lassen, und obige Zweifel, erst wenn das Uebrige fertig wäre, zuletzt zu entscheiden.

Beinahe ein Monat war verflossen, und Fiesco noch immer nicht vollendet; ja wäre der Dichter nicht gezwungen gewesen, Alles zu versuchen, um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, so wäre dieses Stück sicher erst dann umgearbeitet worden, wenn er das bürgerliche Trauerspiel ganz fertig vor sich gesehen hätte.

Nur diejenigen, welche nicht selbst Fähigkeit zu Arbeiten haben, wobei Begeisterung und Einbildungskraft beinahe ausschließend thätig seyn müssen, können diese Unentschlossenheit, diese Zögerungen Schillers eines Tadels würdig finden. Zu Werken des ruhigen Verstandes, der kalten Ueberlegung läßt sich der Geist leichter beherrschen, sogar öfters nöthigen; da im Gegentheil Dichter oder Künstler auf den Augenblick warten müssen, wo ihnen die Muse erscheint, und diese, so freigebig sie auch gegen ihre Lieblinge ist, sich doch alsobald mit Sprödigkeit wegwendet, wenn die dargebotenen Gaben nicht augenblicklich erhascht werden. Aus diesen Gründen lassen sich bei einem Jüngling, dessen Trieb zur Dichtung so vorherrschend ist, daß alle übrigen Eigenschaften bloß dieſem zu dienen bestimmt sind, Ideen, die sein Inneres aufgeregt haben, so wenig abwehren, daß, wenn er es auch versuchen wollte, sie doch immerdar den Hintergrund seiner Gedanken bilden würden, und er nicht früher zur Ruhe gelangen könnte, bis er nicht wenigstens die Zeichnung entworfen hätte.

Daß Schiller unter diesen Hochbegünstigten Apollo's einer der vorzüglichsten war, dafür spricht jede Zeile, die er niederschrieb. Aber auch ungerechnet die Verhinderungen, welche ihm sein eigenes Talent in den Weg brachte, konnte die Ursache, wegen welcher er den Fiesco gerade jetzt beendigen mußte, für ihn nichts weniger als erfreulich seyn. Denn so hoch er die Gaben des Himmels achtete, so gleichgültig war er gegen diejenigen, welche die Erde bietet, und es war gewiß nicht ermunternd, zur

Erwerbung der letzteren sich gezwungen zu wissen. Der Aufenthalt in Oggersheim war in dem feuchten, trüben Octobermonat gleichfalls nicht erheiternd.

Mochten auch die nach Mannheim und Frankenthal führenden Pappelalleen anfangs recht hübsch aussehen, so fand man doch bald, daß sie nur darum angepflanzt seyen, um die flache, kahle, sandige Gegend zu verbergen; daher waren die Reisenden um so früher an der mageren Aussicht gesättigt, als sie von zarter Jugend an an die üppigen Umgebungen von Ludwigsburg und Stuttgart gewöhnt waren, wo, besonders bei letzterer Stadt, überall Gebirge das Aug erfreuen, oder schon die ersten Schritte aus den Stadtthoren in Gärten oder gut gepflegte Weinberge führen.

Im Hause selbst war der Wirth von rauher, harter Gemüthsart, welche seine Frau und Tochter, die sehr sanft und freundlich waren, öfters auf die heftigste Art empfinden mußten. Nur der Kaufmann des Orts war ein Mann, mit dem sich über mancherlei Gegenstände sprechen ließ, da er ein sehr großer Freund von Büchern, und, zu seinem nicht geringen Nachtheil, ein wahrhaft ausübender Philosoph war. Wollte Schiller mit Meier oder Herrn Schwan sich unterreden, so konnte er nur um die Zeit der Dämmerung in die Stadt gehen, wo er dann über Nacht bleiben mußte, und erst bei Anbruch des Tages zurückkehren konnte. S. war, was diesen Umstand betraf, viel freier, weil er für sich keine Gefahr zu befürchten glaubte. Er war manchen halben Tag daselbst, um Bekanntschaften anzuknüpfen, die ihm in der Folge sehr nützlich wurden.

Der October nahte sich seinem Ende, und mit diesem auch die Baarschaft, welche beide mit hieher gebracht hatten. Es blieb kein anderes Mittel, als daß S. noch einmal nach Hause schrieb und seine Mutter bat ihm den Rest des ihm nach Hamburg bestimmten Reisegeldes hieher zu schicken, indem er wahrscheinlich genöthigt seyn werde in Mannheim zu bleiben,

wenn sich das Schicksal Schillers nicht so vollständig verbessere, als beide erwarteten.

Endlich war in den ersten Tagen des Novembers das Trauerspiel Fiesco für das Theater umgearbeitet, und ihm der Schluß gegeben worden, welcher der Geschichte, der Wahrscheinlichkeit am angemessensten schien. Man darf glauben, daß die letzten Scenen dem Dichter weit mehr Nachdenken kosteten, als das ganze übrige Stück, und daß er den begangenen Fehler, die Art des Schlusses nicht genau vorher bestimmt zu haben, mit großer Mühe gut zu machen suchen mußte. Aber in welchen unruhigen Umständen befand sich der unglückliche Jüngling, als er dieses Trauerspiel entwarf! Und wie war die jetzige Zeit beschaffen, in welcher er ein Werk ausführen sollte, zu dem die ruhigste, heiterste Stimmung erfordert wird, die durch keine Bedrückung des täglichen Lebens, keine Beängstigung wegen der Zukunft gestört werden darf, wenn die Arbeit zur Vollkommenheit gebracht werden soll! Seine lebhafte, kühne Phantasie, sonst immer gewöhnt sich mit den Schwingen des Adlers in den höchsten Regionen zu wiegen, wie stark war diese von der traurigen Gegenwart niedergehalten! mit welchen schweren bleiernen Gewichten zu dem Gemeinen, Niedrigen des Lebens herab gezogen! — In den verflossenen neun Jahren durfte er seinem leidenschaftlichen Hang zur Dichtkunst nur verstohlenerweise einige Minuten, höchstens Stunden opfern; denn er mußte Studien treiben und Geschäfte verrichten, die mit seinen Neigungen, seinem mit poetischen Bildern überfüllten Geist in dem härtesten Widerspruch standen; und es gehörten so reiche Anlagen wie er besaß dazu, um über die vielen stets sich erneuernden Kämpfe nicht in Wahnsinn zu verfallen, so wie sein weiches, zartes Gemüth, um sich allen Anforderungen zu fügen. Ohne eigene Erfahrung hätte er in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung „Pegasus im Joche“ unmöglich so getreu darstellen, so natürlich zeichnen können, daß derjenige, der mit seinen Verhältnissen vertraut war,

recht wohl die Vorfälle deuten kann, auf die es sich bezieht. Laßt uns den Dichter wegen der Mängel, die sich in Fiesco, in Cabale und Liebe finden, nicht tadeln; vielmehr verdient es die höchste Bewunderung, daß er bei den ungünstigsten äußern Umständen die Kräfte seines Talentes noch so weit bemeistern konnte, um zwei Werke zu liefern, denen, um ihrer vielen und großen Schönheiten willen, die späte Nachwelt noch ihre Achtung nicht versagen wird.

Mit weit mehr Ruhe und Zufriedenheit als früher begab sich Schiller nach der Stadt, um Herrn Meier das fertige und ins Reine geschriebene Manuscript einzuhändigen. Da er alles geleistet, was der Gegenstand zuließ, oder von dem er hoffen konnte, daß es den Wünschen des Baron Dalberg so wie zugleich den Forderungen der Bühne angemessen sey, so glaubte er auch, daß seine Bedrängnisse bald beendigt seyn würden, und er das Leben auf einige Zeit mit frohem Muthe werde genießen können. Es verging jedoch eine ganze Woche, ohne daß der Dichter eine Antwort erhielt, die ihm doch auf die nächsten Tage zugesagt worden. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, entschloß er sich an Baron Dalberg zu schreiben, und sich noch einmal zu Herrn Meier zu begeben, um eine Auskunft über das, was er erwarten könne, zu erhalten.

Es war gegen die Mitte Novembers, als Schiller und S. des Abends bei Herrn Meier eintraten, und diesen nebst seiner Gattin in größter Bestürzung fanden, weil kaum vor einer Stunde ein würtembergischer Officier bei ihnen gewesen sey, der sich angelegentlich nach Schillern erkundigt habe. Herr Meier hatte nichts gewisser vermuthet, als daß dieser Officier den Auftrag habe, Schillern zu verhaften, und demzufolge betheuert, daß er nicht wisse, wo dieser sich gegenwärtig befinde. Während dieser Erklärung klingelte die Hausthür, und man wußte in der Eile nichts Besseres zu thun, als Schiller mit S. in einem Cabinet, das eine Tapetenthüre hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter vom Hause, der gleich-

falls voll Bestürzung aussagte: er habe den Officier auf dem Kaffeehause gesprochen, der nicht nur bei ihm, sondern auch bei mehreren Anwesenden sehr sorgfältig nach Schillern gefragt habe; allein, er seinerseits habe versichert, daß der Aufenthalt desselben jetzt ganz unbekannt wäre, indem er schon vor zwei Monaten nach Sachsen abgereis't sey. Die Geflüchteten kamen aus ihrem Versteck hervor, um die Uniforms-Aufschläge und das Persönliche des Officiers zu erforschen, weil es vielleicht auch einer von den Bekannten Schillers seyn konnte; allein die Angaben über alles waren so abweichend, daß man unmöglich auf eine bestimmte Person rathen konnte. Noch einigemal wiederholte sich dieselbe Scene durch neu Ankommende, die mit den Andern voller Aengstlichkeit um die beiden Freunde waren, weil diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch auch nach Oggersheim zurückgehen konnten.

Wie aber der feine, gewandte Sinn des zarteren Geschlechtes allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren, wenn die Männer — immer gewohnt nur starke Mittel anzuwenden — nicht mehr Rath zu schaffen wissen, so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sey heute noch ihr Name genannt) erbot sich, Schillern und S. in dem Palais des Prinzen von Baden, über welches sie Aufsicht und Vollmacht hatte, nicht nur für heute, sondern so lange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre. Dieses mit der anmuthigsten Güte gemachte Anerbieten, wurde mit um so lebhafterer Erkenntlichkeit aufgenommen, da man daselbst am leichtesten unerkannt seyn konnte, und sich auch niemand, in der Absicht um jemand zu verhaften, in dieses Palais hätte wagen dürfen. Auf der Stelle wurden die nöthigen Anstalten zur Aufnahme der verfolgt Geglaubten getroffen, und sie dann sogleich dahin geleitet. Herr Meier hatte versprochen, am nächsten Morgen zum ersten Secretär des Ministers Grafen von

Oberndorf zu gehen, um diesen, da er ihn sehr gut kenne, zu fragen, ob der Officier in Aufträgen an das Gouvernement hier gewesen sey?

Das Zimmer, welches den beiden Freunden als Zuflucht angewiesen worden, war sehr schön und geschmackvoll, mit Nothwendigem so wie Ueberflüssigem ausgestattet. Unter den zahlreichen Kupferstichen, mit denen die Wände behangen waren, befanden sich auch die zwölf Schlachten Alexanders, von Lebrun, welche den Betrachtenden bis spät in die Nacht die angenehmste Unterhaltung gewährten. Gegen zehn Uhr des andern Morgens wagte sich S. aus dem Palais, um sich zu Herrn Meier zu begeben, und zu vernehmen, ob etwas zu befürchten sey? Diesen aber hatten seine eigenen Sorgen schon in aller Frühe zu dem Secretär des Ministers getrieben, von dem er die Versicherung erhielt, daß der Officier keine Aufträge an Graf Oberndorf gehabt, und sich auch aus dem Meldzettel des Gastwirths ergebe, daß er schon gestern Abend um sieben Uhr abgereis't sey. Nach einigen kurzen Besuchen begab sich S. sogleich zu Schillern, um ihm diese beruhigende Kunde zu überbringen, und ihn aus seinem schönen Gefängniß zu befreien, welches er auch sogleich verließ, um sich zu Herrn Meier zu verfügen.

Hier wurde nun die unsichere Lage des Dichters umständlich besprochen, welche der unnützen Angst von gestern ungeachtet, eben so gefährlich für ihn selbst, als für jeden, der Antheil an ihm nahm, beunruhigend schien. Schiller mußte zugeben, daß er für jetzt nicht in Mannheim verweilen könne, so willkommen es ihm auch gewesen wäre, für das Theater wirksam zu seyn, und zugleich durch Anschauung der aufgeführten Stücke seine Einsicht in das Mechanische der Bühne zu erweitern. Daher wurde mit allgemeiner Zustimmung seiner Freunde von ihm beschlossen, daß, sobald die Annahme seines Fiesco entschieden sey, er sich sogleich nach Sachsen begeben wolle. Daß er, aller etwa anzustellenden Nachforschungen ungeachtet, daselbst einen sichern, von allen Sorgen

befreiten Aufenthalt finden könne, dafür hatte er glücklicherweise schon in Stuttgart Anstalten getroffen. Frau von Wolzogen, die ihn sehr hoch achtete, und deren Söhne mit ihm zugleich in der Akademie erzogen worden, hatte ihm, als er ihr nach seinem Arrest den Vorsatz von Stuttgart entfliehen zu wollen vertraute, feierlich zugesagt, ihn auf ihrem in der Nähe von Meiningen liegenden Gute — Bauerbach — so lange wohnen und mit allem Nöthigen versehen zu lassen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe. Dieses, in einer guten Stunde erhaltene Versprechen wollte jetzt Schiller benützen, und schrieb sogleich an diese Dame nach Stuttgart, wo sie sich aufhielt, um die nöthigen Vollmachten, damit er in Bauerbach aufgenommen werde.

Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die Entscheidung des Baron Dalberg über Fiesco, welche ganz kurz besagte: „Daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sey, folglich dasselbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütet werden könne."

So zerschmetternd für Schiller ein Ausspruch seyn mußte, der die Hoffnung, das quälende, seine schönsten Augenblicke verpestende Gespenst einer kaum des Namens werthen Schuld von sich zu entfernen, auf lange Zeit zerriß — so sehr er es auch bereute, daß er sich durch täuschende Versprechungen, durch schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte hatte aufreizen lassen, von Stuttgart zu entfliehen — so ungewöhnlich es ihm scheinen mochte, daß man ihn zur Umarbeitung seines Stückes verleitet, die ihm nahe an zwei Monate Zeit gekostet, all sein Geld aufzehrte, und ihn noch in neue Schulden versetzte, ohne ihn auf eine entsprechende Art dafür zu entschädigen, oder auch nur anzugeben, worin denn die Unbrauchbarkeit dieses Trauerspiels bestehe — so sehr dieses alles sein großmüthiges Herz zernagte, so war er dennoch viel zu edel, viel zu stolz, als daß er sein Gefühl für eine solche Behandlung hätte errathen lassen. Er begnügte

sich gegen Herrn Meier, der ihm diese abweisende Entscheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereis't sey.

Um jedoch den Leser zu versichern, daß die Mitglieder des Theater-Ausschusses, denen Fiesco zur Prüfung vorgelegt worden, die Meinung ihres Chefs nicht völlig theilten, werde schon jetzt das Votum eines derselben, das Schiller ein Jahr später in dem Protocoll des Theaters fand, angeführt.

„Obwohl dieses Stück für das Theater noch Einiges zu wünschen lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sey dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiemit ersucht werde, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste, eine Gratification von acht Louis'dor verabfolgen zu lassen."

Unterzeichnet war:

Iffland.

Allein Se. Excellenz Freiherr von Dalberg konnten diesem Gutachten, das noch heute Iffland die größte Ehre bringt, ihren Beifall nicht schenken, sondern entließen den Dichter eben so leer in Börse und Hoffnung aus Mannheim, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war.

Das Nächste, das Einzige und Letzte, was nun zu thun war, unternahm Schiller sogleich, indem er zu Herrn Schwan ging, und ihm Fiesco für den Druck anbot. Herr Schwan, der als Gelehrter und Buchhändler den Ruf eines vortrefflichen Mannes mit vollem Rechte genoß, übernahm dieses Stück mit großer Bereitwilligkeit, und bedauerte nur, als er es durchlesen, daß er die vortreffliche Dichtung nicht höher, als den gedruckten Bogen mit einem Louisd'or honoriren könne, da ihm durch die überall lauernden Nachdrucker

kein anderer Gewinn übrig bleibe, als den er von dem ersten Verkauf ziehe.

Was Schillern aber unter allen diesen Widerwärtigkeiten am Schmerzlichsten fiel, war der Gedanke, daß er seinen Freund S. in sein böses Schicksal mit verflochten, indem dieser all das Geld, das er zu der vorgehabten Reise nach Hamburg hätte verwenden sollen, in der Hoffnung, daß der Dichter in Mannheim reichliche Unterstützung finden müsse, aufgeopfert hatte, und nun an keinen Ersatz zu denken war. Schon im August hätte S. nach Wien reisen sollen, wo ihn eine Aufnahme erwartete, die ihn zwar jeder Sorge für seine Bedürfnisse überhoben, aber in seiner Kunst nicht weiter gefördert hätte. Er zog es also vor, seine jungen Jahre nicht müßig zu vergeuden, sondern lieber nach Hamburg zu gehen, um, wenn es auch mit den größten Entbehrungen geschehen müßte, sich in der Musik so viel als möglich auszubilden; worin ihm auch Schiller, dem er diese Sache schon früher vertraut hatte, vollkommen beistimmte. Nun konnte S. weder in den einen noch in den andern Ort gelangen, indem seine Mutter nicht wohlhabend genug war, um ihm sogleich wieder neue Hülfe zukommen zu lassen. Nach allen Meinungen schien es das Beste zu seyn, daß er vor der Hand in Mannheim bleibe, weil noch mehrere Mitglieder der kurfürstlichen Capelle daselbst wohnten, deren Unterricht oder Beispiel er benützen konnte, wozu die Herren Schwan, Meier und seine Freunde alles beizutragen versprachen. S. ergab sich in das, was vorläufig nicht zu ändern war, viel williger, als daß er jetzt schon in die Stadt ziehen und Schillern noch acht bis zehn Tage in Oggersheim allein lassen sollte. Allein es mußte seyn. Beide hatten sich aufgezehrt; im Gasthof war es zu theuer, und ihre Noth war schon so groß geworden, daß der Dichter seine Uhr verkaufen mußte, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben. Die letzten vierzehn Tage mußte man aber dennoch *auf Borg leben*, wo man dann auf der schwarzen Wirthstafel recht säuberlich mit

Kreide geschrieben sehen konnte, was die Herren Schmidt und Wolf täglich verbraucht hatten.

Der arme Dichter erhielt für Fiesco gerade so viel, um besagte Kreidenstriche auslöschen zu lassen, um einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen, und um seine Reise bis Bauerbach ohne Furcht vor neuem Mangel bestreiten zu können. Der Antritt dieser Reise war auf den letzten November bestimmt. Da Schiller mit dem Postwagen über Frankfurt, Gelnhausen ꝛc. nach Meiningen gehen, sich aber auf der Post in Mannheim nicht zeigen wollte, so kam Hr. Meier mit ihm überein, ihn mit S. und einigen Freunden in Oggersheim abzuholen, und von da nach Worms zu bringen, wo er dann den nächsten Tag mit dem Postwagen abfahren könne.

An dem bestimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim, wo sie Schiller gerade beschäftigt fanden, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen, oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dieß gar nicht so nöthig, als wohl bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache, hatte für sein Gemüth etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. So wie aber einmal die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Muth, den ein wackerer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter thun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus, und befolgte den Vorsatz des Carl Moor „die Qual erlahme an meinem Stolze" bei Umständen, in welchen jeden Andern die Kraft verlassen hätte.

Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen waren, von einer wandernden Truppe, Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß

die Aufführung eben so ärmlich als lächerlich seyn mußte, ergibt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren, und daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittelst eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde. Meier und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem, tiefen Blick, und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Aehnliches gesehen hätte, oder es zum Letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der Andern ihm kaum ein Lächeln entlocken; denn man sah es ihm an, daß er nicht gerne aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte.

Das Nachtessen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machten ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemuth aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren, und dem Allen werth gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meier und die Andern schieden sehr unbefangen und redselig.

Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — kein Wort kam über ihre Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können!

Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmüthige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen!

Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Decembers herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Ueberrocke versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zu-

bringen mußte, dessen (damaliger) Schneckengang, selbst in einer bessern Jahreszeit, die Stunden zu Tagen ausdehnte.

Seine Freunde beklagten ihn sehr, und ihre zu spät erwachte Gutmüthigkeit erinnerte sich jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können; und jemehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht, oder deßhalb gemahnt worden.

Eben so natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schillern gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, ganz unbezweifelt darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten, und solche für eben so leichtsinnig als unbegreiflich erklärten.

Daß er, um dem bisher erlittenen, unerträglichen Zwange zu entgehen, das Aeußerste gewagt — daß er durchaus nicht Arzt, sondern Dichter seyn wollte — daß er, um sich dem so reizend scheinenden Stande mit ganzer Kraft widmen zu können, eine sehr kümmerliche Besoldung aufgeben konnte, schien eben so unüberlegt, als es wenige Kenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse anzeigte.

Man berechnete sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte, und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich nennen konnte.

Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein erstes Schauspiel erregt, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen, oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte.

Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unseres Dichters war Iffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich fühlend, in noch jungen Jahren, bloß mit etlichen Thalern in der Tasche, und nur mit den am Leibe tragenden Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden

Vater entfloh, um sich zu Ekhoff zu begeben, und in dessen Schule zu bilden. Iffland allein wußte die Lage Schillers gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurtheilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes, angebornes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu müssen, und nur das gemeine Alltägliche thun zu sollen, oder gar durch Zwang zu dessen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem muthigen Entschlusse Schillers seinen völligen Beifall, sondern machte auch mit dem ihm reichlich zu Gebot stehenden Witze, den Kleinmuth derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reisen zu müssen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden. Seine treffenden Bemerkungen ließen die Verhältnisse des Dichters in einem mehr heiteren Lichte erscheinen. Vorläufig konnte man sich in so fern beruhigen, als er doch auf einige Zeit wenigstens gegen Mangel oder Verfolgungen gesichert war.

Nur wurde nicht mit Unrecht bezweifelt, ob seine dramatischen Arbeiten in gänzlicher Abgeschiedenheit gefördert werden könnten, oder ob sein Geist, von allem erheiternden Umgang abgeschnitten, und bei Entbehrung der nöthigen Bücher nicht in kurzer Zeit abgestumpft würde? Sein tiefes Gefühl, seine frische, jugendliche Kraft, ließen letzteres zwar nicht so bald befürchten: indessen vereinigten sich doch alle Wünsche dahin, daß ein glücklicher Zufall eintreten, und für ihn die günstigsten Umstände herbeiführen möchte.

Seine Freunde waren auf die Nachrichten von seiner Ankunft sehr gespannt, und wurden durch nachstehenden Brief an S. vollkommen beruhigt.

Bauerbach, den 8 December. 1782.

Liebster Freund!

Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche: keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein

Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören.

Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Vollkommenste und Willigste besorgt. Ich kam Abends hieher — Sie müssen wissen, daß es von Frankfurt aus 45 Stunden hieher war — zeigte meine Briefe auf, und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man alles aufgeputzt, eingeheizt, und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe. Die Ostermesse mag sich Angst darauf seyn lassen.

Schreiben Sie mir doch, wo Sie gesonnen sind zu bleiben. Halten Sie sich, wenn Sie zu Mannheim bleiben, nur immer fleißig an Schwan, Meier und meine Freunde. Besser Sie bleiben aber nicht dort, und verfolgen ihren ersten Anschlag, der mir immer der vernünftigste schien.

Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrnen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H.....t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter.

Wenn Sie Ursache hätten, nicht nach Wien zu gehen, so könnte ich Ihnen allenfalls einen anderen Ausweg anrathen, der mir von mehreren Seiten besehen, nicht gar verwerflich scheint. Sie sind jung, weit genug in Ihrer Kunst, um brauchbar zu seyn, halten Sie sich an einen Meister in einer großen Stadt, von dem Sie wissen, daß er viele Geschäfte hat, lassen Sie sich auch zu dem Handwerksmäßigen ihrer Kunst herab, machen Sie sich ihm nützlich, so finden Sie erstlich Gelegenheit den Mann zu studiren, finden Brod, und wenn Sie weggehen Empfehlung.

Der große Titian war Raphaels Farbenreiber. Weit gefehlt, daß ihm das schimpflich wäre, macht es seinem Namen nur desto größere Ehre.

Empfehlen Sie mich bei Schwan, Meier, Cranz, Gern, Derain, dem Stein'schen Hause, auch auf dem Viehhof. Schreiben Sie mir, was sich von dem Officier, der mich aufsuchte, bestätigt hat.

Noch etwas: bei dem neulichen schnellen Aufbruche von Oggersheim haben wir beide vergessen, die Zeche im Viehhof zu bezahlen. Ich will nicht haben, daß Sie in Schaden dabei kommen. Sie werden also, weil das Geld zu wenig beträgt, um 65 Stunden geschickt zu werden, eine Anweisung dafür und für andere ausgelegte Kleinigkeiten an Schwan bekommen, der mir, weil Fiesco gewiß mehr als 10 Bogen stark wird, noch Geld herauszahlen wird.

Jetzt muß ich eilen, das ist bereits der 5te Brief, und wenigstens noch so viel hab' ich zu schreiben.

Leben Sie recht wohl, lieber Freund, vergessen Sie mich nicht, und seyn Sie vollkommen versichert, daß ich thätig an Sie denken werde, sobald sich meine Aussichten verschönern, welches, wie ich hoffe, nicht lange mehr anstehen soll. Noch einmal leben Sie recht wohl. Wenn Sie mir schreiben, legen Sie den Brief bei Schwan oder Meier nieder.

Ohne Veränderung ihr aufrichtigster

Schiller.

Da wir jetzt unseren so lang in ängstlichen Sorgen und Ungewißheit lebenden Dichter geborgen wissen, und, nach seinen eigenen Aeußerungen, mit seinen Lieblingsarbeiten und in einer Idyllenwelt lebend vermuthen dürfen, so sey es erlaubt, die Personen, denen er empfohlen zu seyn wünscht, dem Leser etwas näher bekannt zu machen, und mit einer kurzen Erklärung vorzustellen. Die Herren Schwan und Meier sind schon früher erwähnt worden. Herr Cranz — damals auf Kosten des Herzogs von Weimar in Mannheim, um sich bei Fränzel auf

der Violine und bei Holzbauer in der Composition auszubilden — war bei Hrn. Meier Kostgänger, sah also Schiller sehr oft daselbst, der ihn auch wegen seines biederen, obwohl sehr trockenen Charakters wohl leiden mochte. Herr Gern der ältere, war ein braver, überall brauchbarer Schauspieler, so wie ein ausgezeichnet guter Baß-Sänger. Er betrat in Mannheim zuerst die Bühne, wär täglich im Meier'schen Hause, und wurde dann später auf das Theater nach Berlin berufen.

In dem kleinen Oggersheim war Herr Derain der einzige Kaufmann, welcher sich aber weit mehr mit Politik, Literatur, besonders aber mit Aufklärung des Landvolkes als mit dem Vertrieb seiner Waaren beschäftigte.

Seinen Eifer für das Wohl der Landleute, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz oder andere entbehrliche Sachen kaufen wollten, trieb er so weit, daß er ihnen oft recht dringend vorstellte, wie schädlich diese Dinge sowohl ihnen als ihren Kindern seyen, und daß sie weit klüger handeln würden, sich an diejenigen Mittel zu halten, welche ihnen ihr Feld, Garten oder Viehstand liefern könne. Daß solche Ermahnungen die Käufer eher abschreckten als herbeizogen war ganz natürlich. Aber Herr Derain, als lediger Mann zwischen 40 und 50 Jahren, der ein kleines Vermögen besaß, kümmerte sich um so weniger hierüber, je seltner er durch das Geklingel seiner Ladenthür im Lesen oder in seinen Betrachtungen gestört wurde. Das Gemüth des Mannes war aber von der edelsten Art, und eine große Bescheidenheit machte seinen Umgang äußerst angenehm. Er brachte auf eine sonderbare Art in Erfahrung, wer denn eigentlich die Herren Schmid und Wolf seyen, die in seiner Nähe wohnten, und deren Bekanntschaft er schon lange gewünscht hatte.

Es wurden nämlich bei der gänzlichen Abänderung des Fiesco die früher geschriebenen Scenen gar nicht mehr beachtet, sondern wie jedes unnütze Papier behandelt. Mit diesen, so wie mit vielen Blättern, worauf die Entwürfe zu Louise Millerin verzeichnet waren, wurde nun

nichts weniger als schonend verfahren, was dann die Gelegenheit gab, daß die Frau Wirthin — die mit einer sehr großen Neigung zum Lesen eben so viele Neugier für alles Geschriebene verband — diese Blätter, deren Sprache ihr ganz neu und ungewöhnlich schien, sammelte, und solche zu Hrn. Derain brachte, welchen sie öfters sprach, um ihm ihre häuslichen Leiden zu klagen, oder durch ein geliehenes Buch sich Trost und Vergessenheit zu verschaffen. Dieser zeigte den Fund seinem Verwandten, Herrn Kaufmann Stein in Mannheim, der eine sehr reizende und in allen neueren Werken der Dichtkunst ganz einheimische Tochter hatte.

S. war von Stuttgart aus Herrn Stein empfohlen. Die Blätter seines Reisegefährten wurden ihm vorgezeigt, und dasjenige, was mit der größten Standhaftigkeit jedem Manne verläugnet worden wäre, wußte das schmeichelnde Mädchen allmählich herauszulocken. Herr Derain, dem unter Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit dieses Geheimniß auch anvertraut wurde, unterließ bei dieser Gelegenheit nicht, seine hohe Achtung für ausgezeichnete Dichter oder Schriftsteller auf das Herzlichste kund zu geben. Mit wahrem Eifer bat er um Erlaubniß, die Bekanntschaft eines noch so jungen und schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, nebligen November-Abenden eine wahre Erquickung war. Die Freundschaft und Achtung für Hrn. Derain erhielt sich auch noch in den nächstfolgenden Jahren.

Der Officier, dessen Erscheinung Schiller und seine Freunde in den größten Schrecken versetzte, war nach einem Schreiben von Schillers Vater an Herrn Schwan kein Verfolger, sondern ein akademischer Freund, der bei einer Reise ausdrücklich den Umweg über Mannheim machte, um den Dichter zu sprechen, welches aber, wie oben erwähnt, auf die sorgsamste Weise verhindert wurde.

Und hier' ist auch der Ort, um den Leser zu versichern, daß der Herzog von Würtemberg auf keinerlei Weise jemals die geringste Vorkehrung treffen ließ, um seinen entflohenen Zögling wieder in seine Gewalt zu bekommen und zu bestrafen. Er mochte sich wohl erinnern, daß er Schiller wider dessen Willen, und fast zwangsweise in die Akademie aufgenommen — daß der Knabe so wie der Jüngling durch treffende, überraschende Antworten, durch untadelhafte Sitten seine wahrhaft väterliche Zuneigung sich erworben — daß ein schon im ersten Versuche sich so kühn aussprechendes Talent unmöglich durch einen militärischen Befehl unterdrückt werden könne. Oder war es Rücksicht gegen den ihm fast unentbehrlich gewordenen Vater; war es Antheil an dem Kummer der achtungswerthen Familie? — wollte er das mißbilligende Gefühl, das sich wegen der Gefangenhaltung Schubarts in ganz Deutschland allgemein und laut äußerte, nicht noch weiter aufreizen? — War es natürliche Großmuth? — — Genug, der Herzog gab dieser Sache nicht die geringste Folge, und bewies dadurch ganz offenkundig, daß er die Flucht Schillers nur als einen Fehler, aber nicht als ein Verbrechen beurtheilte.

Nicht nur diese Gewißheit ergab sich aus dem Briefe des Vaters, sondern auch die Hoffnung, daß er dem Sohne noch mit warmer Liebe zugethan sey, und ihm, wenn der äußerste Fall einträte, die nöthige Unterstützung nicht versagen würde. Verglich man diesen Brief mit denen, welche Herr Schwan und S. aus Bauerbach erhalten, so konnten die Freunde des Dichters um so mehr unbesorgt seyn, als dieser mit seinem Zustand im höchsten Grade zufrieden schien, und sich nun nach einem Jahre voller Sorgen und Unruhe solchen Beschäftigungen widmen konnte, die, außer dem Vergnügen, das sie ihm selbst machten, auch noch mit Ehre und Vortheil verbunden waren.

Ohne Zweifel theilt jeder Leser diese Meinungen, und glaubt vielleicht, das Schicksal, nachdem es seine alles beugende Gewalt habe empfinden lassen, werde dem Er-

müdeten nach so manchen Stürmen endlich Ruhe vergönnen?

Der Verfasser bedauert innigst, daß er diese Hoffnungen nicht bestätigen kann, sondern genöthigt ist, neue Schwierigkeiten zu melden, die sich in dem so friedlich scheinenden Zufluchtsorte ganz unerwartet erhoben; denn kaum vier Wochen nach dem ersten erhielt er nachstehenden zweiten Brief.

H. den 14 Jän. 1783.

So bin ich doch der Narr des Schicksals! Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunarischen Welt herum.

Hören sie nur!

Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. Erschrecken Sie aber nicht. Ich bin vielleicht besser aufgehoben.

Frau von Wolzogen ist wieder hier, und hat ihren Bruder, den Oberhofmeister von Marschalk, der bei Bamberg eine Erbschaft von beinahe 200,000 Gulden gethan, begleitet. Sie können sich vorstellen, mit welcher Ungeduld ich ihr entgegen flog — — — — Aber nun! —

Lieber Freund, trauen Sie niemand mehr. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! das Letztere war dießmal nicht.

Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu seyn — aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme; das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel.

Durch die Bemühung des Bibliothekars Reinwald, meines sehr erprobten Freundes, bin ich einem jungen Hrn. von Wrmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann, und vielleicht eine Fortsetzung liefern wird. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Range figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr, und nunmehr ist das für mich Eins. Ich soll mit meinem Wrmb diesen Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst, und — der Freundschaft leben, und was das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll.

Schreiben Sie mir nicht, bis Sie neue Adressen haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich sey nicht mehr in Bauerbach, das ist alles was Sie sagen können. — — — — — —

Tausend Empfehlungen an meinen lieben, guten Meier. Nächstens schreib ich ihm wieder. Auch an Cranz, Gern u. s. f. viele Complimente. Mein neues Trauerspiel, Louise Millerin genannt, ist fertig. Beiliegendes übergeben Sie an Schwan, dem Sie mich vielmals empfehlen.

Ohne Veränderung Ihr

Schiller.

So schien nun auch dieser Plan gescheitert, auf den nicht nur der Dichter selbst seine größte, letzte Hoffnung gesetzt hatte, sondern welcher auch als der sicherste von allen Freunden zur Befolgung angerathen war. Aufs neue war sein Schiff den veränderlichen Winden preisgegeben, indem die Freundschaft mit Hrn. von Wrmb viel zu schwärmerisch, mit viel zu großen Erwartungen geschlossen schien, als daß man auf einige Dauer hätte zählen können.

Größeres Vertrauen flößte die Bekanntschaft mit Hrn. Reinwald ein, der Herrn Schwan als rechtlicher Mann, als Dichter und Schriftsteller bekannt war, und sich gewiß um so inniger an Schiller anschloß, je genügsamer dieser in seinen Forderungen und anmuthiger im Umgange sich gegen jeden zeigte.

Was die Aeußerungen der Frau von Wolzogen betrifft, so waren diese eben so verzeihlich als begreiflich; denn ihre Söhne, deren Bekanntschaft Schiller den Schutz zu danken hatte, der ihm jetzt gewährt wurde, waren noch in der Akademie, und erfuhr der Herzog, von wem sein flüchtiger Zögling verborgen gehalten werde, so konnte er leicht — vorausgesetzt, daß er sich zu einer Rache herablassen möge — seine Ungnade den Söhnen der Frau von Wolzogen auf eine Art empfinden lassen, die ihr Glück nicht nur für jetzt, sondern auch in der Zukunft bedeutend gestört haben würde.

Der Verfolg zeigte jedoch, daß die Besorgnisse der Beschützerin entweder nicht sehr ernsthafter Art gewesen, oder daß Schiller seine Empfindlichkeit darüber zu besiegen wußte; denn er blieb nicht nur den ganzen Tag in Bauerbach, sondern brachte auch die Hälfte des folgenden Sommers daselbst zu. Durch ähnliche Nachrichten wie die, welche er seinem Freunde nach Mannheim schrieb, versetzte er auch seine älteste Schwester in die größte Unruhe, und ein Brief, den sie deßhalb an den Bruder schrieb, gab zufällig die Veranlassung zu ihrer Bekanntschaft mit Herrn Reinwald, die sich einige Jahre später in eine lebenslängliche Verbindung umwandelte. Aus dem Briefe des Herrn Reinwald an die Schwester von Schiller möge das Wichtigste, was sich hierauf bezieht (mit der damals gebräuchlichen Rechtschreibung) einen Platz finden.

Meiningen. 27ten Mai 1785.

Mademoiselle

Ein besonderer Zufall macht mich so frei, an die Schwester meines Freundes diese Zeilen zu schreiben.

Unter etlichen Papieren, die Hr. D. S** nach einem Besuch beim ir liegen lassen, fand ich einen Brief von Ihnen. Es war wohl nicht Sorglosigkeit allein daran Schuld, sondern auch Vertrauen, denn ich glaube gänzlich, daß er mich liebt.

Ich fand in diesem Briefe, den ich gelesen und nochmals gelesen und abgeschrieben habe, so viel reifes Denken und so viel herzliche, besorgte Wohlmeinung gegen Ihren Herrn Bruder, daß ich mich gefreut habe, und scheue mich nicht, jeden Gedanken, der mir zu seiner Ausbildung oder Glückseligkeit einfällt, mit Ihnen zu theilen.

Vielleicht kann ich Ihnen oder Ihren lieben Eltern auch manche Unruhe benehmen, die Ihnen über die Situation Ihres Herrn Bruders aufsteigt, und ich werde gerade seyn und nicht schmeicheln ꝛc. — — — —

Mir ist es selbst Räthsel, warum sie (Fr. v. W.) so sehr Verachtung fürchtet, und daß sie auf die Veränderung von unseres Freundes Aufenthalt dringen soll; viele Umstände scheinen dem letzteren zu widersprechen, es müßte denn seyn, daß sie aus Beweggründen der Sparsamkeit handelte ꝛc. ꝛc. Alle Gefahren des Bekanntseyns wären gleich Anfangs vermieden gewesen, wenn man entweder niemanden auswärts geschrieben hätte, daß Ihr Herr Bruder da wäre, wo er ist, sondern nur Meiningen angegeben, oder wenn er wirklich in dem traurigsten Theile des Jahres hieher gezogen wäre. Hier residirt ein Herzog, den der Ihrige nicht im Geringsten deßhalb züchtigen kann, wenn er jemand da wohnen läßt, dem der würtembergische Hof ungünstig ist. Welche Verantwortung kann da der Fr. v. W. auf den Hals fallen.

Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Bühne schildern soll, item, er muß sich durch Gespräche über Natur und Kunst durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern, wenn durch Denken und Niederschreiben das Mark seines Geistes vertrocknet ist. Die Gegend, wo er sich jetzt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt,

gleicht mehr der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter-Insel, und einen zweiten Winter da zugebracht, wird Hrn. D. S. völlig hypochondrisch machen.

Ich wünschte daher sehnlich, daß er künftigen Herbst in einer großen Stadt, wo ein gutes deutsches Theater ist, z. Ex. in Berlin verweilte, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtschaffener Männer, die ihn von der Ausgelassenheit bewahrten, die an diesem Orte herrscht.

Wien (wo ich ehedem selbst eine Zeit lang war) hat zwar weniger verderbte Sitten und mehr Teutschheit, aber der Fehler ist da, daß man mit dem Gelde gut umzugehen verlernt, denn man nimmt meist viel ein, und gibt noch mehr aus.

Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat.

Ich hatte die Idee ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Gesundheitsreise thun werde, ich wollte ihn den dasigen zum Theil wichtigen Gelehrten präsentiren, ich wollte ihn wieder an die offne Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinah scheut, und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlag war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt. Ich werde also das Vergnügen dieser Reise nicht mit ihm theilen können.

Wenn ich gleich unendlich dabei verliere, wenn Ihr Herr Bruder einst diese Gegend verlassen sollte, und keiner meiner bisherigen Freunde mir diesen Verlust ersetzen würde, so wollte ich doch lieber all mein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten und künftig großen Mannes aufopfern ꝛc. ꝛc.

Leben Sie mit Ihren lieben Eltern wohl.

Ihr gehorsamster Diener und Verehrer

W. H. Reinwald.

Dieser Brief macht es wahrscheinlich, daß Schiller nicht, wie er im Januar Willens war, mit Hrn. von Wrmb nach Thüringen reis'te, sondern fortwährend in Bauerbach blieb. War dieß der Rath seines Freundes Reinwald? Oder bedachte er es selbst, daß sein Aufenthalt bei Hrn. von Wrmb von so zarter Beschaffenheit seyn würde, daß ein Wörtchen, ja nur eine Gebärde ihn wieder entfernen, und in die größte Verlegenheit setzen müßte?

Gewißheit kann der Verfasser hierüber nicht geben, indem er sich nicht erinnert, in der Folge mit Schillern darüber gesprochen zu haben, und er auch einige Briefe von diesem aus (jetzt freilich sehr bedauerter) Nachlässigkeit verloren. Uebrigens müßte es auffallend scheinen, daß der gerechte, edle Stolz und Ehrgeiz des Dichters auch nur einen Augenblick es ertragen konnte, Frau von W. einer Verlegenheit auszusetzen, wenn wir nach obigem Brief nicht annehmen dürften, daß es ihr mit dem Dringen auf seine Entfernung nicht sehr ernst gewesen wäre. Außer diesem mochte auch Schillern der Umstand nachgiebiger machen, daß er hier frei von allen Sorgen für die kleinlichen Bedürfnisse des Lebens, ohne die mindeste Störung gänzlich seiner Laune, seinen Träumen, Idealen und dichterischen Entwürfen leben konnte; wo ihm kein Befehl vorschrieb, wie er gekleidet seyn müsse, oder die Minute bezeichnete, zu welcher er im Spital oder auf der Wachtparade erscheinen solle, und wo er nur seinen großartigen Gefühlen und der Freundschaft leben durfte.

Man muß den edlen Jüngling genau gekannt und in den Jahren 1781 und 82 mit ihm in (dem damals so zwangsvollen) Stuttgart gelebt haben, um gewiß zu seyn, daß ein nur einigermaßen leidliches Gefängniß, in welchem sein Thun und Lassen nicht vorgeschrieben worden wäre, ihm gegen seinen damaligen Zustand gehalten, als eine wirkliche Wohlthat erschienen seyn würde. Weiter unten werden wir aus einem Briefe von ihm selbst erfahren, daß nur die zuletzt angeführten Gründe die einzigen

seyn konnten, welche ihm den Aufenthalt in Bauerbach so werth und unvergeßlich machten.

Die Lobsprüche, welche ihm Herr Reinwald in seinem Brief ertheilt, beweisen, wie einnehmend seine Persönlichkeit gewesen, und wie duldsam er jede Eigenheit an Andern zu ertragen wußte, indem Hypochondrie und immerwährende Kränklichkeit Herrn Reinwald sehr reizbar und empfindlich machten, und er auch von der höchsten Bedächtlichkeit war. Aber der Kern dieses Mannes, seine Kenntnisse so wie sein Herz waren vortrefflich, und wir werden sehen, wie hoch Schiller diesen Freund achtete.

Hätte Herr Reinwald den jungen Dichter dazu vermocht, mit ihm nach Weimar und Gotha zu reisen, so würde er in ersterem Orte Goethe und Wieland kennen gelernt haben, die ihm, aller Wahrscheinlichkeit nach, einen Lebensplan vorgezeichnet, ihn mit Rath und Empfehlungen unterstützt, und in die nützlichsten Verbindungen gebracht hätten. Auch wären ihm dadurch zwei Jahre erspart worden, die er meistens in Verdruß zubrachte, und die von den nachtheiligsten Folgen für seine Gesundheit waren.

Was Schiller aber von dieser Reise abhielt, war die Sirenenstimme, die sich von dem Theater zu Mannheim wieder vernehmen ließ, und die seine Nerven so sehr in Schwingung versetzte, daß er ihren Lockungen nicht widerstehen konnte, und alles Andere von sich abwehrte. Denn schon im März 1783, also kaum 3 Monate später, nachdem der Dichter sieben Wochen vergeblich in Oggersheim [sich] aufgehalten und auf eine äußerst harte Weise entlassen worden war, schrieb ihm Baron Dalberg wieder, um sich nach seinen theatralischen Arbeiten zu erkundigen, und zwar in solchen Ausdrücken, daß Schiller an Herrn Meier in Mannheim schrieb: „es müsse ein dramatisches Unglück „in Mannheim vorgegangen seyn, weil er von Baron „Dalberg einen Brief erhalten, dessen annähernde Ausdrücke ihn auf diese Vermuthung brächten.“

Dieser Schluß war jedoch nur in so fern richtig, als Baron Dalberg, der sich sehr gern mit Umänderungen

von Theaterstücken beschäftigte, und damals gerade Lanassa und Julius Caesar von Shakspeare unter der Scheere hatte, wohl fühlen mochte, daß Schiller zu solchen Arbeiten nicht ganz ungeeignet seyn dürfte. Auch geschah es oft, daß die Mitglieder des Theater-Ausschusses von Fiesco, so wie von dem bürgerlichen Trauerspiele Louise Millerin sprachen, dessen ganzer Plan S. bekannt war, und den dieser, da ihn kein Versprechen zur Geheimhaltung verpflichtete, so umständlich als lebhaft auseinandersetzte.

Am wahrscheinlichsten bleibt jedoch, daß sich Baron Dalberg der frühern Versprechungen und gegebenen Hoffnungen erinnerte, die er Schillern gemacht, und welche diesen zu seinem verzweifelten Schritte verleitet. Jetzt, nachdem der Herzog von Würtemberg nicht die mindeste Vorkehrung zur Habhaftwerdung des Flüchtlings getroffen, konnte mit voller Sicherheit und ohne sich im mindesten bloß zu stellen, demselben Genugthuung gegeben, die öfters mahnenden Wünsche der Schauspieler erfüllt, so wie, durch Anstellung eines solchen Dichters, der Bühne ein Glanz ertheilt werden, der sie über alle andern von Deutschland erhob, und von welcher der größte Theil ihres Ruhmes auf deren Intendanten zurückstrahlen mußte.

Möge nun dieser oder jener Beweggrund den Brief des Baron Dalberg an Schillern veranlaßt haben, so ist es, zur Rechtfertigung des letztern, von der größten Wichtigkeit zu zeigen, daß er auch jetzt wieder, wie im Jahr 1781 angelockt, ja gewissermaßen zur Veränderung seines Aufenthaltes aufgefordert worden, ohne daß er es gesu oder sich deßhalb beworben hätte. Der antheilnehmend Leser möge diesen Umstand um so weniger übersehen, w es zur unparteiischen Beurtheilung des Schicksals u Benehmens des Dichters unumgänglich nothwendig ist wissen, durch wen und durch was er zu nach ili Schritten verleitet worden. Nachfolgendes ist die wort (S. Schillers Briefe an Freiherrn von Dal S. 80), welche auf die Anfrage ertheilt wurde.

S. Meiningen den 3. April 1782.

Euer Excellenz verzeihen, daß Sie meine Antwort auf Ihre gnädige Zuschrift erst so spät erhalten — — — — — — — — — — — — —

Daß Euer Excellenz mich auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders, als schmeichelhaft seyn. Sie wünschen zu hören, wie ich lebe? —

Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung, und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen es zu seyn.

E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünsche nichts, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stück vorauszusagen. —

Wenn diese Fehler, die ich E. E. mit Absicht vorhersage, für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden seyn werden. Fallen sie aber bei der Vorstellung zu sehr auf, so wird alles Uebrige, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar seyn, und ich werde es besser zurückbehalten. — — — — — — — — — —

Dr. Schiller.

Wer diesen Brief gegen die früheren vergleicht, dem muß die kalte geschraubte Sprache desselben auffallen, indem darin durchaus nichts ist, woraus zu schließen wäre, Schiller bewerbe sich wieder um den Schutz des Baron Dalberg. Eher noch sind Vorwürfe gegen diesen nicht undeutlich ausgesprochen, denn die Schilderung der Unabhängigkeit und des Glücks, welches der Dichter jetzt genieße, scheint absichtlich als Gegensatz angeführt zu seyn.

Ungeachtet alles dessen wurde der Briefwechsel fortgesetzt, und Schiller konnte der süßtönenden Stimme um so weniger widerstehen, als nach seinen Begriffen die Schaubühne, so wie die Arbeiten für dieselbe einen Einfluß und eine Wichtigkeit hatten, die durch keine andere Kunst oder Wissenschaft bewirkt werden könne. Und bei der ersten Bühne Deutschlands sollte er nun Dichter, Lenker eines reinen, veredelten Geschmackes werden! Jetzt wäre der Zeitpunkt eingetreten, wo er seine Ideale, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft lebend, handelnd der gespannten Aufmerksamkeit einer Menge von Zuschauern vorführen könnte! Und diese so lang ersehnte Gelegenheit sollte er zurückweisen?

Zu viel wäre dieses gefordert! Er mußte dem Anerbieten entsprechen, und traf auch in den ersten Tagen des Septembers 1783, nur von Herrn Meier und dessen Frau erwartet, in Mannheim ein.

Seinem zurückgelassenen Freunde S. wurde absichtlich von der ganzen Unterhandlung nichts gesagt, weil er sich (da sein eigenes Glück durch den unnützen Aufenthalt in Oggersheim gestört worden) schon zu oft gegen das Versprechen und Verlocken geäußert, und das Verfahren gegen den unglücklich gemachten Dichter bei seinem wahren Namen benannt hatte.

Auch wurde ihm durch dieses Verheimlichen eine Ueberraschung bereitet, die vollkommen gelang. Denn als er zur gewöhnlichen Stunde bei Herrn Meier eintrat, konnte er kaum seinen Augen glauben, daß es der in weiter Entfernung vermeinte Schiller sey, welcher mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehen ihm entgegentrat.

Nach den herzlichsten Umarmungen, und nachdem die eiligsten Fragen beantwortet waren, kündigte Schiller seinem Freund an, daß er von Baron Dalberg als Theater-Dichter nach Mannheim berufen worden, und als solcher mit einer Besoldung von 300, sage: dreihundert, Gulden Reichswährung nächstens sein Amt antreten werde.

Seine Zufriedenheit über diese Anstellung sprach aus jedem Wort, aus jedem Blick, und er mochte sich wohl denselben Himmel in der Wirklichkeit dabei denken, der auf dem Theater oft so täuschend dargestellt wird.

Unter dem ruhigen Genuß seiner Freunde und der Schaubühne — unter einer Menge von Planen und Besprechungen über seine künftigen Arbeiten vergingen mehrere Wochen, und ehe er noch an den Abänderungen des Fiesco oder der Louise Millerin etwas angefangen hatte, überfiel ihn das kalte Fieber, welches ihn anfänglich zu Allem untüchtig machte.

Der Sommer dieses Jahres 1783 zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Hitze aus, durch welche aus dem mit Morast und stehendem Wasser gefüllten Festungsgraben eine so faule, verdorbene Luft entwickelt wurde, daß kaum die Hälfte der Einwohner von diesem Übel verschont blieb. Auch verursachte die dumpfe Luft in dieser Festung, deren hohe Wälle jeden Zug, jede Strömung eines Windes verhinderten, bei allen Krankheiten gefährlichere Folgen als sonst, und der Tod beraubte in der Mitte des Octobers Schiller eines Freundes, der ihm um so werther geworden, je mehr er Gelegenheit gehabt hatte, dessen edles, offenes Gemüth kennen zu lernen. Der Theater-Regisseur, Herr Meier, dessen schon so oft erwähnt worden, starb an einer anfangs unbedeutend scheinenden Krankheit, wodurch nicht nur seiner Frau und seinen Freunden, sondern auch seinen Kunstgenossen so wie der Schaubühne selbst ein sehr lang gefühlter Verlust verursacht wurde. Denn nicht allein war er als Mensch höchst achtungswerth, er war auch ein in Ekhoffs Schule gebildeter, sehr bedeutender Künstler, der in den meisten, vorzüglich aber in sanften Rollen nichts zu wünschen übrig ließ. Zur Rechtfertigung der ärztlichen Kenntnisse Schillers darf hier versichert werden, daß er die schlimmen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt verordnet hatte, voraussagte.

Wenn schon das Wechselfieber den thätigen, kühnen Geist des Dichters lähmte, so waren die Einwendungen,

welche man gegen sein zweites Trauerspiel machte, und die er beseitigen sollte, noch weniger geeignet seine Einbildungskraft aufzuregen.

Die Bahn, die er sich in seinen Arbeiten für die Bühne vorgezeichnet hatte, war ganz neu und ungewöhnlich, daher es den Schauspielern, die meistens nur bürgerliche oder sogenannte Conversations-Stücke aufzuführen gewohnt waren, sehr schwer und mühsam wurde, die Ausdrücke des Dichters so zu geben, wie er sie schrieb, und in welche sich, ohne deren Sinn zu stören oder ins Gemeine herabzuziehen, durchaus nichts aus der Umgangssprache einflicken ließ. Daß bei den Räubern derlei Einwendungen weniger gemacht wurden, davon war der überwältigende Stoff, so wie die ergreifende Wirkung, welche die meisten Scenen hervorbrachten, die Ursache. Besonders eiferte letzteres jeden Mitwirkenden an, alle Kräfte beisammen zu halten, um auch in den unbedeutend scheinenden Theilen keine Störung zu verursachen, damit das Werk, so wie es aus der dichterischen Kraft entsprungen, ein erstaunungswürdiges Ganzes bliebe.

Bei Fiesco war der Inhalt schon an sich selbst kälter. Die schlauen Verwicklungen erwärmten nicht; die langen Monologe, so meisterhaft sie auch waren, konnten nicht mit Begeisterung aufgefaßt und gesprochen werden, indem sich größtentheils nur der Ehrgeiz darin malte, und zu fürchten war, daß die Zuschauer ohne Theilnahme bleiben würden. Man gestand nicht gern, daß die Anstrengung des Darstellers mit dem zu erwartenden Beifall nicht im Verhältniß stehen möchte, weil erstere zu groß und letzterer zu gering seyn würde.

Am meisten wurde gegen den Schluß eingewendet, weil er weder den ersten Schauspielern noch dem Publicum Genüge leisten könne, und eine Empfindung zurücklassen müsse, welche den Antheil, den man an dem Vorhergehenden des Stückes genommen, bedeutend schwächen würde.

Wenn man bedenkt, daß der tiefe, umfassende Geist Schillers sich auch in späterer Zeit nie bequemen konnte,

ein Stück so zu entwerfen und zu schreiben, daß es den Forderungen, oder eigentlicher zu reden — da vorzüglich die unterhaltenden Künste den geringern Kräften der Menge angepaßt werden müssen — dem Handwerksmäßigen des Theaters in allen seinen Theilen angemessen hätte seyn können; so kann man sich vorstellen, mit welchem Widerwillen er sich an Abänderungen (worunter nicht Abkürzungen verstanden sind) überhaupt, besonders aber wie bei Fiesco der Fall war, an solche sich machte, wo dem Verstand und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden müßte. War auch sein Kopf gewandt genug, um jede Begebenheit als möglich darzustellen, so mußte doch an die Stelle des Zerstörten etwas Neues geschaffen werden, das — wie jeder, dem Geistes- oder Kunstarbeiten bekannt sind, gestehen muß — entweder nicht so gut geräth, oder doch viel schwieriger als ersteres ist.

Indessen mußte er diese Einwürfe berücksichtigen, und, ungeachtet der Unterbrechungen durch seine Krankheit und die dadurch gestörte gute Laune, wurde er dennoch in der zweiten Hälfte des Novembers mit Umarbeitung des Fiesco fertig.

Nun mußte aber das ganze Stück ins Reine und in der genauen Folge geschrieben werden, wozu, da man diese beschwerliche Arbeit nicht von ihm verlangen konnte, ein Regiments-Fourier vorgeschlagen wurde, der eine sehr deutliche und hübsche Handschrift hatte. Da so Vieles aus der ersten Bearbeitung gestrichen, zwischen hinein abgeändert oder ganz neu eingelegt war, so durfte die Anordnung dem Abschreiber nicht überlassen bleiben, sondern mußte ihm in die Feder gesagt werden.

In den ersten Stunden fühlte sich der Verfasser sehr behaglich, indem er nach Bequemlichkeit bald sitzend, bald auf- und niedergehend vorsagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er seinen ihm so werth gewordenen Helden Fiesco in Viesgo, die liebliche Leonore in Leohnohre, Calcagna

in Kallkahnia verwandelt, und in den übrigen Eigennamen falsche Buchstaben, so wie die meisten Worte der gewohnten Rechtschreibung entgegen fand.

Seine Klagen hierüber waren eben so bitter als auf eine Art ausgesprochen, die zum Lachen reizte, indem er gar nicht begreifen konnte, daß jemand, der so schöne Buchstaben mache, nicht auch jedes Wort richtig sollte schreiben können.

Noch einmal, nachdem er den Mann vorher alle Namen ordentlich hatte aufzeichnen lassen, versuchte er es wieder vorzusagen. Als er aber dennoch fand, daß Fiesco jetzt mit einem F, und später mit einem V anfing, da verlor er die Geduld so gänzlich, daß er, um diese Augenmarter nicht länger aushalten zu müssen, sich entschloß, selbst das ganze Stück ins Reine zu schreiben. Er war so fleißig dabei, daß solches in der Mitte Decembers dem Baron Dalberg überreicht werden konnte. Zufrieden mit seiner in den verflossenen zwei Monaten bewiesenen Thätigkeit konnte der kranke Dichter allerdings seyn, obwohl diese, da er nur die vom Fieber freien Tage und die Nächte benützen konnte, seine Kräfte sehr abspannte, und sein sonst immer heiteres Gemüth sich öfters verdüsterte. Aber nicht allein eine solche Anstrengung war geeignet, jede muntere Laune zu verscheuchen, auch sein übriges Verhältniß, das in Beziehung des Einkommens im grellsten Widerspruch mit seinen frühern Erwartungen stand, mußte ihn schon darum zum Mißvergnügen reizen, weil ihm dieses in den Briefen von seiner Familie sehr bemerklich gemacht wurde. Besonders war der Vater sehr unzufrieden, seinen Sohn in einem so ungewissen, nichts dauernd zeigenden Zustand zu wissen, und er glaubte ihn nur dann für die Zukunft geborgen, wenn er wieder Arzt und unter dem Schutze des Herzogs wäre. Das Herz der Mutter, konnte es ruhig schlagen, wenn sie ihren Liebling in seiner Gesundheit, in seinem häuslichen Wesen, in seinen Sitten — die sie bei dem Theater sich zügellos denken mochte — im höchsten Grade gefährdet glaubte?

Auch die älteste Schwester vereinigte ihre Wünsche mit denen der Eltern, und veranlaßte folgende Erwiederung des Bruders.

Mannheim am Neujahr 84.

Meine theuerste Schwester!

Ich bekomme gestern Deinen Brief, und da ich über meine Nachlässigkeit Dir zu antworten etwas ernsthaft nachdenke, so mache ich mir die bittersten Vorwürfe von der Welt. Glaube mir, meine Beste, es ist keine Verschlimmerung meines Herzens; denn so sehr auch Schicksale den Charakter verändern können, so bin doch ich mir immerdar gleich geblieben — es ist eben so wenig Mangel an Aufmerksamkeit und Wärme für Dich; denn Dein künftiges Loos hat schon oft meine einsamen Stunden beschäftigt, und wie oft warst Du nicht die Heldin in meinen dichterischen Träumen! — Es ist die entsetzliche Zerstreuung, in der ich von Stunde zu Stunde herum geworfen werde, es ist zugleich auch eine gewisse Beschämung, daß ich meine Entwürfe über das Glück der Meinigen und über Deins insbesondere, bis jetzt so wenig habe zur Ausführung bringen können. Wie viel bleiben doch unsere Thaten unseren Hoffnungen schuldig! und wie oft spottet ein unerklärbares Verhängniß unseres besten Willens —

Also unsere gute Mutter kränkelt noch immer? Sehr gern glaube ich es, daß ein schleichender Gram ihrer Gesundheit entgegen arbeitet, und daß Medicamente vielleicht gar nichts thun — aber Du irrst Dich, meine gute Schwester, wenn Du ihre Besserung von meiner Gegenwart hoff'st. Unsere liebe Mutter nährt sich gleichsam von beständiger Sorge. Wenn sie auf einer Seite keine mehr findet, so sucht sie sie mühsam auf einer andern auf. Wie oft haben wir alle uns das ins Ohr gesagt! Ich bitte dich auch, ihr es in meinem Namen zu wiederholen. Ich spreche ganz allein als Arzt — denn daß eine solche Gemüthsart das Schicksal selbst nicht verbessern,

daß sie mit einer Resignation auf die Vorsicht durchaus nicht bestehen könne, wird unser guter Vater ihr öfter und besser gesagt haben. Dein Zufall sicht mich wirklich nicht wenig an. Ich erinnere mich, daß Du ihn mehrmal gehabt hast, und bin der Meinung, daß eine Lebensart mit starker Leibesbewegung, neben einer verdünnenden Diät ihn am besten hemmen werde. Nimm zuweilen eine Portion Salpeter mit Weinstein, und trinke auf das Frühjahr die Molken.

Du äußerst in deinem Brief den Wunsch mich auf der Solitude im Schoße der Meinigen zu sehen, und wiederholst den ehmaligen Vorschlag des lieben Papa's, beim Herzog um meine freie Wiederkehr in mein Vaterland einzukommen. Ich kann Dir nichts darauf antworten, Liebste, als daß meine Ehre entsetzlich leidet, wenn ich ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg, mich wieder da blicken lasse. Daß der Papa den Namen zu dieser Bitte hergibt, nützt mir wenig, denn jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und jedermann wird, so lang ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen in Würtemberg unterzukommen vermuthen.

Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam; denn das Glück deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß leiden. Ein großer Theil von Deutschland weiß von meinen Verhältnissen gegen euern Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessirt — wie entsetzlich würde die Achtung des Publicums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurückkunft gesucht — daß meine Umstände mich meinen ehmaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich diese Versorgung, die mir in der großen Welt fehl-

geschlagen, aufs neue in meinem Vaterlande suche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterland entschuldigt vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes, aber die Welt nimmt auf das keine Rücksicht. Uebrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut — nur dieses sage ich Dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Würtembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen. Nunmehr weißt Du genug, um vernünftig in dieser Sache zu rathen.

Schließlich wünsche ich Dir und Euch allen von ganzem Herzen ein glückliches Schicksal im 1784sten Jahr; und gebe der Himmel, daß wir alle Fehler der vorigen in diesem wieder gut machen, geb' es Gott, daß das Glück sein Versäumniß in den vergangenen Jahren in dem jetzigen einbringe.

Ewig dein treuer Bruder

Friedrich S.

Wahrlich, ein Beweis, wie er als Sohn, Bruder und Mann dachte, läßt sich durch nichts so offen, kräftig und schön, als durch diesen Brief darstellen, dessen Inhalt um so schätzbarer ist, da er im größten Vertrauen geschrieben wurde, und sich keine Ursache finden konnte, einen Gedanken anders auszudrücken, als ganz so, wie er entstand. Denn diese Anhänglichkeit, diese kindliche und brüderliche Liebe war nebst dem stolzen Gefühl für Ehre und Erwerbung eines berühmten Namens der mächtigste Sporn für ihn, um durch sein Talent das Glück der Seinigen eben so gewiß als sein eigenes zu befördern.

Schon in Stuttgart, noch eh' er den Entschluß zu entfliehen gefaßt hatte, war dieses sehr oft der Inhalt seiner vertrauten Gespräche, so wie es auch, da er die Unmöglichkeit einsah, diesen Wunsch in seinen drückenden Verhältnissen verwirklichen zu können, ein Grund mehr wurde sich eigenmächtig zu entfernen. Auf das treueste schildert er zehn Jahre später seine damaligen Erwartungen, in dem Gedicht, die Ideale:

„Wie sprang von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn:
Bis an des Aethers bleichste Sterne,
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug."

„Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz!
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz."

So waren seine Hoffnungen, als er das Kleinliche, Eigensüchtige der Menschen noch nicht aus der Erfahrung kannte; als quälende Sorgen mit ihren zackigten Krallen sich noch nicht an ihn geklammert hatten; als er noch glauben durfte, die Deutschen zu sich erheben, und ihnen etwas Höheres als bloße Unterhaltung darbieten zu können.

Nur zu bald mußte er ausrufen:

„Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte
Und einer nach dem andern wich."

Aber sein Muth blieb dennoch unbeugsam! denn was tausend Andere in ähnlichen Verwicklungen niedergedrückt oder zur Verzweiflung gebracht hätte, wurde von seinem

mächtigen Geiste — der immer nur das höchste Ziel im Auge behielt — entweder gar nicht beachtet, oder, wenn es auch schmerzte, nur belächelt.

Im Verfolg der Erzählung wird das Gesagte noch weiter bestätigt werden.

Noch während der Umarbeitung des Fiesco wurde es eingeleitet, daß Schiller in die deutsche Gesellschaft zu Mannheim, von welcher Baron Dalberg Präsident war, aufgenommen werden solle. Außer der in Deutschland so sehr gesuchten Ehre eines Titels, hatte der Eintritt in diese Gesellschaft wenigstens den Vortheil, daß sie sich des unmittelbaren kurfürstlichen Schutzes erfreute, wodurch denn der Dichter, im Fall er noch von dem Herzog von Würtemberg angefochten worden wäre, wenigstens einigen Schutz hätte erwarten dürfen. Zu seinem Eintritt schrieb er die kleine Abhandlung: „Was kann eine gute, stehende Schaubühne wirken?" welche noch immer die Mühe verlohnt, sie aufs neue durchzulesen, um den Zweck des Theaters überhaupt, und auch die Ansichten des Verfassers über die Wirkung desselben kennen zu lernen.

Einige Monate nach dieser Aufnahme faßte er den Plan eine Dramaturgie herauszugeben, um durch diese die Mannheimer Bühne als Muster für ganz Deutschland bilden, auch sich zugleich einen größeren Wirkungskreis erwerben zu können. Anfangs glaubte man, daß es am besten seyn würde, die Aufsätze den Jahrbüchern der deutschen Geschichte einzuverleiben. Jedoch der ganze, so eifrig gefaßte und so viel versprechende Vorsatz scheiterte, indem diese Jahrbücher, die nur ernste, trockene Forschungen enthielten, durch Berichte über ein so flüchtiges Ding, wie das Theater zu seyn scheint, profanirt geworden wären, und weil die Theatercasse, die von dem Dichter verlangte jährliche Schadloshaltung von 50 Ducaten nicht zu leisten vermochte. (Das Nähere hierüber findet sich in den Briefen an Baron Dalberg S. 104, 124.) Endlich in der Mitte Januars 1784 wurde das republicanische Schauspiel, Fiesco, aufgeführt, dessen, durch Unlenksamkeit der Statisten ver-

anlaßten häufigen Proben dem Verfasser manchen Aerger, viele Zerstreuung, und öfters auch Aufheiterung verschafften. Es war alles, was die schwachen Kräfte des Theaters vermochten, angewendet worden, um das Aeußerliche des Stücks mit Pracht auszustellen; eben so wurden auch die Hauptrollen, Fiesco durch Böck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil, vortrefflich dargestellt, und manche Scenen erregten, sowohl für den Dichter als für die Schauspieler, bei den Zuschauern die lauteste Bewunderung. Aber für das Ganze konnte sich die Mehrheit nicht erwärmen; denn eine Verschwörung in den damals so ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig, und was vorzüglich erkältete, war, daß man bei dem Fiesco ähnliche Erschütterungen, wie bei den Räubern erwartet hatte.

Dichter, Künstler, deren erstes Werk schon etwas Großes, Außerordentliches darstellt, und dessen Bearbeitung in gleicher Höhe mit dem Inhalt sich findet, können selten die Erwartungen in demjenigen, was sie in der nächsten Folge liefern, ganz befriedigen, indem die Anzahl derer ganz unglaublich gering ist, die ein Kunstwerk ganz allein für sich, ohne Beziehung oder Vergleichung mit Anderm zu würdigen verstehen. Mit seltener Ausnahme hat jeder Zuhörer oder Zuschauer seinen eigenen Maßstab, mit dem er alles mißt, und wenn auch nur eine Linie über oder unter der als richtig erkannten Länge ist, es auch sogleich als untüchtig verwirft. Besonders werden die Werke der Einbildungskraft weit mehr nach dem Gefühl, das sie zu erregen fähig sind, als mit dem Verstande beurtheilt, und alle Leistungen, welche das erste im hohen Grad ansprechen — mögen sie übrigens noch so fehlerhaft seyn — werden der Menge weit mehr zusagen, als solche, bei denen der Verstand, die schöne weise Vertheilung, die freie Beherrschung des Stoffes, den großen Meister andeutet. Daher hatte Wieland vollkommen recht, als er in seinem ersten Brief an Schiller schrieb: „er hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen."

Wir werden weiter unten erfahren, welcher Ursache

es der Dichter beigemessen, daß Fiesco in Mannheim die gehoffte Wirkung nicht hatte.

Nach einigen Wochen Erholung begann er die Umarbeitung von Louise Millerin, bei welcher er wenig hinzuzufügen brauchte, wohl aber vieles ganz weglassen mußte. Schien ihm nun auch dieses ganze bürgerliche Trauerspiel ziemlich mangelhaft angelegt, so ließ sich doch an den Scenen, die den meisten Antheil zu erregen versprachen, nichts mehr ändern; sondern er mußte sich begnügen, die hohe Sprache herabzustimmen, hier einige Züge zu mildern, und wieder andere ganz zu verwischen. Manche Auftritte, und zwar nicht die unbedeutendsten, gründen sich auf Sagen, die damals verbreitet waren, und deren Anführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen, und gab sich nur Mühe, alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen für ihn daraus entstünden.

Während dieser Umarbeitung brachte Iffland sein Verbrechen aus Ehrsucht auf die Bühne.

Er war so artig, es Schillern vor der Aufführung einzuhändigen und ihm zu überlassen, welche Benennung dieses Familienstück führen solle, und dem der bezeichnende Name, den es noch heute führt, ertheilt wurde. Der außerordentliche Beifall, den dieses Stück erhielt, machte die Freunde Schillers nicht wenig besorgt, daß dadurch seine Louise Millerin in den Schatten gestellt werde, denn niemand erinnerte sich, daß ein bürgerliches Schauspiel jemals so vielen Eindruck hervorgebracht hätte. Letzteres durfte jedoch meistens der Darstellung beigemessen werden, die so lebendig, der ganzen Handlung so angemessen war, und in allen Theilen so rund von Statten ging, daß man den innern Gehalt ganz vergaß, und, von der Begeisterung des Publicums mit fortgerissen, sich willig täuschen ließ.

Nicht lange nachher kam die Vorstellung des neuen Trauerspiels unseres Dichters an die Reihe, welch Iffland, dem es vorher übergeben wurde, die Aufschrift:

„Cabale und Liebe“ ertheilte. Um der Aufführung recht ungestört beiwohnen zu können, hatte Schiller eine Loge bestanden, und seinen Freund S. zu sich dahin eingeladen.

Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt, und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhanges. Aber als nun die Handlung begann — wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick — das Spiel der unteren gegen die Oberlippe — das Zusammenziehen der Augenbraunen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde — den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dieß beschreiben! — Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein „es geht gut“ gehört.

Der zweite Act wurde sehr lebhaft, und vorzüglich der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben, und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand, und sich gegen das Publicum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtseyn, sich selbst genug gethan zu haben, so wie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt würden.

Solche Augenblicke, in welchen das aufgeregte Gefühl eines bedeutenden Menschen sich plötzlich ganz unverhohlen und natürlich äußert, sollte man durch eine treue Zeichnung fest halten können; dieß würde einen Charakter leichter und bestimmter durchschauen lassen, als in Worten zu beschreiben möglich ist.

Die ungewöhnlich günstige Aufnahme dieses Trauerspieles war den Freunden Schillers beinah eben so erfreulich, als ihm selbst, indem sie, da seiner Arbeit nicht nur von Kennern, sondern auch von dem Publicum ein

entschiedener Vorzug vor andern ähnlicher Art gegeben wurde, hoffen durften, daß er durch neue Werke, nicht wie bisher nur Ehre und Beifall, sondern auch solche Vortheile gewinnen werde, die seine Verhältnisse des Lebens befriedigender gestalten könnten. Der Theaterdirection konnte es gleichfalls willkommen seyn, daß in den verflossenen zwei Jahren auch zwei solche Stücke von ihm geliefert worden, deren Werth sich für eine lange Zukunft verbürgen ließ; und konnte er, wie es auch den Anschein hatte, so fortfahren, so war seine geringe Besoldung sehr gut angelegt.

In der Berauschung, die ein öffentlicher, mit Begeisterung geäußerter Beifall immer zur Folge hat, konnte er jedoch die Nachricht der Schwester (S. vorstehenden Brief), daß die Mutter aus Sehnsucht nach ihm kränklich sey, nicht vergessen, und erlaubte es früher — nachdem keine seiner Erwartungen erfüllt war — sein Stolz nicht, seiner Mutter sich zu zeigen, so war dieser durch den Titel eines Mitgliedes der kurpfälz'schen deutschen Gesellschaft, wie durch den überraschenden Erfolg seiner zwei letzten Stücke, in so weit wenigstens befriedigt, daß er mit gerechtem Selbstgefühl seinen Angehörigen vor Augen treten durfte. Er entschloß sich daher, in Bretten, einem außerhalb der würtemberg'schen Gränze liegenden Städtchen, mit seiner Mutter und ältesten Schwester zusammen zu kommen, und wenige Tage nach der ersten Aufführung von Cabale und Liebe begab er sich zu Pferd dahin.

Wäre es möglich, das tiefempfindende, sorgenvolle Gemüth der Mutter, und die Wehmuth, mit der sie ihren nun aus seinem Vaterlande wie von seinen Eltern verbannten Liebling an die Brust drückte, die Lebhaftigkeit, den männlichen Verstand der Schwester, das zarte, weiche, sich immer edel und schön aussprechende Herz des Sohnes gehörig zu schildern, so wäre dieses wohl eines der anziehendsten Gemälde, die sich in dem Leben eines solchen Dichters und einer so seltenen Familie darbieten können. Es muß der Einbildungskraft des Lesers überlassen bleiben,

diese Scene, nebst dem nach kurzem Aufenthalte gewaltsamen Losreißen dreier vortrefflicher Menschen, die das von zitternden Lippen gepreßte Lebewohl! für lange, lange Zeit ausgesprochen glauben mußten, sich theilnehmend ausmalen zu können.

Es war ganz natürlich, daß der Wunsch des Vaters, wie der Mutter, dem Sohn auf das angelegentlichste empfohlen wurde, sich doch um eine sichere, dauernde Anstellung zu bewerben, damit seine eigenmächtige Entfernung gerechtfertigt, und sein Glück dauerhaft begründet seyn möge. Allein mit allem guten Willen hierzu, konnte er eine solche Veränderung nicht sogleich herbeiführen, und es blieb vorläufig nichts zu thun, als mit dem festen Vorsatz nach Mannheim zurückzukehren, durch neue sich auszeichnende Arbeiten seinem Schicksal eine bessere Wendung zu geben. Er glaubte, daß dieses ein Schritt dazu wäre, wenn er in Gesellschaft von Iffland und Beil, die zu Ende Aprils von Grosmann in Frankfurt auf Gastvorstellungen eingeladen waren, die Reise dahin machte, und dadurch den Kreis seiner Verehrer und Freunde erweiterte.

Bei seinem Aufenthalt daselbst wurde Verbrechen aus Ehrsucht, wie auch Cabale und Liebe gegeben. Seine Aeußerungen über die Verschiedenheit der Frankfurter gegen die Mannheimer Bühne, so wie über die Mitglieder von beiden, finden sich in seinen Briefen an Baron Dalberg.

Daß sich in Frankfurt diejenigen, welche Sinn für höhere Poesie hatten, an den Dichter drängten, der in so jungen Jahren schon so viele Beweise der Ueberlegenheit seines Geistes an den Tag gelegt, läßt sich sehr leicht denken. Denn die Zeit war damals so ruhig, so harmlos, die Gedichte und Schauspiele Schillers trugen so sehr den Stempel der Größe und Neuheit, daß sich die jüngere Lesewelt nur mit diesen beschäftigte, und ihr alles, was zu gleicher Zeit die Presse in diesem Fache förderte, klein oder nichtsbedeutend schien.

Unter andern neuen Bekanntschaften machte er auch die des Doctor Albrecht und dessen Gattin, welche letztere

(S. Schröders Leben) später das Theater betrat. Beide waren auch Freunde des Bibliothekars Reinwald in Meiningen, und erinnerten Schiller an die — Allen, deren Wirken nicht blos durch die Einbildungskraft geschieht, ganz unbegreifliche — Nachlässigkeit, diesem, dem er so viele Verbindlichkeit hatte, seit der Abreise aus Bauerbach noch nicht geschrieben zu haben.

Kaum nach Mannheim zurückgekehrt, beeilte er sich, seinen Fehler durch ein offenes Geständniß, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu mildern, und schrieb Herrn Reinwald folgenden Brief, dessen Inhalt für jeden seiner Verehrer nicht anders als höchst anziehend seyn kann.

Mannheim den 5 Mai 84.

Bester Freund!

Mit peinigender Beschämung ergreife ich die Feder, nicht um mein langes Stillschweigen zu entschuldigen — kann wohl ein Vorwand in der Welt Ihre gerechten Ansprüche auf mein Andenken überwiegen? — nein mein Theuerster, um Ihnen diese Undankbarkeit von Herzen abzubitten, und Ihnen wenigstens mit der Aufrichtigkeit, die Sie einst an mir schätzten, zu gestehen, daß ich mich durch nichts als meine Nachlässigkeit rechtfertigen kann. Was hilft es Ihnen, wenn ich auch zu meiner Verantwortung anführe, daß ich Aussichten hatte, Sie diesen Frühling selbst wieder zu sehen, daß ich die tausend Dinge, die ich für Sie auf dem Herzen habe, mündlich zu überbringen hoffte —

Dieser Traum ist verflogen, wir sehen uns nunmehr so bald nicht, und nichts als Ihre Freundschaft und Liebe wird mein großes Versehen entschuldigen. Glauben Sie wenigstens, daß Ihr Freund noch der Vorige ist, daß noch kein Anderer Ihren Platz in meinem Herzen besetzt hat, und daß Sie mir oft, sehr oft gegenwärtig waren, wenn ich von den Zerstreuungen meines hiesigen Lebens in stilles Nachdenken überging. — Und jetzt will ich auch

auf immer einen Artikel abbrechen, wobei ich von Herzen erröthen muß.

Wie haben Sie gelebt, mein Theurer? Wie steht es mit Ihrem Gemüth, Ihrer Gesundheit, Ihren Cirkeln, Ihren Aussichten in bessere Zukunft? — Ist noch kein Schritt zu einer solidern Versorgung geschehen? Müssen Sie sich noch immer mit den Verdrießlichkeiten eines armseligen Dienstes herumstreiten? — Hat auch Ihr Herz noch keinen Gegenstand aufgefunden, der Ihnen Glückseligkeit gewährte? —

Wie sehr verdienen Sie alle Seligkeiten des Lebens, und wie viele kennen Sie noch nicht! — Auch um einen Freund mußte ich Sie betrügen! Doch nein! Sie haben ihn niemals verloren, und werden ihn auch niemals verlieren.

Vielleicht wünschen Sie mit meiner Lage bekannt zu seyn. Was sich in einem Briefe sagen läßt, sollen Sie erfahren. —

Noch bin ich hier, und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahres, nämlich am 1. September, meinen Contract verlängern will oder nicht. Man rechnet aber indeß schon ganz darauf, daß ich hier bleiben werde, und meine gegenwärtigen Umstände zwingen mich beinahe auf längere Zeit zu contrahiren, als ich vielleicht sonst würde gethan haben. Das Theater hat mir für dieses Jahr in Allem 500 fl. Fixum gegeben, wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorstellung meiner Stücke Verzicht thun mußte. Meine Stücke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600—800 fl. in Mannheim, und vorzüglich im theatralischen Cirkel ist — wie wenig Segen, möchte ich sagen, in diesem Geld ist — welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung, und gewisse Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genossen, und noch einmal so viel als an jedem andern Orte verschwendet. Allein und getrennt! — Un-

geachtet meiner vielen Bekanntschaften, dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume, und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung. Hätte ich jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme, und mit warmer, herzlicher Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter seyn, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu.

Den ganzen Winter hindurch verließ mich das kalte Fieber nicht ganz. Durch Diät und China zwang ich zwar jeden neuen Anfall, aber die schlimme hiesige Luft, worin ich noch Neuling war, und meine von Gram gedrückte Seele machten ihn bald wiederkommen. Bester Freund! ich bin hier noch nicht glücklich gewesen, und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwätz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird.

Vorige Woche war ich zu Frankfurt, Grosmann zu besuchen, und einige Stücke da spielen zu sehen, worin zwei Mannheimer Schauspieler, Beil und Iffland Gastrollen spielten. Grosmann bewirthete mich unter andern auch mit Cabale und Liebe (Nicht wahr, jetzt zürnen Sie wieder, daß ich noch den Muth habe, dieses Stück vor Ihnen zu nennen, da ich Ihnen auch nicht einmal ein Exemplar davon geschickt. Werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihnen sage, daß nicht nur dieses Stück, sondern auch die beiden andern für Sie schon zurückgelegt waren, daß ich fest entschlossen war, sie Ihnen selbst nach der hiesigen Vorstellung zu bringen, wovon mich eine traurige Nothwendigkeit abhielt, und daß ich das aufgegeben habe, als ich bei Schwan erfuhr, Sie hätten das Stück schon

kommen lassen?). Hier zu Mannheim wurde es mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig waren, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben.

Sie hätte ich dabei gewünscht, — den Fiesco verstand das Publicum nicht. Republicanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es 14mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.

Eine vortreffliche Frau habe ich zu Frankfurt kennen lernen — sie ist Ihre Freundin — die Madame Albrecht. Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsre Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin! Nur, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu siegen, und vom Theater zu gehen. Sie hat sehr gute Anlagen zur Schauspielerin, das ist wahr, aber sie wird solche bei keiner solchen Truppe ausbilden, sie wird mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen und einzigen Herzens, auf dieser Bahn nicht einmal große Schritte thun — und thäte sie diese auch, schreiben Sie ihr, daß der größte theatralische Ruhm, der Name einer Clairon und Yates mit ihrem Herzen zu theuer bezahlt seyn würde. Mir zu Gefallen, mein Theuerster, schreiben Sie ihr das mit allem Nachdruck, mit allem männlichen Ernst. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit

vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen.

Von Ihnen, mein Liebster, wurde Langes und Breites gesprochen. Madame Albrecht und ich waren unerschöpflich in der Bewunderung Ihres Geistes und Ihres mir noch schätzbareren Herzens. Könnten wir uns in einen Cirkel von mehreren Menschen dieser Art vereinigen, und in diesem engern Kreise der Philosophie und dem Genusse der schönen Natur leben, welche göttliche Idee! — Auch der Doctor ist ein lieber, schätzbarer Freund von mir. Sein ganzes Wesen erinnerte mich an Sie, und wie theuer ist mir Alles, wie bald hat es meine Liebe weg, was mich an Sie erinnert.

Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auf einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte, und hie und da eine Blume pflückte. — Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen.

Es kann geschehen, daß ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters ein periodisches, dramaturgisches Werk unternehme, worin alle Aufsätze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geschlecht des Drama's oder an die Kritik desselben gränzen, Platz haben sollen. Wollen Sie, mein Bester, einiges in diesem Fach ausarbeiten, so werden Sie sich nicht nur ein Verdienst um mich erwerben, sondern auch alle Vortheile für Ihre Börse davon ziehen, die man Ihnen verschaffen kann, denn vielleicht verlegt und bezahlt

die kurfürstliche Theatercasse das Buch. Schreiben Sie mir Ihre Entschließung darüber.

Daß ich Mitglied der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft und also jetzt pfälz'scher Unterthan bin, wissen Sie ohne Zweifel.

Den Einschluß überschicken (oder überbringen) Sie an Frau von Wolzogen, und fahren Sie fort, Ihren Freund zu lieben, der unter allen Verhältnissen des Lebens ewig der Ihrige bleiben wird

Fried. Schiller.

Wer es tadeln wollte, daß vorstehender Brief seinem ganzen Inhalte nach mitgetheilt worden, der möge erwägen, daß er ein sehr wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Denkungsart und der häuslichen Verhältnisse Schillers ist, und daß ein Zeugniß, welches jemand von sich selbst ablegt, um vieles bedeutender seyn muß, als was Andere ausgesprochen. Ungerechnet die feine Art, mit welcher er den von ihm vernachlässigten Freund wieder zu gewinnen suchte, zieht er auch diejenigen, welche glauben, sein Aufenthalt in Mannheim wäre so angenehm gewesen, aus einem großen Irrthum.

Mehrere Stellen dieses Briefes, als: die Klagen über sein häusliches Leben — über das Unzulängliche seiner Einnahme — seine Zerstreuung und schwärmerischen Träumereien — die Sehnsucht nach Bauerbach ꝛc. fordern hier um so mehr einige Erläuterungen, als er ein viel zu bedeutender Mensch war, um solche Umstände übergehen zu können, und weil hierüber ein Zeuge berichten kann, dem nichts verborgen oder verhehlt wurde.

Ist es für einen jungen Mann, der nicht Vermögen genug besitzt, um sich eigene Bedienung halten zu können, eine beinahe unmögliche Sache, seine Kleidung, Wäsche, Bücher, Schriften ꝛc. dergestalt in Ordnung zu halten, daß keine Verwirrung entstehe, so ist dieses bei Dichtern, Künstlern, Gelehrten oder überhaupt denjenigen, die bloß allein mit ihrer Einbildungskraft arbeiten, und den Ein-

gebungen ihres Geistes folgen müssen, noch weit weniger der Fall.

Je umfassender nun ein Genie, je höher seine Kraft, sein Wollen, seine Plane sind, um so weniger kann es sich mit solchen Sachen befassen, die auch dem gewöhnlichen Manne schon als solche Kleinigkeiten erscheinen, daß er deren Besorgung unter seiner Würde erachtet. Wenn nun diese Abneigung auch bei solchen stattfindet, deren Wirken mehr nach vorgeschriebenen Regeln, als im Erfinden oder Erschaffen besteht; um wie viel störender muß es einem Dichter oder Künstler seyn, wenn er durch die Bedürfnisse des Tages aus seinem Nachdenken, aus seiner Begeisterung gerissen, und gewissermaßen aus einer wärmenden Behaglichkeit in eiskaltes Wasser geworfen wird. Ließe sich eine Idee, ein Ausdruck fest halten, oder würde die Gedankenreihe durch eine Unterbrechung dieser Art nicht so zerstreut, daß man den Anfang und die Folge derselben oft wieder aufs neue suchen muß, so würde die Geduld keine so harte Probe bestehen müssen.

Man denke sich nun unsern Schiller im Brüten über dem Plan eines Trauerspieles, in dem Entwurfe einer Scene, in der Ausarbeitung eines Monologes, und stelle sich vor, wie ihm seyn mußte, wenn ihm reine Wäsche übergeben, und die gebrauchte gefordert wurde, wenn er letztere erst suchen und deren durchsichtigen Zustand erklären mußte, wenn er nach spätem Erwachen die wenigen Stücke seiner Kleidung beschädigt fand, oder sein nur nach Viertelstunden bedungener Diener zu unrechter Zeit eintraf; man denke sich dieses, und glaube dann, daß er, trotz seiner Guthmüthigkeit, oft in eine widerliche Gemüthsstimmung gerieth.

Aus diesem Zustande hätte ihn nur weibliche Fürsorge erlösen können, die aber in Mannheim fehlte, weil er abgesondert wohnte, sich auch seine kärgliche Mittagskost, von der noch für den Abend etwas zurückgehalten werden mußte, aus einem Gasthause holen ließ. Es würde übrigens eine sehr belustigende und des Pinsels

eines Hogarths würdige Aufgabe seyn, das Innere des Zimmers eines von immerwährender Begeisterung trunkenen Musensohnes, recht getreu darzustellen; denn es würde sich hier durchaus nichts Bewegliches, und selbst das nicht, was sonst immer dem Auge entzogen wird, an seinem Platze finden. Unordnung bei jungen Männern ist etwas Gewöhnliches, aber bei den sogenannten Genies übertrifft sie jede Vorstellung. Seine Einnahme während acht Monaten setzt er selbst auf 500 fl. Reichswährung an. Wem dieses zu wenig scheint, dem darf versichert werden, daß auch diese unbedeutende Summe noch beinah um 100 fl. zu hoch angegeben ist, denn außer seiner Besoldung von 300 fl., die er vorausnehmen mußte, konnte ihm nur der Ertrag des Druckes von Cabale und Liebe zufließen. Mit diesen geringen Mitteln mußte er sich neu kleiden, Wäsche, Betten, Hausgeräthe anschaffen; er mußte, wie er selbst sagt, sogenannte Ehrenausgaben, das heißt, kleine gesellschaftliche Unterhaltungen, Ausflüge auf das Land mitmachen; daher er denn auch immer, nicht nur für den nächsten Monat, sondern für die nächste Woche, ja oft für den nächsten Tag in Sorgen war, und doch immer schuldige Rückstände bezahlen sollte.

Zu dieser bangen, qualvollen Lage gesellte sich dann auch noch das kalte Fieber, welches, besonders im Entstehen, alle Martern des Tantalus mit sich führte. Denn der brennendste Durst, der heißeste Hunger, durfte nicht genugsam gestillt werden, um die Krankheit nicht zu unterhalten. Die Hülfe dagegen, nur in Brechmitteln und Chinarinde bestehend, schwächte den Magen eben so sehr, als sie ihn beläftigte; und wenn nichts mehr helfen wollte, mußte man wohl den Rath des Arztes befolgen, und so viele Chinapulver, als man sonst in 24 Stunden hätte gebrauchen sollen, zwei Stunden vor dem Eintritte des Fiebers auf einmal nehmen; was freilich oft half, aber ein solches Toben des Magens veranlaßte, daß man glaubte vergehen zu müssen, und was auf lange Jahre hinaus die übelsten Folgen zurückließ.

Möge der Leser, wenn er sich an den Schönheiten von Fiesco und Cabale und Liebe ergötzt, oder in den herrlichen Scenen von Don Carlos seine Gefühle schwelgen läßt, doch nie vergessen, daß unter so drückenden, beugenden Umständen die obigen Stücke verändert und der erste Act des letztern gedichtet wurde; alsdann erst wieder den Göttersohn bewundern, der unter so vielen Uebeln seinen Geist immer thätig erhielt, und an der heiligen Flamme nährte, die nicht von der Erde, sondern von oben her leuchtet.

Man wird es begreiflich finden, daß der Augenzeuge dieser Lage, der Freund des Dichters es später nie mehr über sich gewinnen konnte, eines dieser drei Stücke vorstellen zu sehen. So oft er den Versuch dazu machte, so mußte er dennoch sich bei dem ersten Auftritte schon entfernen, weil ihn ein Schmerz, eine Wehmuth befiel, die sich nur im Freien stillen konnten.

Deutschland! Deutschland! Du darfst dich deiner großen Söhne nicht rühmen, denn du thatest nichts für sie; du überließest sie dem Zufall, und gabst ihr geistiges Eigenthum jedem Preis, der sie auf offener Straße darum berauben wollte. Nur der eigenen Kraft, dem eigenen Muthe der Einzelnen, nicht deinem Schutze, nicht deiner Fürsorge hast du es beizumessen, wenn andere Völker dich um deine großen Geister beneiden, und sich an ihrem Licht entzünden.

Wie wahrhaft sagt Schiller:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte,
Lächelte der deutschen Kunst,
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — —
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

Wolle man dieſen Ausbruch einer gerechten Klage verzeihen, die ſich immer wieder erneuert, ſo oft dieſe trüben Tage des — jetzt ſo hoch gefeierten — Dichters, der Erinnerung vorſchweben.

Die Aeußerung in obigem Briefe, „daß ſein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt ſein ſeligſter geweſen," war ganz ſeinen damaligen Umſtänden angemeſſen. Dort, in dieſem ſtillen Ort, in Geſellſchaft und unter dem Schutz einer wohlwollenden Freundin, hatte er keine Sorgen, durfte ſich um die Bedürfniſſe des Lebens nicht bekümmern, brauchte kein Geld, weil die Gelegenheit zu Ausgaben fehlte, und konnte um ſo ungeſtörter ſeinen Träumen nachhängen, als ihm zarte Achtſamkeit und Pflege jede Mahnung an die Kleinigkeiten des Tages erſparten. Dieſe Ruhe, dieſer behagliche Zuſtand war ihm ſo unvergeßlich, daß er, nach Verſicherung ſeiner Schweſter, noch nach vielen Jahren die damalige Zeit als die ſchönſte und glücklichſte ſeines Lebens rühmte; „daß er ſich über tauſend kleine „Sorgen, Bekümmerniſſe, Entwürfe, die ihm ohne Aufhören vorſchwebten, und ſeinen Geiſt, ſeine dichteriſchen „Träume zerſtreuten ꝛc." gegen Herrn Reinwald beklagte, kam daher, daß er in einer Geſellſchaft, die jeden Augenblick Forderungen an ihn machte, leben mußte, und läſtige Frager, Beſucher oder Amtsgeſchäfte nicht zurückweiſen durfte.

Ihm mußte alles Störungen verurſachen, da er wachend und träumend für nichts und in nichts als theatraliſchen Dichtungen lebte, in dieſen, wie in ſeinem eigentlichen Elemente ſich befand, ſie immerwährend ordnen, niederſchreiben zu wollen ſchien, und dennoch bei der Menge ſich ihm darbietender Gegenſtände zu keiner Entſcheidung gelangen konnte. Schon in Stuttgart hatte er ſich vorgenommen, Conradin von Schwaben zu bearbeiten; ſpäter wurde er von Baron Dalberg aufgefordert, den Don Carlos dafür zu nehmen. Während er ſich noch in Mannheim mit der Geſchichte Spaniens recht vertraut zu machen ſuchte, glaubte er es leichter, einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald dieſe, bald jene, aber immer eine tragiſche

Entwicklung haben sollte. Endlich glaubte er einen solchen fest halten zu müssen, in welchem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführte, und beschäftigte sich so gänzlich damit, daß er schon anfing, seine Gedanken niederzuschreiben. Aber er gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Drama's und eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig seyn zu sollen.

Er machte die richtige Unterscheidung, daß ihn das Beispiel Shakespear's, der in Cäsar und Macbeth einen Geist erscheinen läßt, hierin nicht rechtfertigen könne, indem dieser nur als eine Nebensache angewendet worden, die weder auf die Handlung selbst, noch auf deren Ausgang den mindesten Einfluß ausübe.

Diese Unentschlossenheit in der Wahl, dieses immerwährende Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte.

Jedoch er konnte nicht anders. Es war seiner Natur ganz entgegen, an irgend etwas nur oberflächlich zu denken. Alles sollte erschöpft, alles zu Ende gebracht werden. Daher beschäftigten sich seine Gedanken so lange mit einem Plane, bis er entweder die Hoffnung, einen wirkungsvollen Ausgang herbeizuführen, verlor, oder bis seine Kräfte ermüdeten, und er dann, um diese nicht ganz abzuspannen, auf etwas Anderes überging. Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging ins Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Ein Hauch, und sie sprühte Funken.

Der Leichtigkeit gemäß, mit welcher er Plane zu Dramen schnell entwerfen konnte, hätte er einer der fruchtbarsten Schriftsteller für die Bühne werden können, aber wenn es an das Niederschreiben kam, da erlaubte sein tiefes Gefühl der Feder keine Eile. So wie er jede Sache in ihrem ganzen Umfang erfaßte, so sollte sie auch durch Worte nicht nur auf das deutlichste, sondern auch

auf das schönste dargestellt werden. Daher das Erschöpfende, Volle, Satte und Runde seiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken eben so wie das Gefühl aufregen, und sich dem empfänglichen Gemüth einprägen.

Solche Dichter, denen ihre Gaben nur sparsam zugemessen worden, sind um vieles mehr entschlossen. Kaum ist ein Gegenstand gefunden, so wird schon die Feder eingetaucht, damit die Arbeit schnell fertig werde. Schnell werden auch Vortheile damit erreicht, aber —

„der Ruhm mit seiner Sternenkrone"

kann nie auf einem solchen Haupte verweilen. Während Schiller noch immer unentschlossen blieb, welche Handlung er zu einem neuen Trauerspiele wählen solle, war schon das Frühjahr verflossen, und Baron Dalberg vernahm weder von ihm selbst noch von Andern, daß er sich für einen Stoff entschieden habe, wodurch denn die Hoffnung verschwand, in diesem Jahre noch ein neues Stück von ihm auf der Bühne zu sehen. Konnte dieses nicht geliefert werden, so war die Besoldung des Theaterdichters für Nichts ausgegeben, was der magern Casse nicht anders als schmerzlich seyn konnte. Um nun Schillern zur Arbeit anzutreiben, oder wenn dieses nicht gelingen sollte, auf eine gute Art wieder los zu bringen, beredete Baron Dalberg einen Bekannten desselben, seinen Hausarzt, den Hofrath Mai, jenem zu rathen, das Studium der Arzneikunde wieder zu ergreifen; was eigentlich so viel heißen sollte, diese Feder, aus welcher schon die trefflichsten Gedichte und drei Trauerspiele geflossen, welche alle anderen der damaligen Zeit übertrafen, und noch heute nach 50 Jahren auf allen deutschen Bühnen gegeben werden, wegzuwerfen, und dafür eine solche zu nehmen, mit welcher bloß Recepte ausgefertigt werden könnten.

Kaum eine Viertelstunde nachdem Hr. Mai fort war, trat S. zu dem Dichter ein, der ihm mit arglos gutmüthiger Freude den gemachten Vorschlag berichtete und denselben — wenn ihm auf einige Jahre Un-

stützung zu Theil würde — als das einzige Rettungsmittel aus seinem sich täglich mehr verwirrenden Zustand ansah. Er entschloß sich, alsogleich an Baron Dalberg zu schreiben, und obwohl ihm vorausgesagt war, daß nur eine hofmäßige, ausweichende Antwort darauf erfolgen würde, so ließ sich sein edles, reines Herz, das Andere nur nach der eigenen Weise beurtheilte, doch nicht abhalten, eine Bitte zu thun, die zu seinem eigenen Besten, so wie zur Ehre des deutschen Namens, unerfüllt blieb.

Was hätte auch die Welt, was Schiller dabei gewonnen, wenn derjenige, den er als seinen hohen Gönner achtete, einige hundert Gulden daran gewagt hätte, damit der Dichter wieder in einen Arzt, das heißt, in einen solchen Mann umgewandelt würde, der alles, was er bisher geschaffen, vergäße — der den Boden, welcher schon so herrliche, prachtvolle Früchte getragen, wieder versumpfen ließe, um sein tägliches Brod sicherer als bisher erwerben zu können. Auch wären die Anstrengungen von neuen zwei Jahren um so gewisser vergeblich gewesen, da er sich wohl nie zu dem ängstlichen Fleiße, zu einer, in das kleinste eingehenden Theilnahme hätte herablassen mögen, ohne die ein ausübender Arzt gar nicht gedacht werden, und ohne welche er nicht die geringsten Vortheile für sein Glück erwarten darf. Wahrscheinlicherweise hätte er sich in das Philosophische der Medicin geworfen; vielleicht — wozu er nur zu viele Anlage hatte — hätte er ein ganz neues System der Heilkunde aufgestellt.

Allein wie lange würde dieses gedauert haben? — Jedes Geschlecht sieht Aehnliches entstehen, und jedes erlebt auch dessen Untergang. Sein Gebiet war ausschließend die Dichtkunst. Hier war er Held; hier war er Herrscher; hier fühlte er seine unbezwinglichen Kräfte, und nur durch diese konnte er sich ein Reich errichten, das nie zerstört, und dessen Gränze wohl schwerlich von jemand überschritten wird. Dieser Antrag hatte jedoch die gute Folge, daß er seinem bisherigen Wanken ein Ende machte, und Schiller

sich ernstlich entschloß, Alles andere vorläufig nicht mehr zu beachten, sondern seine ganze Zeit Don Carlos zu widmen. Von diesem hatte er schon mehrere Scenen entworfen, auch den Gang des Stückes so ausgedacht, daß er zwar der Geschichte nicht ganz widerspräche, doch aber der Charakter Philipps etwas gemildert erscheine. Ueberdenkt man den Inhalt seiner drei ersten Trauerspiele, so wird man die längere Ueberlegung des Dichters, so wie sein Zaudern, sich schnell an diese Arbeit zu wagen, sehr begreiflich finden. Im Don Carlos hatte er Charaktere zu schildern, die sich in der allerhöchsten Sphäre bewegten, die nicht nur den größten Einfluß auf ihre Zeit ausübten, sondern auch der Menschheit die tiefsten Wunden schlugen. Wäre es nur darum zu thun gewesen, die handelnden Personen als Tyrannen, als blutdürstige Henker zu zeichnen, so wäre die Schwierigkeit für ihn sehr gering gewesen. Aber er mußte, oder wollte wenigstens, die verabscheuungswürdigsten Menschen mit derselben Larve, die sie im Leben, und besonders an Philipps Hofe trugen, getreu darstellen, ihre folgenden Handlungen andeuten, und das Ganze dennoch auf eine solche Art stellen, daß es ein höchst anziehendes Schauspiel, aber keinem Zuschauer widerlich wäre. Seine Gespräche verbreiteten sich nicht allein über den Plan selbst, sondern auch über die ganz neue Art von Sprache, die er dabei gebrauchen müsse. Er wollte sie mit all dem Fluß und Wohllaut ausstatten, für welche er ein so äußerst empfindliches Gefühl hatte. Er glaubte daher auch, daß hierzu Jamben der Würde der Handlung, so wie der Personen am angemessensten seyn würden. Im Anfange machte ihm dieses einige Schwierigkeit, indem er seit zwei vollen Jahren durchaus nichts mehr in gebundener Rede geschrieben hatte. Jetzt mußte er seine Ausdrücke rhythmisch ordnen; er mußte, um die Jamben fließend zu machen, versuchen, schon rhythmisch zu denken. Wie aber nur erst eine Scene in dieses Versmaß eingekleidet war, da fand er selbst, daß dieses nicht nur das passendste für das Drama sey, sondern, da es auch gemeine Gedanken

heraushebe, um so viel mehr das Erhabene und die Schönheit der Ausdrücke veredeln mußte. Seine Freude, sein Vergnügen über den guten Erfolg, erhöhten seine Lust am Leben, an der Arbeit, und er sah mit Ungeduld der Abendstunde entgegen, in welcher er S. dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorlesen konnte. Dieser kannte schon früher keinen höhern Genuß als die prachtvolle, so vieles in sich fassende, und dennoch so glatt dahinrollende Prosa seines Freundes. Nun aber mußte sein Gefühl sich in Entzücken verwandeln, als er Gedanken und Ausdrücke wie folgende:

„Ich stand dabei, als in Toledo's Mauern
Der stolze Carl die Huldigung empfing,
Als graue Fürsten zu dem Handkuß wankten,
Und jetzt in einem — einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen.
Ich stand, und sah das junge, stolze Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug' durch die Versammlung fliegen
In Wollust brechen — Prinz — und dieses Aug'
„Sprach laut: „Ich bin gesättigt."

nach den Gesetzen der Tonkunst aussprechen hörte.

Wie glücklich, wie erhaben waren solche Stunden, in welchen der hohe Meister sein Werk einem reinen, warmen Sinne vorlegen, und den tiefen, unverfälschten Eindruck gewahren konnte, den es in dem Gemüthe des begeisterten Jünglings hervorbrachte. Jeder Vers wurde als trefflich, jedes Wort, jeder Ausdruck als erschöpfend anerkannt, denn es war auch alles groß, alles schön, jeder Gedanke voll Adel. Er konnte ja nichts Gemeines hervorbringen. Der enthusiastische Freund beschwor Schillern, bei ähnlichen Gegenständen sich doch gewiß nie mehr zur Prosa herabzulassen, indem er selbst wahrnehmen müsse, wie viele Wirkung schon die ersten Versuche erregten.

Nun arbeitete er sehr fleißig an diesem Trauerspiele, übte sich aber auch zugleich, um seine Einbildungskraft

zeitweise ausruhen zu lassen, in der französischen Sprache, die ihm seit zwei Jahren fremd geworden war, und welche er, sowohl zum Lesen von Racine, Corneille, Diderot ꝛc., als auch zum Uebersetzen, sich wieder geläufig machen wollte. Zu letzterem bewog ihn besonders, seit das Project einer Dramaturgie rückgängig geworden, der Vorsatz, eine Monatschrift herauszugeben, welche zwar vorzüglich theatralischen Arbeiten und Beurtheilungen gewidmet seyn sollte, von der aber auch andere Sachen, die für die Lesewelt anziehend seyn könnten, nicht ausgeschlossen wären. Das Sammeln der Materialien für mehrere Hefte, das Ausarbeiten derselben, welches in Mannheim, da er noch keinen Mitarbeiter hatte, ganz auf ihm lastete, beschäftigte ihn oft bis tief in die Nacht, erhöhte aber auch seinen Muth, weil er daraus größere Vortheile, als durch Stücke für die Bühne zu ziehen hoffen durfte. Während dieser Anstrengungen, in denen er sich nur wenige Ruhe gönnte, und wo er alles zu ergreifen suchte, um sein Leben nur einigermaßen von Sorgen frei zu halten, wurde er an eine Verpflichtung gemahnt, die er noch in Stuttgart eingegangen, und an die er nur mit Bangigkeit denken konnte.

Es ist aus seinem Briefe (S. S. 76) aus Frankfurt an Baron Dalberg ersichtlich, daß er diesen auf die edelste, rührendste Art, um einen Vorschuß von 200 fl. gebeten, damit er die dringendsten Schulden, die seine schnelle Entfernung zu bezahlen ihm unmöglich machte, damit tilgen könne. Er sagt dabei: „Ich darf es Ihnen „gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich „mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe „so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite ge„reinigt habe."

Diese für einen reichen Mann so leicht zu erfüllende Bitte wurde ihm aber nicht gewährt, sondern er wurde durch erregte Hoffnungen veranlaßt, seine wenige Baarschaft in Oggersheim vollends aufzuzehren. Auch seine folgenden Verhältnisse gestatteten ihm nicht, die gemachten

Versprechungen zu halten, und mit deren Erfüllung eine Last von sich abzuwälzen, die für sein wohlwollendes, für die Ehre sehr empfindliches Gemüth die drückendste seines frühern und spätern Lebens war. Beinah zwei Jahre schon war die Geduld der Gläubiger hingehalten worden; er durfte also die Meinung hegen, daß dieses vielleicht noch länger der Fall seyn könnte. Allein zu seinem nicht geringen Schrecken kam es anders. Die Person, welche sich für ihn auf obige Summe verbürgt hatte, wurde so sehr von den Darleihern gedrängt, daß sie aus Stuttgart nach Mannheim entfloh. Man setzte ihr nach, erreichte sie dort, und hielt sie gefangen.

Um sie für jetzt und für die Zukunft zu retten, blieb kein anderes Mittel, als ihr die 200 fl. zu erstatten, für welche sie sich verbürgt hatte. Aber woher sollte diese, für den der keine andere Sicherheit als die Früchte seiner Feder leisten konnte, sehr bedeutende Summe aufgebracht werden? Von daher, wo er schon zweimal vergeblich Hülfe suchte, durfte er keine gewärtigen. Auch wollte er sich, da die ganze Sache ein Geheimniß bleiben sollte, nur jemand vertrauen, von dessen Verschwiegenheit er versichert seyn konnte. Glücklicherweise war er mit einem sehr achtungswerthen Manne, dem Baumeister Herrn Anton Hölzel, bei welchem S. wohnte, nicht nur bekannt, sondern wurde von ihm auch außerordentlich hochgeachtet, und dieser, so wenig er auf Reichthum oder Wohlhabenheit Anspruch machen konnte, scheute kein Opfer, um die verlangte Hülfe zu verschaffen, damit er aus einer Verlegenheit befreit würde, die von höchst nachtheiligen Folgen für ihn hätte seyn können. Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß seine Eltern diesen Betrag erlegt, oder wenigstens Bürgschaft dafür geleistet hätten, aber um dieses einzuleiten war die Zeit zu kurz. Um Rath zu schaffen, durfte kein Augenblick verloren werden. Und dann war auch sein Stolz zu groß, um seine gefährliche Lage dem Vater zu enthüllen, welcher seine Flucht sowohl als auch seine ungewissen Verhältnisse bisher immer mißbilligt hatte.

Dieser höchst unangenehme Vorfall machte auf den gepeinigten Dichter einen um so tiefern Eindruck, als jetzt durchaus nicht mehr abzusehen war, wie, oder in welcher Zeit eine Rettung aus seinen Geldnöthen möglich seyn würde. In dem für ihn so fatalen Mannheim war keine Erlösung aus den Sorgen zu hoffen; denn bei so geringen Einkünften mußten sich seine Umstände immer tiefer und endlich auf einen solchen Grad verschlimmern, daß ihm zuletzt kein anderes Mittel zu Gebote gestanden hätte, als sich heimlich zu entfernen. Aber wohin??? — — — dieß war eine Frage, auf die keine Antwort sich finden ließ.

Wie aber oft das dichteste, schwärzeste Gewölk sich plötzlich öffnet, um einen erquickenden Strahl der Sonne durchzulassen, oder auch der schwere Arm des Schicksals über den harten Prüfungsschlägen selbst ermüdet, so geschah es hier, und der erste Schritt, um Deutschland seinen edelsten Dichter zu erhalten, wurde nicht von seiner Umgebung, die täglicher Zeuge seines großen Charakters war, auch nicht von denen, die von den Früchten seines Geistes Vortheile zogen, sondern von solchen Menschen gethan, deren Daseyn ihm gar nicht bekannt war. Ganz unerwartet nämlich erhielt er durch den Postwagen ein Päckchen, in welchem 4 Bildnisse, mit farbigen Stiften auf Gyps gezeichnet, nebst einer gestickten Brieftasche mit Schreiben sich befanden, welch letztere, von der wärmsten, tiefsten Verehrung gegen seine großartigen Arbeiten, so wie von der richtigen Würdigung seines außerordentlichen Dichtergeistes zeugten.

Wie wohlthuend der Eindruck gewesen, den diese schöne Ueberraschung auf Schiller machte, dieß kann selbst der Augenzeuge nicht gehörig beschreiben. Obwohl er auch hierüber sich ebenso auf die edelste, männlichste Art wie über alles äußerte, so zeigte dennoch seine vermehrte Heiterkeit fast in höherem Grad, als seine Gespräche, wie erfreulich es ihm sey, in weiter Ferne von gebildeten Menschen erkannt, hochgeachtet, und wegen seiner

Leistungen geliebt zu werden; daß diese aus einem Gesichtspunkt angesehen würden, welche ihn hoch über seine Zeit stellten — daß, wenn auch die meisten, welche ihn umgaben, stumm blieben, und nur Kälte zeigten, es noch an manchen Orten Herzen geben könne, die für ähnliche Gefühle wie das seinige schlugen — daß er, seiner bittern, düstern Verhältnisse ungeachtet, sich durch eine solche Anerkennung weit höher, als durch Reichthümer belohnt finde.

Hätten doch Herr Körner, seine Braut, deren Schwester und Professor Hueber, von denen dieß die Abbildungen waren, sehen können, wie glücklich diese Aufmerksamkeit Schillern machte, welche Ruhe, welche Zufriedenheit dadurch in sein ganzes Wesen kam, wie es ihm schmeichelte, die erhaltenen Beifallsbezeugungen mit seinen eigenen Ansichten übereinstimmend zu finden, wahrlich, sie hätten die süße Genugthuung empfunden, dem Dichter das Vergnügen, welches er ihnen durch seine Werke verschafft, reichlich vergolten zu haben.

Wer nie in dem Falle war bei sich selbst oder bei Andern wahrzunehmen, wie stumpf, wie gebeugt der Geist endlich werden muß, wenn dasjenige, was das Talent erschafft, nicht gehörig gewürdigt oder nicht verhältnismäßig belohnt wird, der kann es auch unmöglich fassen, wie sehr eine unvermuthete Anerkennung des wahren Werthes dem Selbstvertrauen, der Thätigkeit eine Schnellkraft verleiht, die das ganze frühere Empfindungsvermögen so sehr verändert, daß derjenige, welcher so eben erst in sich zusammengesunken war, plötzlich mit erhobenem Haupte sich aufrichtet. Den Dichtern, Künstlern ist es zwar immer angenehm, wenn ihre Verdienste durch Ehre, Geld oder andere Zeichen des Beifalls belohnt werden; aber höher als alles dieses achten sie es dennoch, wenn die innersten Absichten ihrer Arbeiten so gänzlich begriffen werden, daß sie in demjenigen, der über sie urtheilt, und ihnen kenntnißreiche Lobsprüche spendet, ihr eigentliches Selbst erkennen.

Dieſelbe Wirkung brachte dieſe Ueberraſchung auf Schillern um ſo mehr hervor, weil ſie von Fremden ausging, er ſeine Umgebung ſchon gewohnt war, und nur äußerſt Wenige ſich fanden, welche ſeine hohen Darſtellungen, ſo wie den tiefen Sinn, der in ihnen lag genugſam hätten würdigen können. Allmählich wurde auch die Hoffnung in ihm erregt, daß dieſe neuen Freunde wohl keine Verwendung unterlaſſen würden, um ihn aus ſeinem dermaligen Zuſtande zu erlöſen, und in beſſere Verhältniſſe zu ſetzen. Dieſes beſtätigte ſich auch ſpäter in einem ſolchen Grade, daß es für denjenigen, der ſich an den Werken des Unſterblichen ſtärkt und kräftigt, noch heute eine Art von Pflicht iſt, dabei auch Körners, ſeines erhaltenen, unwandelbaren Freundes dabei eingedenk zu ſeyn.

Ehre demjenigen, der einem aus drückenden Lebensverhältniſſen befreiten Talente ſeine Achtung und Aufmerkſamkeit beweiſ't! Aber die größte Ehre ſey dem, welcher einem hohen Geiſte die Hinderniſſe wegräumt, die ſeinem freien Wirken ſich entgegenſtellen, und der, nicht ſeinen Ueberfluß, ſondern ſein Nothwendiges mit ihm theilt. Der Eifer und die Thätigkeit Schillers ſchienen durch den Briefwechſel mit den neuen Freunden einen lebhaften Schwung erhalten zu haben, denn er arbeitete nun ohne Raſt an Don Carlos und an dem erſten Hefte ſeiner Monatſchrift. Eine angenehme Zerſtreuung verſchaffte ihm der Beſuch ſeiner älteſten Schweſter, welche, von Herrn Reinwald begleitet, auf kurze Zeit nach Mannheim kam. Die blühende, kräftige Jungfrau ſchien entſchloſſen, ihr künftiges Schickſal mit einem Manne zu theilen, deſſen geringe Einkünfte und wankende Geſundheit wenig Freude zu verſprechen ſchienen. Jedoch waren ihre Gründe dazu ſo edler Art, daß ſie auch in der Folge es nie bereute das Herz ihrem Verſtande und einem vortrefflichen Gatten geopfert zu haben. Nicht lange nach der Schweſter Abreiſe wählte Herr von Kalb, damals Officier in

französischen Diensten, wo er die Feldzüge des nordamericanischen Befreiungskrieges mitgemacht, und sich dabei sehr ausgezeichnet hatte, mit seiner Gemahlin und Schwägerin seinen Aufenthalt zu Mannheim. Schiller lernte sogleich diese in jedem Betracht edle Familie kennen, in welcher Frau von Kalb durch ihren richtigen Verstand und seine Geistesbildung sich besonders auszeichnete. Für den Dichter war der Umgang mit diesen seltenen Menschen eben so wichtig als erheiternd, indem kein Gegenstand der Literatur sich fand, mit welchem diese Dame nicht vertraut gewesen wäre, oder irgend eine Weltbegebenheit, bei deren Beurtheilung man das Umfassende, Scharfsinnige und die klaren Ansichten ihres Gemahls nicht hätte bewundern müssen.

Die Musik verschaffte S. das noch stets in Andenken erhaltene Glück, Frau von Kalb mehrmals in der Woche zu sehen, und da sie eben in der Dichtung eines Romans begriffen war, auch über andere Gegenstände mit ihr zu sprechen. Es war nichts natürlicher, als daß sehr oft von Schiller und seinen Arbeiten die Rede war, von denen aber S. den Don Carlos, den der Dichter jetzt unter der Feder habe, weit über alles früher Geleistete setzte. Die Neugierde der Frau v. K. wurde durch die begeisterten Lobeserhebungen auf das höchste gespannt. Sie ersuchte Schillern einigemal, ihr doch etwas davon lesen zu lassen. Allein dieser wollte erst noch einige Scenen fertig machen, dann ins Reine schreiben, und, um jede Schönheit gehörig herauszuheben, selbst vorlesen. Frau v. K. fügte sich um so eher in diesen Aufschub, weil sie hoffte, daß einige weitere Scenen ihr Vergnügen erhöhen müßten, und sie auch davon den schönsten Genuß sich versprach, die ihr mit so vielem Enthusiasmus angerühmte prachtvolle Sprache, aus des Dichters eigenem Munde zu vernehmen. Dieser brachte endlich eines Nachmittags seinen Don Carlos zu der in der größten Erwartung harrenden Frau, und las ihr den fertigen Theil des ersten Actes vor. Lauschend heftete die Zuhörerin ihre Blicke auf den mit Pathos und

Begeisterung declamirenden Verfasser, ohne durch das leichteste Zeichen ihre Empfindung errathen zu lassen. Als dieser geendigt hatte, fragte er mit der unbefangensten, freundlichsten Miene: „Nun, gnädige Frau! wie gefällt es Ihnen?“ Diese suchte auf die schonendste Art einer bestimmten Antwort auszuweichen. Als aber wiederholt um die aufrichtige Meinung, über den Werth dieser Arbeit gebeten wurde, brach Fr. v. K. in lautes Lachen aus, und sagte: „Lieber Schiller! das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben.“ „Nein! das ist zu arg!“ erwiederte dieser; warf seine Schrift voll Aerger auf den Tisch, nahm Hut und Stock, und entfernte sich augenblicklich. Kaum war er aus der Thür, als Fr. v. K. nach dem Papiere griff, und zu lesen anfing. Sie hatte die erste Seite noch nicht geendigt, als sie sogleich dem Bedienten schellte. „Geschwind, geschwind lauf' er zu „Herrn Schiller: ich lasse ihn um Verzeihung bitten, ich „hätte mich geirrt, es sey das Allerschönste, was er noch „geschrieben habe, er solle doch ja sogleich wieder zu mir „kommen.“ Der Auftrag wurde eben so schnell als genau ausgerichtet. Allein Schiller gab der Bitte kein Gehör, sondern kam erst den folgenden Tag zu der feinsinnigen Frau, die zwar ihr erstes Urtheil sehr willig zurücknahm, ihm aber auch erklärte, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmische Art, mit welcher er sie vorlese, unausbleiblich verlieren müßten.

Als Cabale und Liebe wieder aufgeführt wurde, hatte Schiller die Aufmerksamkeit, den Namen des Hofmarschalls umschaffen zu wollen. Allein Herr und Frau von Kalb dachten viel zu groß, um sich durch einen erdichteten Namen irren zu lassen, und widersetzten sich einer Abänderung aus dem sehr richtigen Grunde, daß ein anderer Name als der frühere die Vermuthung herbeiführen müsse, als sey der vorherige auf jemand aus ihre Familie abgesehen gewesen.

Der Umgang mit diesen wahrhaft edlen, vortrefflichen Menschen, nebst dem Briefwechsel mit den Freund

in Leipzig, verschafften dem Dichter zwar viele erheiternde Stunden, konnten aber dennoch seine häuslichen Verhältnisse, und seine schwankende, unbestimmte Stellung nicht verbessern, sondern er mußte in so beunruhigenden Umständen auch den Herbst nebst dem Anfange des Winters noch ebenso wie bisher zubringen, obwohl er sich mit Sachen beschäftigte, welche nur der ganz sorgenfreien Laune an den Tag zu fördern möglich sind.

Endlich zu Anfang des Jahres 1785 verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der regierende Herzog von Weimar werde auf einen Besuch zu der landgräflichen Familie nach Darmstadt kommen. Schiller, von seinem eigenen Verlangen eben so sehr als von Herrn und Frau von Kalb angeeifert, wünschte nichts so sehnlich, als bei dieser, aus den feinsten Kennern des wahrhaft Schönen bestehenden Zusammenkunft sich als derjenige zeigen zu dürfen, der wohl würdig wäre, dem schönen Bunde in Weimar beigesellt zu werden, welcher den Namen seines hohen Beschützers auf die späteste Nachwelt übertragen würde. Die Güte, die Herablassung, nebst aufrichtiger Anerkennung großer Eigenschaften, waren von dem Herzoge von Weimar eben so zu erwarten, als das zuvorkommende Benehmen der Frau Landgräfin gegen jeden ausgezeichneten Künstler oder Dichter sich schon so oft gezeigt hatte. Der Ruf von dem hohen Werthe der theatralischen Arbeiten Schillers war keinem Deutschen unbekannt, daher die Empfehlungsbriefe von Herrn und Frau von Kalb, nebst denen von Baron Dalberg, an die nächste Umgebung der fürstlichen Personen, mit freundlichster Berücksichtigung aufgenommen wurden.

Schillers wichtigste Angelegenheit war, seinen Don Carlos in demjenigen Kreise bekannt zu machen, für den er eigentlich gedichtet schien. Hatte er darin die richtigste Ansicht getroffen, die würdigste Sprache gewählt, so durfte er nicht allein den ungetheilten Beifall der hohen Gesellschaft, sondern auch die wichtigste Entscheidung für seine Zukunft erwarten. Sein Wunsch, Don Carlos selbst vor-

zuleſen, wurde mit fürſtlichem Wohlwollen gewährt, und dieſe majeſtätiſche Dichtung mit ſo entſchiedenem Antheil aufgenommen, daß es, bei einer folgenden Unterredung mit dem Herzoge, von Schiller nur einer leiſen Bitte bedurfte, um von demſelben eine öffentliche Anerkennung ſeines außerordentlichen Geiſtes zu erhalten.

Schiller kehrte als Rath des Herzogs von Weimar nach Mannheim zurück.

Konnte dieſes einſylbige Wörtchen den Verdienſten des ſchon damals alles überragenden Dichters auch keinen neuen Glanz verleihen, ſo hatte es wenigſtens für die Gegenwart dennoch die Wirkung eines Talismans; denn ſeine Verhältniſſe, von denen ſich nur die traurigſte Wendung erwarten ließ, geſtalteten ſich von nun an um vieles beruhigender, ja ſie erhielten dadurch einen Anhaltspunkt, der bis jetzt nur erſehnt, aber nicht erreicht werden konnte. Das Verlangen der Eltern, er möchte durch eine dauernde Verſorgung einem Fürſten angehören, ſchien erfüllt, ſeinen in Stuttgart zurückgelaſſenen Tadlern wurde bewieſen, daß ſeine Talente im Auslande weit größere Würdigung, als in Württemberg gefunden, und auch ſolche, die gegen ſeine Arbeiten gleichgültig geworden waren, mußten für ihn eine höhere Achtung gewinnen, da er von einem ſo vollgültigen Richter würdig befunden wurde, dem ſchönſten Geiſtesverein, welchen Deutſchland jemalen aufzuweiſen hatte, für immer anzugehören.

Ohne daß Schiller es ahnete, oder zu wiſſen ſchien, hatte dieſer kleine Beſitz zu ſeinem Namen dennoch einen ſehr großen Einfluß auf ihn. Sein Betragen wurde freier, beſtimmter. Dieſer Titel hatte in ihm die Gewißheit erweckt, ſich ein neues, beſſeres Vaterland erwerben zu können. Die Beurtheilungen des Theaters wurden kälter, ſchärfer ausgeſprochen, als früher geſchah. Seine Thätigkeit war wie neu belebt; auch arbeitete er jetzt mit um ſo mehr Freude, je näher eine günſtige Veränderung ſeines ihm bisher nur Unheil bringenden Aufenthaltes zu hoffen war.

Aber auch der Theaterdichter wurde von dem Herrn Rath nun mit ganz andern Augen angesehen, weil jener nie aus der begonnenen Bahn treten, weil er immer dieselbe Last tragen muß, wo hingegen dieser, von Stufe zu Stufe immer höher steigend, seinen Ehrenkreis erweitern kann. Vorzüglich aus letzterer Ursache schloß er, daß sein Verbleiben in Mannheim nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich seyn müsse, weil es ihm nicht die geringste Verbesserung darbieten könne. Er leitete deßhalb nicht nur mit seinen Leipziger Freunden, sondern auch mit Herrn Schwan das Nöthige ein, um seinen bisherigen Aufenthalt im Anfange des Frühjahres zu verlassen. Gegen das Theater selbst war er um so gleichgültiger geworden, weil es keine seiner Erwartungen ganz erfüllt hatte; zum Theil aber auch, weil der größte Theil der Mitglieder ihn jetzt schmähte, und erbost auf ihn war. Dieser fast allgemeine Haß war durch die Beurtheilungen (in dem ersten Hefte der Rheinischen Thalia) der Darstellung einiger Stücke veranlaßt, in welchen mehrere Mitglieder, die früher an vieles Lob von ihm gewöhnt waren, sehr hart mitgenommen wurden. Diese Kritiken mußten um so mehr auffallen, als damals eine Zeitung oder ein Journal sehr selten über einzelne Schauspieler etwas erwähnte, und diese ohnehin es mit den meisten Künstlern gemein haben, sich für vollkommen oder unfehlbar zu achten. Zu Anfang des März 1785 wurde alles von ihm veranstaltet, um Mannheim bald verlassen zu können, welches, durch erhaltene Wechsel aus Leipzig erleichtert, zu Ende des Monats auch wirklich ausgeführt wurde. Den Abend vor seiner Abreise, welche bei Anbruch des kommenden Tages vor sich gehen sollte, brachte S. bis gegen Mitternacht bei ihm zu. Die vergangenen 2 Jahre, welche auf eine sehr unangenehme Weise von ihm verlebt waren, berührte er nur in so fern, als sie in ihm die traurige Ueberzeugung hervorgebracht, daß in Deutschland, wo (1785) das Eigenthum des Schriftstellers wie des Verlegers jedem preis gegeben, ja als

vogelfrei erklärt sey, und bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der deutschen Litteratur, ein Dichter, würde er auch alle andern der verflossenen oder gegenwärtigen Zeit übertreffen, ohne einen besoldeten Nebenverdienst, ohne bedeutende Unterstützung, bloß durch die Früchte seines Talentes, unmöglich ein solches Einkommen sich verschaffen könne, als einem fleißigen Handwerksmanne mit mäßigen Fähigkeiten dieses gelingen müsse. Er war sich bewußt, alles gethan zu haben was seine Kräfte vermochten, ohne daß es ihm gelungen wäre, das wenige zu erwerben, was zur größten Nothwendigkeit des Lebens gezählt wird, noch weniger aber so viel, daß er bei seiner Abreise auch seine Geldverbindlichkeiten hätte erfüllen können. Von nun an sollte nicht mehr die Dichtkunst, am wenigsten aber das Drama, der einzige Zweck seines Lebens seyn, sondern er war fest entschlossen den Besuch der Muse nur in der aufgereiztesten Stimmung anzunehmen; dafür aber mit allem Eifer sich wieder auf die Rechtswissenschaft zu werfen, durch welche er nicht nur aus jeder Verlegenheit befreit zu werden, sondern auch einen wohlhabenden, sorgenfreien Zustand zu erwerben hoffen dürfe.

Diesen Plan besprach er von allen denkbaren Seiten. Wenn auch eine sich als widrig zeigte, so wäre sie doch nicht von der demüthigenden Art, wie solche, die sich täglich dem Dichter darbieten, der in der höhern Gesellschaft nicht aufgenommen, wenn er seine Feder der Bühne widme, sogar verachtet sey, auf keinen Rang unter den Ständen Anspruch machen dürfe, und wie ein fremdes, heimathloses Wesen, seinen kärglichen Unterhalt mit unabläßiger Anstrengung erringen müsse. Seinen Talenten, seiner Beharrlichkeit traute er es zu, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft, unterstützt von den reichen Hülfsmitteln der Leipziger Universität, so weit inne zu haben, daß er auch darin, wie in der Arzneikunde, den Doctorhut nehmen, und dadurch sich nicht nur einen bessern, sondern auch beständigern Zustand bereiten

könne. Er glaubte den Schluß mit vollem Rechte machen zu dürfen, wenn die Erlernung dieser Wissenschaft einem gewöhnlichen Kopf in einigen Jahren möglich sey, so müsse es ihm — der von Jugend auf zum Studiren von Systemen angehalten worden — der in den zwei ersten Jahren, die er in der Akademie zubrachte, bedeutende Fortschritte in dieser Wissenschaft gethan — der das Lateinische eben so geläufig wie seine Muttersprache inne habe — der Hallers Werke in drei Monaten sich so eigen gemacht, daß er eine Prüfung darüber mit Ehren bestehen konnte — dem das Nachdenken eine Lust, ein Bedürfniß sey — um so viel leichter werden, den Schneckengang Anderer mit seinen weit ausgreifenden Schritten zu überholen, und schnell dahin zu gelangen, wo ihn auch die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermuthe.

Sein Vorsatz darüber war so fest, die Ausführung schien ihm so leicht, eine ehrenvolle Anstellung bei einem der kleinen sächsischen Höfe so nahe, daß er und der zurückbleibende Freund sich die Hände darauf gaben, so lange keiner an den andern schreiben zu wollen, bis er Minister, oder der andere Capellmeister seyn würde. Mit diesem feierlichen Versprechen schieden beide von einander.

Aber die Himmlischen hatten anders über ihn beschlossen. Sie ließen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beschränkt, oder ganz unfruchtbar bleiben sollte. Mit Liebe leiteten sie nun an sanfter, gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst, so wie zu dem seines eigentlichen Vaterlandes anwenden konnte.

Durch dieſe nach allen Umſtänden getreue Erzählung, darf der Verfaſſer glauben, eine ſehr bedeutende Lücke, die ſich ohne irgend eine Ausnahme — in allen Lebensbeſchreibungen des großen Mannes findet, ausgefüllt, und einem künftigen Biographen die vollſtändige Darſtellung eines auf ſeine Zeit ſo einflußreichen Lebens erleichtert zu haben. Der verehrte Leſer wolle nun dieſe, von einem Augenzeugen gegebene Mittheilung, mit den früher von andern dem Publicum vorgelegten, vergleichen und dann die Glaubwürdigkeit letzterer beurtheilen.

Anmerkungen.

Seite 1, Zeile 12 lies 1749 (statt 1748).

Seite 2, Zeile 6/7. Nach den neuesten Feststellungen verliess der Vater vielmehr zwei Wochen vor Friedrichs Geburt, am 28. Oktober 1759, die Familie aufs neue. — Vgl. Minor „Schiller" I, S. 13, Z. 3 v. u.

2, 9/10. Anfang 1764. — Die Übersiedlung nach Ludwigsburg an Weihnachten 1766 übergeht Streicher.

2, 34. Vielmehr wurde Schillers Vater, der von 1766 an in Ludwigsburg war, erst im Dezember 1775, einen Monat nach der Verlegung der Akademie in die Residenz, auf die Solitüde versetzt. 1770 bekam er eine eigene Kompagnie. — Die Solitüde, die mit diesem Lustschloss gemeint ist, liegt inmitten prächtiger Waldungen auf einer Höhe zwischen Stuttgart und Leonberg und ist mit Ludwigsburg durch eine schnurgerade, 3 Stunden lange und in ihrem oberen Teil aus dem Wald herausgeschnittene breite Fahrstrasse verbunden.

4, 8/9. Durch neuere Forschungen als unbegründet erwiesen. Vgl. Minor „Schiller" I, S. 9.

6, 22/23. Bekanntlich starb sie an demselben Tage, an dem Schiller sein eigenes Haus an der Esplanade in Weimar bezog, — am 29. April 1802, zu Cleversulzbach, wo ihr Schwiegersohn als ein Vorgänger von Mörike damals Pfarrer war. Das gleich nachher genannte Mekmühl ist das aus der Geschichte Götzens von Berlichingen bekannte Möckmühl, wohin Frankh von Cleversulzbach aus kam. — Z. 23 lies acht (statt neun).

6, 26 lies 1766 statt 1767.

6, 31 lies 1777 statt 1778.

7, 25 lies 1763 statt 1765.

8, 31. Im Original: den ärmeren, Bücher, Kleidungsstücke ja sogar von seinem Bette.

9, 20. Wie oben bemerkt, vielmehr 1766.

9, 25. In Wirklichkeit viermal.
10, 32 lies 1772 statt 1773.
14, 32 lies Hoven statt Hofer.
15, 6 lies wurde statt würde.
16, 25 lies aber statt eben.
19, 30. Die Räuber erschienen erstmals zur Jubilatemesse (6. Mai) 1781 in einer Auflage von 800 Ex. anonym bei Metzler in Stuttgart, mit dem fingierten Druckort Frankfurt und Leipzig.
25, 16 lies der Musarion.
26, 8. Jonas, Schillers Briefe I, Nr. 19, wo auch die hier ausgelassenen Stellen vollständig abgedruckt sind.
29, 7. Bei Jonas Nr. 23, vom 25. Dezember 1781.
29, 18/19. Bekanntlich am 13.
31, 1. Jonas Nr. 26.
31, 24 hatte statt hatten.
32, 36. Zunächst hatte am 13. Dezember 1781 der Hofmeister Wredow, der lange in Chur Hauslehrer gewesen, ein offenes Schreiben an Schiller in den Hamburger Adress-Comptoir-Nachrichten erlassen. Diesen Artikel druckte ein Graubündner Arzt und Naturforscher, Dr. Amstein, im April 1782 in der Wochenschrift „Der Sammler" ab, zusammen mit einer von ihm selbst verfassten „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödien[!]schreibers." — Etwa gleichzeitig geht ein Brief aus Graubünden an Schiller ab, der ihn zum Widerruf auffordert. Als Schiller schweigt, wenden sich die Gekränkten an den Gartenintendant Walther in Ludwigsburg, einen geborenen Stuttgarter und Bekannten von Amberg. Dieser, vielleicht als Kollege von Schillers Vater auf diesen eifersüchtig, spielt die Sache dem Herzog in die Hand. Schiller rächt sich dadurch, dass er dem Präsidenten in „Kabale und Liebe" den Namen des Verleumders gibt. S. Ernst Müller, Schillerregesten.
35, 7. Jonas Nr. 28.
36, 2. In Wien, Mai 1782.
36, 4. Am 28. Mai.
37, 24. Jonas Nr. 31.
37, 35. verleiden hier in ungewöhnlicher Konstruktionen: nicht einem etwas v., sondern einen v. = elend machen.
37, 37. Bald mundartlich = fast, nahezu.
38, 6. ihr: in der Schreibung der Anrede Sie, Ihr ist Schiller nicht konsequent.
38, 27. Bei Jonas folgt hinter „ewig fühlen" der ganze Passus, den Streicher als Beilage gibt.

43, 35 lies: er selbst nicht auf (statt er selbst auf).

44, 6. Brief vom 15. Juli 1782, bei Jonas Nr. 32.

44, 28 lies: aus den andern angegebenen (statt aus den angegebenen).

45, 27/28. Streicher übersieht hier den Brief an den Herzog vom 1. September 1782 (Jonas 33), in dem Schiller „untertänigst um die gnädigste Erlaubniss bittet, ferner litterarische Schriften bekannt machen zu dörfen." Der Herzog antwortete mit dem Befehl an den General Augé, den Regimentsmedicus in Arrest nehmen zu lassen, sobald er sich wieder um die Erlaubnis eines Briefes melden würde.

46, 30. Im Original: vermochten.

48, 17 lies: gränzte statt gränzten.

49, 23. Johann Rudolf Zumsteeg, geb. 10. Januar 1760 zu Sachsenflur im Odenwald, seit 1792 Konzertmeister und Dirigent der Oper zu Stuttgart, † 27. Januar 1802.

51, 35. Emanuel Bach.

53, 18ff. Die Kaiserin Maria Feodorowna, geborene Prinzessin Sophie Dorothee Auguste von Württemberg († 5. Nov. 1828) war die Tochter von Herzog Karls Bruder Friedrich Eugen, der, mit einer Nichte Friedrichs d. Gr. vermählt, seine 12 Kinder auf Friedrichs Rat in der Konfession des Landes, in der lutherischen Lehre, erziehen liess. (Der Vater Karls und seiner Brüder Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, Herzog Karl Alexander, war 1712 in Wien katholisch geworden.) Dies wird, neben dem Ruf eines sehr menschenfreundlichen und hochgebildeten Fürsten, in dem er stand, ihm die Sympathien verschafft haben, von denen Streicher spricht. — Er folgte seinem zweitältesten Bruder Ludwig Eugen (1793—1795), starb aber schon 1797.

57, 36. Tatsächlich wurde die Flucht am 22. September 1782 ausgeführt. Die Festlichkeiten dauerten vom 17. bis zum 25. September. — Dass Schiller seine Flucht aus späterer Erinnerung in den August des Jahres 1782 setzt (Schillers Kalender S. 87), will neben Streichers bestimmter Angabe wenig besagen, die aber nach neueren Forschungen selbst um einige Tage korrigiert werden muss.

58, 15. Diese Dichtung Schillers ist nicht erhalten.

59, 31—32. Bekanntlich Leutnant Scharffenstein.

60, 24 statt Ergebnisse ist wohl Erlebnisse zu lesen.

61, 8. Am 23. September. — Die gewöhnliche Schreibung des Ortsnamens (Z. 9) ist Enzweihingen. (Die Enz ist ein Zufluss des Neckars.)

62, 16. Vielmehr am 28.

63, 30. Bei Jonas Nr. 35, Mannheim den 24. September 1782.

64, 25. Ausserdem schrieb Schiller noch einen Brief an den Oberst v. Seeger, vom gleichen Datum wie der an den Herzog gerichtete, den Jonas als Nr. 34 mitteilt.

65, 6. Wird richtiger „am 23." heissen.

69, 11. „kennen" statt können hat das Original.

73, 24. Sonntag den 29. September.

75, 22/23. Im Gasthof zu den 3 Rindern. Abbildung bei Wychgram „Schiller", S. 96, nach einem Aquarell im Körnermuseum.

75, 33. Jonas Nr. 36, vom 30. September (Montag).

78, 14. Jonas nimmt, wie eben erwähnt, den 30. an. Es muss aber entweder der 2. Oktober sein (Ankunft in Frankfurt am 1. Okt) oder der 29. September, falls der Brief in M. zurückgelassen wurde.

79, 6. Die Korporalin Fricke, die erst im Juli 1784, als sie geradezu mit dem Schuldgefängnis bedroht wurde, die von Baumeister Hölzel, dem damaligen Hauswirte Schillers, vorgestreckten 200 fl. erhielt. — An Hauptmann von Schade in Stuttgart bezahlt Schiller Mitte Februar 1784 fünfzig Gulden.

80, 32 ff. Darnach wäre die Idee zu „Kabale und Liebe" erst in Frankfurt in dem Dichter aufgetaucht, aber Streicher verwechselt wohl die erste Konzeption mit der näheren Fixierung, da der Plan zu dem Stück bereits während des Arrestes in der ersten Hälfte des Juli 1784 gefasst wurde

86, 29 Heute gewöhnlich Nierstein, auf dem linken Rheinufer zwischen Mainz und Worms. — Oggersheim liegt westlich von Mannheim ins Land hinein, heute an der Bahnstrecke Ludwigshafen-Worms.

87, 25. Bild bei Wychgram S. 91.

91, 32. Im Original: brachten.

92, 15/18. In diesen Worten hat man einen Hinweis darauf finden wollen, dass die Oggersheimer Wirtsleute für den Musikus Miller, seine Frau und Tochter Modell gestanden haben.

92, 18. Er hiess Derain, s. unten S. 106.

95, 26. Der damals verreist war.

96, 9. Charles Lebrun, 1619—1690.

96, 19. Es war der Leutnant v. Koseritz, ein Stuttgarter Bekannter, der auf der Durchreise in der freundschaftlichsten Absicht Schiller gesucht hatte, um ihn zu begrüssen. S. auch S. 107, Z. 30 ff.

99, 10. Der Rest des zu der Hamburger Reise bestimmten Geldes war mittlerweile aus Stuttgart eingetroffen.

100, 2. Die Woche des Alleinseins benutzte Schiller dazu, um mit der von der Solitüde herbeieilenden Mutter und Schwester Christophine in dem badischen, der württembergischen Grenze nahe liegenden Städtchen Bretten noch einmal zusammenzutreffen. Man blieb daselbst vom 22.—25. November zusammen; Schiller langte an dem verabredeten Tage um Mitternacht zu Pferde vor dem Posthause an, wo ihn seine Lieben schon erwarteten. Vgl. den Brief an die Eltern vom 19. Nov. 82 (Jonas I, Nr. 41). Schiller erbietet sich darin, von dem Wenigen, was ihm blieb, einen Karolin Reisegeld beizusteuern!

100, 15. Am 30. November 1782.

101, 17. Im Original: machte.

102, 3. Die Reise ging über Frankfurt und Gelnhausen und nahm 7 Tage (65 Stunden Wegs) in Anspruch.

103, 32. Geschrieben an einem Sonntag, Jonas Nr. 43.

104, 3. Bild bei Wychgram, S. 107. — Die jetzt mit Szenen aus Schillers Dramen in Stahlstich geschmückten Zimmerchen sind traulich, aber überaus enge.

104, 8. Am Morgen des 7. Dezember (Sonnabend) stieg der Dichter im Gasthof zum Hirsch in Meiningen ab. Er lud den Bibliothekar Reinwald, seinen nachmaligen Schwager, der „die Kost aus dem Hirsch hatte", zum Mittagessen ein, da er von Frau v. Wolzogen an ihn empfohlen war (s. Jonas Nr. 42). Am Abend ging er zu Fuss bei tiefer Finsternis nach dem eine Meile entfernten verschneiten Bauerbach.

104, 9/10. „zeigte meine Briefe auf" — bei dem Schulmeister des Ortes, Wendel-Voigt, der zugleich Wolzogenscher Gutsverwalter war. Nachdem dieser die Papiere in Richtigkeit befunden, führte er den Dr. Ritter sehr freundlich über die schneebedeckte Dorfstrasse in das Gutshaus.

105, 9/10. Damit wird wohl bloss die Zehrung an dem letzten, mit den Mannheimer Bekannten dort verbrachten Nachmittag, wo Schiller „eine Flasche Wein reichen liess", gemeint sein. Man sieht, wie Schiller es in pekuniären Dingen auch mit Kleinigkeiten genau nahm.

106, 5. Vgl. den Brief an Jacobi, bei Jonas Nr. 38, am Schluss.

108, 28. Brief an Schwan bei Jonas Nr. 44.

109, 10ff. Wir übersehen heute, was Streicher bis zu seinem Tode nicht erkannt zu haben scheint, dass dieser nur angeblich aus H., in Wirklichkeit aber aus Bauerbach geschriebene Brief zu den Fiktionen gehört, mit denen Schiller seine Spur zn verwischen und, hauptsächlich im Interesse seiner Beschützerin, Frau von Wolzogen, die durch die